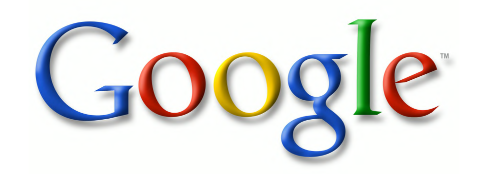
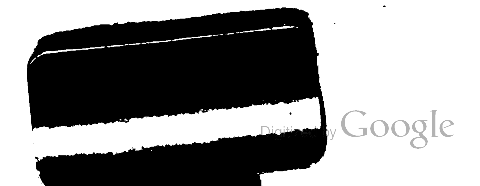






Die

Völkerschlacht bei Leipzig.

Die

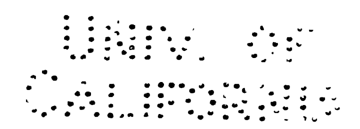
Völkerschlacht bei Leipzig

erzählt

von

Dr. Heinrich Wuttke,
Professor der Geschichte in Leipzig.

Berlin.
Verlag von B. Brigl.
1863.



Einleitung.

Das tausendjährige Reich deutscher Nation, das von den Merwingern, von Pippin und Karl dem Großen aufgebaut worden war, ging vor Napoleon in Trümmer. Getrennte Staaten, deren Oberhäupter volle Selbstherrlichkeit bekamen, ließ das Jahr 1806, und Deutschland war seitdem nur noch ein geografischer Begriff. *Das Land der Deutschen* blieb es allerdings, jedoch mit dem Zusammensturze des Reiches brach auch über die Deutschen die schwere Gefahr herein, als Volk ausgelöscht zu werden. Im Jahre 1812 war schon ein großer Theil Frankreich einverleibt, ein anderer hatte dem Gebote französischer Herrscher zu gehorchen, und diejenigen Deutschen, die noch Fürsten ihres eignen Stammes über sich sahen, mußten dulden, daß ihre Oberhäupter als abhängige Bundesgenossen Napoleon's den französischen Adlern folgten. Französisches Wesen fraß allenthalben in deutschen Landen um sich.

Da, nachdem das staatliche Dasein der Deutschen vernichtet worden war, als ihnen die Gefährdung ihres Bestandes als Volk fühlbar wurde, fing man bei uns zum ersten Male an, von „Deutschthum" zu sprechen, und raffte sich empor, um mit dem letzten und äußersten Aufgebot der Kräfte die Franzosen aus dem deutschen Boden herauszuschlagen.

Es galt im Jahre 1813, das Vaterland zu erstreiten. Und wahrhaftig, kein geringes Unterfangen war es, denn Napoleon's Macht schien nach gewöhnlicher Schätzung überwältigend. Die Rettung mußte versucht werden mit waghalsiger Kühnheit, mit todesmuthiger Hingebung. Aus der verzweifelnden Stimmung heraus schlug eine Lohe der Begeisterung, deren glühender Widerschein in alle Zukunft unseres Volkes leuchtet.

Auf den Gefilden Leipzigs fiel die Entscheidung zum Heile für Deutschland. Wie sie vorbereitet wurde, welches ihr Verlauf war, sollen die nachfolgenden Blätter erzählen. Daß wir ein deutsches Vaterland noch haben, daß deutsche Bildung rein erhalten worden ist, daß uns die Möglichkeit einer Wiederherstellung unseres Reiches geblieben, das Alles danken wir dem großen Siege bei Leipzig, mit dem zugleich ein zwanzigjähriges Kriegen in Europa dem Ende zugeführt ward.

Vieles Große weisen die Tafeln der Geschichte, doch nichts Größeres, als jene edle Erhebung des Jahres 1813. Würdig steht sie zur Seite der Begeisterung der Hellenen in ihrem ersten Ankampfe gegen die Perser. Unsere eigne Vorzeit bietet zum Vergleiche blos die Abwehr der Römer, die Teutoburger Schlacht: auch damals war die Gefahr ungeheuer, der Feind übergewaltig, auch damals schadete uns der Fürsten Entzweiung, die Zuwendung vieler Gebieter zum Gegner; aber ehrenvoller, als mit List zu siegen, ist es gewiß, bei hellem Tage die offene Brust dem Feinde entgegenzuwerfen, wie die Männer von 1813 thaten. Der Beweis wurde geliefert, daß die Kraft reiner Begeisterung anscheinend Unglaubliches durchzuführen vermag, und ein Beispiel für alle Zeiten dem deutschen Volke gegeben, welches keine Entschuldigung zuläßt, wenn jemals wieder sein Bestand in Frage gestellt würde.

Im Gedächtniß behalten soll unser Volk die Begebenheiten des Jahres 1813, pflegen die Erinnerung an seine erhebenden Großthaten und auch den Warnungsrufen das Ohr öffnen, die zugleich zu uns sprechen. Der Zertheiltheit Fluch, sowie das

Unheil, welches niedere, falsche Klugheit ausgesäet hatte, war zu überwinden. Welche Anstrengungen, welche Opfer kostete dies! Und bitter mußte Deutschland nach seinem Triumfe die thörichte Vertrauensseligkeit büßen, mit der es sich der Führung Solcher hingab, die seiner unwürdig waren. Nicht innere Freiheit, nicht Reichseinheit, nicht des deutschen Landes ganze Ausdehnung ward erstritten, weil ja immer noch die Leute des alten, schlechten Systems das Steuer der Staaten in der Hand hatten. Doch auf diese Schattenseite den Blick zu heften, liegt uns glücklicherweise in diesem Augenblicke nicht ob, indem wir nur von gewaltigen Kriegsthaten berichten, die an Größe ihres Gleichen nicht haben.

Ganz Deutschland war 1813 in Kriegsflammen. Ausgekämpft wurde in ihm der europäische Krieg. Die eine Partei bildete Frankreich, an dem Italien und Illyrien hing, mit dem Dänemark verbündet war, für das die Polen fochten. Die andere Partei bestand aus England, Rußland und Schweden, den Spaniern und Portugiesen. Ueber die pyrenäische Halbinsel war die Herrschaft noch zweifelhaft, bis die Besiegung Jourdan's durch Wellington bei Vittoria am 21. Juni 1813 den Thron von Napoleon's Bruder umstieß. Der deutsche Stamm aber war gespalten. Deutsche kämpften gegen einander. Napoleon verfügte über den größten Theil der deutschen Kräfte, obgleich allerwärts der Sinn der Bevölkerung wider ihn war und viele Einzelne aus allen Gegenden sich unter die Banner schaarten, die gegen Napoleon entfaltet wurden. Nur die kleinere Osthälfte zusammt Ungarn und Siebenbürgen zückte gegen ihn das Schwert. Im Nordosten hielt jedoch französisches Kriegsvolk die meisten Festungen noch besetzt. In Verzweiflung kämpften die Deutschen für ihre Befreiung von der Fremdherrschaft, mit dem vollen Bewußtsein, daß die höchsten Güter durch Tapferkeit zu erstreiten seien. Die ungeheure Macht Napoleon's war nicht mit einem Schlage zu brechen. Der Frühjahrsfeldzug in Deutschland lastete allein auf Preußen und Rußland. Wie ein den Frühling verkündender Sturm brausten die tapfern

Söhne Preußens durch das erwachte Land; flammensausend schwangen sie ihr Schwert, statt Blumen den Tod im Gefolge, aber ewiger Glanz umstrahlt die Thaten dieser Jugendzeit des Befreiungskrieges. Früher, als man gedacht, trieb Napoleon's Uebermacht das befreiende Heer bis in die Mitte von Schlesien. Schon stand der Abzug nach Polen bevor, als glücklicherweise Oesterreich einen Waffenstillstand vermittelte. Oesterreich schrieb dem französischen Kaiser Bedingungen des Friedens vor, und als er sie abwies, ergriff es die Partei der Verbündeten und erklärte ihm, sowie der Waffenstillstand abgelaufen war, am 19. August den Krieg. Damit hörte Rußland auf, als Hauptgegner zu gelten, dem das geschwächte Preußen hätte folgen müssen. Am 17. August überschritt Feldzeugmeister Hiller mit 40,000 Oesterreichern die Sau bei Agram, worauf die Kroaten und Dalmatiner aufstanden und die französischen Behörden sich in die festen Plätze flüchteten. Eugen Beauharnais, der Vicekönig von Italien, widerstand ihm; dennoch besetzten die Oesterreicher am 10. September Triest, am 5. October Laibach. Dort im Süden lag jedoch nicht die Entscheidung, sondern im mittleren Deutschland.

Hier hatte in der Lausitz, um Zittau, Napoleon seine Hauptmacht versammelt. Demnächst sollte Dresden den Drehpunkt seiner Bewegungen abgeben. Gegen Böhmen hin sich zu decken, in den Ebenen der Mark sich auszubreiten, war seine Absicht. Ungerechnet die Besatzungen der vielen Festungen hatte Napoleon im Felde über 440,000—450,000 Krieger zu verfügen (zufolge eines Berichtes an ihn; wenn man aber lieber Denen traut, die seine Stärke auf's geringste veranschlagen, über 100,000 Mann weniger); in Erfurt und Mainz befanden sich die Speicherungen zur Verpflegung.

Um ihn herum hielten die Heere der gegen ihn Verbündeten, durch weite Zwischenräume von einander getrennt, wie sich dies aus dem bisher Geschehenen ergab. Das „große Heer" unter Schwarzenberg hatte sich in Böhmen gesammelt: 115,000 Oesterreicher, 58,400 Russen, 48,500 Preußen machten

es aus; doch wird seine Gesammtstärke von Kundigen auch zu 237,000 Mann berechnet. Ein zweites Heer unter Blücher's Führung stand in Schlesien, 61,000 Russen und 38,000 Preußen stark; ein drittes, das Nordheer, von Bernadotte, dem schwedischen Kronprinzen, befehligt, in der Mark Brandenburg an der Havel und Spree und gegen die Nieder-Elbe hin, zählte 100,000 Deutsche, 22,000 Russen, 18,000 bis 24,000 Schweden, 3000 Engländer. Dessen Lage war die schlimmste, weil es sich zwischen Festungen bewegen mußte, die der Feind innehatte, und, wenn es sich über Berlin hinaus Sachsen näherte, Davoust's feindliches Heer zu Hamburg in seinem Rücken behielt. Die Verbündeten zogen also mit größerer Heeresmacht aus.

Allein für Napoleon ergab sich eine große Ueberlegenheit aus der Einheit, die er sowohl vermöge seiner Stellung, als seines Befehles hatte. Unter den Verbündeten war völlige Uebereinstimmung nicht zu erwarten. Damit sie nach Möglichkeit erreicht werde, hatten die Herrscher die Oberleitung dem österreichischen Feldmarschall, Fürsten Karl Schwarzenberg, anvertraut; nur Bernadotte hing nicht von seinem Befehle ab. Die eine Schwierigkeit seiner Aufgabe lag darin, die widerstrebenden Stoffe zum gemeinsamen Ziele hinzuführen und dazu die mannichfachen Unzuträglichkeiten, die verschiedenartigen Rücksichten der Fürsten und Feldherren, das Widerstreben im Thun und Lassen zu überwinden. Mit der äußersten Höflichkeit, mehr bittweise, denn befehlend, benahm er sich gegen seine Untergebenen und sein beständiger Gedanke blieb wie „der Pfad, auf dem ich wandle, so schmal ist, ein Fehltritt mich in einen unabsehlichen Abgrund stürzt."

Der Kriegsplan ward am 12. Juli in Trachenberg von Bernadotte, dem preußischen Obersten Freiherrn von der Knesebeck und dem russischen Heerführer Grafen Toll entworfen. Nicht eines bestimmten Gebietes Einnahme schrieb er als Zielpunkt vor, sondern das feindliche Heer. Nach dessen Unternehmungen haben sich die eigenen Bewegungen zu richten.

Alle drei Heere sollen vorgehen, dasjenige aber, gegen welches Napoleon seine volle Kraft wendet, wieder zurück, während die beiden andern mit raschen Märschen Napoleon in Rücken und Seite fallen, um ihrerseits, sobald Napoleon sich gegen eins von ihnen gekehrt hat, durch Rückzug einer Schlacht auszuweichen, wohingegen das vorher zurückgewichene wieder vorwärts schreitet. Vermöge eines solchen Verhaltens hoffte man ebensowohl einer Niederlage auszuweichen, als mit der Zeit den Feind einzuengen und das Zusammenkommen aller drei Heere zu ermöglichen.

Kaum sind die Waffen wieder erhoben, so fällt schon Schlag auf Schlag. Um Berlin zu erobern, führt Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, ein Heer von der Mittelelbe aus, und Marschall Davoust, Fürst von Eckmühl, ein anderes von Hamburg. Diesen hält Bernadotte's geschicktes Bewegen und der Lützower Freischaar Tapferkeit, welche einige Feldschanzen an der Stegnitz ein paar Tage vertheidigte, in dem Wahne, ihm gegenüber befinde sich Bernadotte's überlegenes Heer. Jenen schlug in der Nähe von Berlin der tapfere Bülow am 23. August bei Großbeeren auf's Haupt. Napoleon selbst geht gleichzeitig auf das schlesische Heer los: Blücher läßt ihn nicht an sich kommen, weicht tief nach Schlesien zurück. Mittlerweile aber fällt das Hauptheer Napoleon in den Rücken, aus Böhmen gegen Dresden ziehend. Sogleich läßt Napoleon von Blücher ab, um dieses zu erreichen. Schon war das hinter die Katzbach gewichene schlesische Heer einem Zustande der Auflösung nahe, nur seine kraftvolle Führung erhielt es aufrecht. Blücher unternimmt nun den Kampf und überwindet am 26. August die Franzosen, welche Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, gegen ihn führt. Am selben Tage und am folgenden findet bei Dresden ein großer Zusammenstoß statt. Napoleon hat den Schwarzenberg, der Dresden angreift, gefaßt und schlägt ihn vollständig. Eine Handlung auf dem Kriegsschauplatze ist damit geschlossen.

Von der Schlacht bei Dresden bis zur Schlacht bei Leipzig.*)

Der erste große Schlag war also gefallen. Die Hauptmacht der Verbündeten hatte den Angriff, der entscheiden sollte, gegen Napoleon unternommen. Eine heiße zweitägige Schlacht war geschlagen worden, sehr bald hatten die herzhaften Angreifer die Schwere seines wuchtigen Armes empfunden, mit ihrer völligen Niederlage endete der Kampf. Ihr Heer war um 40,000 Mann geschwächt. Wenigstens 15,000 Todte und Verwundete verloren sie in den beiden Schlachttagen, und 23,000 Gefangene wurden von den Franzosen nach und nach eingebracht. 30 Geschütze wurden den Verbündeten auf dem Schlachtfelde genommen, ebensoviele büßten sie auf dem Rückzuge ein, gewaltige Mengen von Schießbedarf hatten sie selber, als nicht zu retten, in die Luft gesprengt. Zurückgetrieben waren sie nach Böhmen, woher sie ausgegangen. Hinter das Erzgebirge mußte schleunigst das geschlagene, aufs äußerste ermüdete und entmuthigte Herr. Der schwierige Zug über die Berge war um so beschwerlicher, weil langer Regen den ohnehin schon schlechten Weg durchweicht hatte. Manche Strecke mußten die Geschütze von Soldaten mühselig vorwärts gezogen werden. Und dabei fehlten hin und wieder die Lebensmittel. Niedergeschlagen waren alle. In des Sieges Erwartung waren sie vor zehn Tagen aufgebrochen, voll kühnen Muthes: jetzt schon, traurig und bekümmert, ging es so schnell als möglich, mit vieler Verwirrung, den Feind im Rücken, nach Böhmen in's alte Lager. Der Oberfeldherr war dermaßen über die Folgen dieser schweren Niederlage besorgt, daß er Blücher

*) Der geneigte Leser wolle zu dieser Darlegung eine Karte von Deutschland in die Hand nehmen. Die Erzählung von Kriegen wird nicht recht verstanden, wenn man sich die Lage der Orte, die Entfernungen und Richtungen nicht vergegenwärtigt. Ohne den Anblick einer Karte setzen sich sehr leicht falsche Vorstellungen fest.

rief, mit 50,000 Streitern zu Hülfe zu kommen. An der Eger wollte er seine Streitkräfte in einem verschanzten Lager wieder sammeln; Prag, meinte man, werde vertheidigt werden müssen. Die verbündeten Herrscher befanden sich in Bestürzung. So außerordentliche Anstrengungen waren gemacht worden, und dennoch hatte der kriegsgewaltige Napoleon sie überwunden: wie wird der letzte Ausgang dieses Kampfes sein? Natürlich werden jetzt die Kleinmüthigen verzagen und auf Vertrag mit dem Feinde sinnen. Die Führer der Preußen fürchteten sogleich, daß der Bund sich auflösen werde. In der That schickte Metternich, des österreichischen Kaisers Rathgeber, schon einen Unterhändler zu Napoleon nach Dresden.

Metternich machte Friedensvorschläge. Er gestand Napoleon den Rhein als Frankreichs Grenze, den Fortbestand der italienischen Verhältnisse zu, verlangte aber für Oesterreich die Rückgabe von Illyrien und Tirol, für Deutschland die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten, für Holland die Abtrennung von Frankreich und einen unabhängigen König, den Napoleon ernennen könne, für Spanien Wiedereinsetzung Ferdinand's VII. auf den Thron. Wolle Napoleon auf dieser Grundlage sich vereinbaren, so erbot er sich, Prag für neutral zu erklären, damit dort die Friedensverhandlungen geführt würden. Bis zum 3. September erwarte er einen französischen Bevollmächtigten in Prag.

Wie hätte Napoleon jetzt daran denken sollen, die Waffen aus den siegreichen Händen zu legen, solche Bedingungen sich vorschreiben zu lassen? Er schickte keinen Bevollmächtigten.

Napoleon's Herz war nach der dresdener Schlacht voller Freude. Er fühlte sich wiederum wohlgemuth und sicher. Europa sah von neuem seine Unüberwindlichkeit. Erst hatte er die Preußen und Russen aus Sachsen heraus tief nach Schlesien hineingetrieben, jetzt die Russen und die Preußen und die Oesterreicher zusammen auf's Haupt geschlagen. Die Aeußerungen, die er fallen ließ, verriethen seine glückliche Stimmung. „Ich denke früher in Böhmen zu sein, als meine Gegner, und

zugleich mit meinen drei Herren Collegen in Prag!" sagte er zum sächsischen Heerführer von Gersdorf.

Der Gedanke, welchen er aussprach, traf richtig, was ihm seine Lage gebieterisch vorschrieb. Auf das fliehende Heer des Feindes mußte er ohne Verzug und Ablaß die Wucht seiner siegenden Macht fallen lassen. Das lange Regenwetter, die engen Gebirgsstraßen und die Erschöpfung seiner Mannschaft durch einen hartnäckigen Kampf setzten freilich einem solchen Vorhaben beträchtliche Hindernisse entgegen, allein ganz die nämlichen Hindernisse hatte auch sein Gegner zu überwinden, das Spiel war folglich gleich; im Vorsprung befand er sich sogar, nicht nur als Sieger, sondern weil in Folge des Ganges der Schlacht sein Heerführer Vandamme die grade Straße nach Teplitz bereits den Verbündeten abgewonnen hatte. Wenn aber auch Napoleon von der augenblicklichen Gestaltung der Verhältnisse absah, geboten dennoch die allgemeinen Erwägungen der Lage ihm, über das Erzgebirge vorzudringen und sich, wenn irgend möglich, zum Meister des böhmischen Kessels zu machen. Kriegsschauplatz war Sachsen geworden. Der Zug des schlesischen Heeres vor dem Waffenstillstande hatte ihm dies Feld des Kampfes anfänglich vorgeschrieben. Nachdem er die Preußen bis in das mittlere Schlesien zurückgedrängt hatte, nahm er mit freier Wahl aus triftigen Gründen seine Hauptstellung in Sachsen. Ein so mächtiger Strom, wie die Elbe, bot die allergrößten Vortheile der Vertheidigung, erleichterte die Zufuhr und legte dem angreifenden Feinde gewisse Beschränkungen seines Handelns auf, die Napoleon in voraus berechnen konnte. Sämmtliche Elbübergänge vom Erzgebirge nordwärts befanden sich in seiner Gewalt, die Reihe der Elbfestungen, Torgau, Wittenberg, Magdeburg waren von seinem Kriegsvolk besetzt: der Angriff von ihnen aus auf die brandenburgische Mark schien leicht, und falls er fehlschlug, blieb den Franzosen gesicherter Rückzug. Die Wahl Sachsens empfahl sich außerdem auch noch aus anderen Rücksichten. Seine Stützpunkte im Rücken waren die Festungen Erfurt und Mainz: da waren die Auf-

speicherungen der Vorräthe, die Napoleon dem im Felde befindlichen Heere zuführen lassen mußte, da waren die Sammelplätze der nachrückenden Mannschaften. Die Mittel von halb Europa hatte er zwar in seinen Dienst gezogen, seine wahre Stärke lag aber doch immer in Frankreich. Nun geht die grade Straße von Frankreich über jene Festungen nach Sachsen hinein, und daß es Vortheile bot, die Verbindung auf dem nächsten Wege zu unterhalten, liegt auf der Hand. In Sachsen haltend, focht er gleichsam im Herzen von Deutschland: das machte überall Eindruck zu seinen Gunsten. Die Gefahr des Abfalls seiner deutschen Verbündeten war zudem nahe gerückt. So lange er in Sachsen stand, war er jedoch der Abhängigkeit des Königs von Sachsen versichert und durfte über dessen Machtmittel verfügen, die sonst wahrscheinlich dem Gegner zufielen. Um Baiern im Bunde zu erhalten, hatte er in der Würzburger Gegend den Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, mit einem kleinen Heer aufgestellt. 6000 Reiter vom Kern seiner Leute waren schon aus Spanien abberufen, die zu Augereau in Würzburg stoßen sollten. Von Leipzig aus führte die Straße gen Würzburg. Endlich stand in Sachsen Napoleon in der Mitte seiner Gegner. Beliebig vermochte er nach drei Seiten sich zu kehren und, indem er seine Streitmittel zusammenhielt und überschaute, nach jeder dieser Richtungen seine Streiche zu führen, während um ihn her der Feind seine Kräfte auf weite Entfernungen auseinanderrücken mußte, so daß ein feindliches Heer das andere nicht zu unterstützen im Stande war. Wie ein Keil war die französische Streitmacht zwischen die feindlichen Länder geschoben und der Zusammenhang unter den ihn anfallenden Gegnern nur auf großen Umwegen, also mit Zeitverlust, zu erhalten. Er hingegen befand sich in der Mitte eines Bogens: überall fiel ihm der kürzeste Weg zu. Dieser Vortheil setzte seine der Zahl nach schwächere Streitmacht in den Stand, an denjenigen Stellen, wo eine Entscheidung gesucht wurde, mit überlegenen Kräften aufzutreten. Wofern er ihn aber nicht auszubeuten verstand, das

heißt, wenn es ihm nicht gelang, in der ersten Zeit nach dem Beginne des Feldzugs einen die ganze Lage umgestaltenden Sieg zu erfechten oder den ihn umspannenden Kreis zu zerreißen, so mußte es in's Gegentheil umschlagen und er vielmehr unter den Druck gewaltiger Nachtheile gerathen. Denn sobald die verschiedenen Heere, die ihn bekämpfen wollten, immer näher herangerückt waren, wurde der Kreis seiner eigenen Bewegungen verengert, und das Zusammenwirken seiner Feinde mußte schließlich erfolgen. Alsdann wuchtete ihre Ueberzahl ausschlaggebend. Wurde er aber auf drei Seiten dicht umfaßt und gelangte der Feind sogar in seinen Rücken, so konnte seine Lage in hohem Grade peinlich werden. Das Alles trat wirklich nach Verlauf von sieben Wochen ein, als man bei Leipzig sich schlug. Napoleon befand sich demzufolge in die Nothwendigkeit versetzt, so rasch als thunlich die Entscheidung mit den Waffen herbeizuführen. Was konnte er denn überhaupt gewinnen, sobald der Krieg sich in die Länge zog? Preußen leistete schon das Aeußerste, aber Oesterreich vermochte noch mehr Streiter aufzubieten. War er allerdings ebenfalls im Stande, frische Soldaten heranzuziehen, so hatten die seinigen doch einen viel weiteren Weg zurückzulegen, ehe er sie zur Verfügung bereit hatte. Ueberdies wußte er, daß Bennigsen ein russisches Heer in Polen sammelte und heranführte. Die Gährung, in der das deutsche Volk wallte, mußte ihm von Tag zu Tag bedrohlicher werden. Wie leicht konnte in den Ländern, die zwischen Frankreich und Sachsen lagen, Aufstand emporlodern! nicht völlig sicher war er im Rücken. Unter einem überall ihm feindseligen Volke führte er den Krieg! Und außerdem wußte er ja, daß seine gekrönten Bundesgenossen in der Treue wankten. Zerschmetterte er aber das feindliche Hauptheer, dann wahrlich brauchte er diese Gefahren nicht zu achten; fielen die Würfel wider ihn, so begab sich schnell, was sonst die Länge einer Zeit des Schwankens und der Ungewißheit dennoch endlich zur Reife bringen mußte. Mithin kam für ihn Alles darauf an, den errungenen Sieg zu verfolgen

und das geschlagene böhmische Heer durch einen zweiten Schlag zu zertrümmern. Die Märsche, welche die Oesterreicher und Russen auf der Flucht machten, waren ebenso gut von seinen Kriegern auszuführen. Siegte er noch einmal, so waren Blücher's und Bernadotte's Heere nicht mehr zu fürchten. Verlor er in Böhmen eine Schlacht, so hatte er den Rückzug über das Erzgebirge, in diesem wahrscheinlich seine Deckung, und die Elblinie schützte immer noch die Seite eine oder mehrere Wochen, so daß er seine weiteren Bewegungen freibehielt. Stand er aber als Sieger in Böhmen, so war Baierns Abfall nicht nur nicht zu besorgen, sondern große Aussicht, mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser von Oesterreich, zu einem Austrag zu gelangen, und damit war dann der ganze Krieg zu seinen Gunsten entschieden. Jedes andere Unternehmen war bedenklicher. Denn weit ab vom Mittelpunkte seiner Streitkraft standen die beiden andern Feindesmassen. Gegen welche er einen Angriffsstoß führen mochte: er mußte sich weit von ihm entfernen, während das böhmische Heer, sobald es nur in seinen Lagerungen jenseits des Gebirgs sich wieder gesammelt hatte, in ein paar Tagemärschen auf das nahe Dresden stürzen konnte. Hieraus ergab sich die mißliche Wahl, entweder, indem er seine volle Macht daransetzte, eins dieser beiden feindlichen Heere zu zertrümmern, Dresden schwach beschützt zu lassen und möglicherweise zu verlieren, oder, indem er gegen das Erzgebirge eine starke Deckung hinstellte, seine Unternehmung mit unzulänglichen Mitteln zu betreiben, mithin deren Ausgang zu gefährden. In Böhmen stand überdies sein Feind auf beiden Seiten der Elbe; von Böhmen aus war sonach seine Elbstellung zu umgehen, konnte er umfaßt werden: Alles Gründe, Böhmen zum Hauptziel seiner Unternehmungen zu machen.

Ungewöhnlich vortheilhaft für Napoleon waren nun die Verhältnisse nach dem dresdener Siege. Hatte doch der geschlagene Feind hinter sich kein ebenes Land, in dem er sich frei ausbreiten, an Stützpunkte lehnen, leicht ordnen und aufraffen konnte. Er mußte vielmehr über ein hohes Gebirge, 120,000

Franzosen saßen ihm auf dem Nacken, König Mürat von Neapel zog auf der freiburger Straße, Mortier Herzog von Treviso bei Pirna, Marmont Herzog von Ragusa sollte in der Richtung von Altenberg und Zinnwald gegen die böhmische Grenze rücken, Marschall Gouvion Saint Cyr ward am 28. August nach Dohna gerichtet. In den ersten Frühstunden des 29. August ertheilte Napoleon Befehl, daß Mürat von Frauenstein, Marmont von Dippoldiswalde, Saint Cyr von Maxen, überhaupt auf diesen drei Wegen dem fliehenden Feinde nachsetzten.

Vandamme, der bei Königstein die Elbe überschritten, auf ihre linke Seite sich gestellt und am zweiten Tage der dresdener Schlacht die nach Teplitz führende Straße gewonnen hatte, drängte auf dieser mit 40,000 Soldaten nach. Er hatte am Abend des 28. August vom Kaiser den Befehl empfangen, in Böhmen einzudringen; nicht anders konnte er denken, als daß ihm der Kaiser mit der Hauptmacht nachfolgen werde. Jedoch es war nicht so. Napoleon's Sinn war unterdessen schwankend geworden. Er überlegte hin und her, als Zeit zum Handeln war. Er kehrte um, von Pirna zurück nach Dresden, und führte seine Garden vom Schlachtfeld dahin. Am 30. August zieht er einen Theil der zur Verfolgung entsendeten Streitkräfte von Mürat und Marmont an sich zurück. Fühlte er sich so sicher? Das Regenwetter hatte ihm ein Uebelbefinden zugezogen: ernstlich erkrankt war er aber keineswegs. Unausgesetzt ertheilte er Befehle. Wäre er selbst unfähig zur Arbeit gewesen, so hatte er bewährte Feldherren bei sich, denen er die Anordnungen vertrauensvoll übertragen mochte. Thiers sagt: eben in diesem Zeitpunkte habe Napoleon die Kunden von den unglücklichen Schlachten seiner Feldherren bei Großbeeren und an der Katzbach erhalten. Großen Werth hatte er auf das Unternehmen Oudinot's gelegt und fest erwartet, Oudinot's Einzug in Berlin zu vernehmen. Wenn dies geschah, wenn Preußens Hauptstadt eingenommen war, in welcher Glorie stand er dann vor der Welt! Welcher Schreck

mußte dann die Preußen heimsuchen! Dann konnte auch der Verkehr mit seinen Oderfestungen hergestellt werden. Das war nun wider Erwarten ausgeschlagen. Die nebensächlichen Bewegungen der Nebenheere erfaßten jetzt seine Gedanken, und er verlor darüber das Hauptheer und den Entscheidungspunkt aus dem Auge. Berlin sollte eingenommen werden. Aber mit einem male läßt sich nicht Alles durchsetzen.

Inzwischen überschreitet Vandamme den Kamm des Erzgebirges, dringt rüstig vorwärts auf der teplitzer Straße, mitunter fechtend gegen die Russen, von denen ein Heertheil unter Führung des Prinzen Eugen von Würtemberg sich, wiewohl mit schweren Verlusten, glücklich durchschlägt. Vandamme wirft am 29. August auf den südlichen Vorbergen aus Nollendorf und Kulm die Russen und schreitet siegend vorwärts. Jetzt war es nahe daran, daß ein großes Geschick sich erfüllte. Gelang es dem tapfern französischen Feldherrn, Teplitz zu gewinnen, das der Sammelplatz der Verbündeten sein mußte, weil da die verschiedenen Straßen aus dem Gebirge zusammenliefen, so war die Auseinandersprengung des böhmischen Heeres vollbracht. Noch waren viele Abtheilungen aus den Schluchten nicht heraus. Nicht in geordneten Schaaren kamen sie in's Thal herunter, denn auf den schmalen, an manchen Stellen durch stehengelassenes Fuhrwerk verfahrenen Gebirgswegen war ja keine Gliederung aufrecht zu halten. Sie konnten einzeln, wie sie herabkamen, des Feindes Beute werden. In Teplitz überschaute man die ganze Größe der Gefahr. Zwei Stunden vor Teplitz bei Priesten setzten Eugen und Graf Ostermann mit ihren Russen den heranziehenden Franzosen den entschlossensten; hartnäckigsten Widerstand entgegen, und durch einen Kampf äußerster Verzweiflung hielt Eugen für diesen Tag ihr Vorwärtsdringen auf. Dreimal wurde Priesten von den Franzosen erstürmt, immer wurde es ihnen wieder entrissen. Beinahe der dritte Mann der Russen ging verloren. Wie König Friedrich Wilhelm, der seit dem 28. August in Teplitz sich befand, die Lage vor Augen sah und gewahrte, daß die

Feldobersten die Fassung verloren, griff er — es galt seine Krone — selber mit größtem Eifer und Geschick ein und sammelte, was nur an Mannschaften von allen Seiten herbeizuschaffen möglich war, um den Kampf zu unterhalten. Truppweise, wie die Soldaten in's Thal herabströmten, wurden sie geschaart und dem Gefechte zugeführt. Immer mehr Kriegsvolk kam aus dem Gebirge heran. Da ward denn am Abend dieses Kampftages, wie es muthigen Männern geziemte, beschlossen, Vandamme's ferneren Angriff nicht abzuwarten, sondern ihn gleich selbst in Kulm anzugreifen. Die Schlacht entbrannte also am 30sten. Während sie tobte, wurde ihnen unversehens Hülfe. Die Preußen unter Kleist steckten auch noch auf dem Rückzug von Dresden im Gebirge. Hinter ihnen befand sich Saint Cyr's Heer. Schwarzenberg ließ ihnen den Befehl zukommen, an der bevorstehenden Schlacht sich zu betheiligen. Aber der Weg vor ihnen war durch stehengelassenes Fuhrwerk verstopft. Sie konnten auf ihm nicht vorwärts und wurden inne, daß sie abgeschnitten waren. In ihrem Kriegsrath wies Grolmann, das Haupt des Generalstabes, auf Fink's Gefangennahme bei Maxen im siebenjährigen Kriege hin: ein Gleiches stehe ihnen jetzt bevor, ein einziger Weg sei noch offen, über die Nollendorfer Kapelle, auf dem man sich nöthigenfalls durchhauen müsse. Kleist schlug, seine Richtung verändernd, diesen Weg ein und kam so am zweiten Schlachttage den Franzosen gerade in den Rücken, denn er marschirte die steile Gebirgsstraße, die vor ihm Vandamme gezogen war. Erst meinte Vandamme, als hinter ihm auf den Höhen Soldatenzüge sichtbar wurden, das sei sein Kaiser, der nahe, Mortier's Kriegsvolk folge auf der Straße, die er geöffnet, hinter ihm. War's so, wie bitter war dann das Schicksal der Deutschen! Kaum hatte Vandamme begriffen, daß es der Feind war, dessen Geschütz ihn im Rücken beschoß, als er ohne Zaudern, im klaren Ueberblick seiner Lage, Kulm und sein dort feuerndes Geschütz fahren lassend, mit seiner Macht in einer großen Heersäule auf ihn losstürzte, um seinerseits im Sturm durchzubrechen und den

Rückweg zu öffnen. Ehe noch die Preußen sich entwickelten, waren sie durch den wüthenden Anprall der Franzosen in Verwirrung gebracht. Wurde aber auch Kleist auf die Anhöhen zurückgeworfen, so daß er sich für besiegt, ja für gefangen hielt, so war es dennoch Vandamme's in Unordnung gerathenem Heere nicht möglich, sich ganz zu retten. Hinter ihm her waren die Verbündeten. Vandamme konnte seinem Verhängniß nicht mehr entrinnen, obschon er alles Mögliche that. Er selber ward gefangen. Zu spät, als Vandamme's Heer schon untergegangen war, gelangte der säumige Saint Cyr in die Nähe. Zu ihm stieß der Ueberrest von Vandamme's Haufen, der sich durchgeschlagen hatte.

Der Siegesjubel der Verbündeten nach der überstandenen Angst war groß, und da auch während der Schlacht noch, als die Franzosen in voller Flucht waren, die freudige Nachricht einlief von der Schlacht an der Katzbach, war mit einem Male der düstere Schleier, der seit dem dresdener Kampfe die Gemüther umzog, zerrissen. Glück und Unglück hielten sich ja die Wage, dreier Siege konnte man sich rühmen; verwischt war der lähmende Eindruck der Niederlage und Flucht, die geschwundene Kampflust erwachte abermals und Zuversicht erfüllte wieder die Herzen. Gehoben war von Neuem die Stimmung. Hinter die Eger das Heer zurückzuführen, daran dachte man jetzt nicht mehr. Das Einbrechen der Franzosen war für's erste abgewehrt. Indessen ließ man vorsorglich die nach Böhmen hereinführenden Pässe verhauen und den Gebirgsrand besetzen, da der Feind ja noch mit großer Macht am Erzgebirge stand. An ein neues Unternehmen gegen ihn durfte man freilich so bald noch nicht denken; war doch das Heer um 50,000 Mann geschwächt worden und in arge Unordnung gerathen. Vor allem mußte es wieder in guten Stand gesetzt werden. Was sich gegen den Feind thun ließ, war, Schwärme leichter Truppen in seinen ungeschützten Rücken zu werfen, die seine Verbindungen unterbrachen, den Zuzug zu ihm abfingen, die Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedarf abschnitten, kurz ihn in Klei-

nen störten und schwächten. Oberst Mennsdorf hatte sich auf diese Weise schon recht nützlich gemacht. Am 2. September ward also der Heerführer Thielmann mit 1500 Reitern über Kommotau nordwestwärts ausgeschickt, dem bald der Hetmann Graf Platof mit 2000 Kosaken nachfolgte. Diese eröffneten mit Geschick und Glück den kleinen Krieg an der Saale. Thielmann und Mennsdorf nahmen am 11. September Weißenfels, am 12ten Naumburg, bewegten sich also auf der Straße zwischen Leipzig und Erfurt. Der kleine Krieg, der im Rücken der Napoleonischen Macht ununterbrochen fortging, ward von großem Belang. Das Uebergewicht an leichten Reitern und die günstige Stimmung der Bürger und Bauern kam da außerordentlich zu statten. Die Straßen wurden verlegt, Alles unsicher gemacht, die Nachrichten abgesperrt, kleine Abtheilungen aufgehoben, Kassen weggenommen, die von Leipzig nach Erfurt gehenden Züge der Gefangenen überfallen, vielleicht der größere Theil der Gefangenen, welche die Franzosen gemacht hatten, wieder befreit. Vom 11. September bis zum 28sten nahmen die Streifschaaren über 10,000 Franzosen gefangen. Der Schaden, den sie im Ganzen anrichteten, überwog die Bedeutung einer Schlacht. Die französische Reiterei reichte gegen sie nicht aus, und da sie es fühlte, sank ihr Muth. Auch die großen Heere wurden von den Kosaken umschwärmt und unaufhörlich geneckt. Hart an die feindlichen Lager ritten sie heran. Jeder vereinzelte Trupp fiel in ihre Gewalt. Dieser kleine Krieg trug wesentlich bei, das Gefüge der französischen Macht zu erschüttern und ihre Auflösung vorzubereiten.

Das Hauptheer selbst mußte sich, ehe es zu einem Angriff übergehen konnte, erst verstärken; so lange, bis dies geschehen, mußte man unthätig verweilen. Die dringendste Sorge war die, vorerst die eingetretene Auflösung zu überwinden, die Soldaten wieder in gute Zucht zu bringen. Große Noth machten die Russen, die nach ihrem Gefallen sich einlagerten und den Einwohnern wegnahmen, was sie wegnehmen konnten. Auch im österreichischen Heerwesen sah es übel aus, weshalb das

Haupt des Stabes, Feldmarschall=Leutnant Graf Radetzky, nachdrückliche Mahnungen an den Oberfeldherrn richtete. Im Laufe des Septembers kamen Ersatzmannschaften aus Oesterreich, abwarten aber mußte man noch den Zuzug des polnischen, von Bennigsen geführten Heeres.

Der Tag, bis zu welchem ein Abgesandter Napoleon's zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen erwartet wurde, verstrich. Enger wurde deshalb am 9. September das Bündniß der Herrscher befestigt. Was sie untereinander ausmachten, war: die Wiederherstellung ihrer Reiche zum vormaligen Umfange, die Wiedereinsetzung des braunschweigischen Fürstenhauses, die Beseitigung des Rheinbundes und spätere gemeinschaftliche Beschlußfassung über das Herzogthum Warschau. Ein besonderes Abkommen zwischen den Häuptern von Preußen und Rußland bestand schon, wonach zu diesem Polen, zu jenem Sachsen geschlagen werden sollte, und dem verbündeten England war die Wiederherstellung Hannovers zugesagt worden. An Aufrichtung des deutschen Reiches dachten sie nicht! Zwar hatte den Deutschen Kutusof's Aufruf am 25. März „Freiheit" und „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches", bei dem sie „verjüngter, lebenskräftiger, in Einheit gehaltener unter Europa's Völkern erscheinen können", verheißen — wer aber vertrat die Völker im Rathe der Fürsten? Das alte, verrottete, faule Wesen waltete immer noch an den Fürstenhöfen und stützte sich immer noch auf den überlebten Adel und auf knechtische Beamte, die sich und ihr Wissen entwürdigten. In ihrer großen Noth hatten die deutschen Fürsten wohl redlichen, tüchtigen Männern ihr Ohr geöffnet, jedoch stets widerwillig, aus Rathlosigkeit und Furcht. Gewicht hatten diese nicht; sobald man später konnte, hat man sie bei Seite geschoben, verfolgt. Im gegenwärtigen Augenblicke aber waren diese Wackeren von den Sorgen für die Errettung des Vaterlandes vollauf in Anspruch genommen. So mochten die Völker, die „Unterthanen" ihr Herzblut verspritzen: der Erfolg ihrer Opfer sollte zum Vortheil der Fürstenfamilien ausschlagen. Die Herrscher führten Krieg

für ihre Herrscherfreiheit, und dieser stand des deutschen Reiches Wiederherstellung im Wege.

Viel ward nun über den weiteren Kriegsplan verhandelt. Man hing nicht blos von sich ab. Selbstverständlich war, daß Napoleon's etwaiger Versuch, in Böhmen einzufallen, sofort zurückgeschlagen werden müsse. War sein Einbruch nicht zu verhindern, dann galt es, sich hinter der Eger zu setzen. Blücher's Aufgabe war dann, über Aussig dem Feinde in die Seite zu fallen. Man durfte aber auch die beiden getrennt handelnden Heere nicht ohne Unterstützung lassen, damit sie nicht verloren gingen. In der Berathung wurde angenommen, daß vielleicht Napoleon seine ganze Macht bei Leipzig zu einer zweiten Hauptschlacht sammle: für diesen Fall sollte Blücher über die Elbe, Bennigsen auf Dresden, das böhmische Heer westwärts nach Zwickau und Plauen vorrücken. Wahrscheinlicher aber erschien es, daß Napoleon streben werde, entweder das schlesische oder das Nordheer mit Uebermacht zu erdrücken, um, nachdem ihm dies gelungen, schnell umkehrend sich nach Böhmen zu werfen. Deshalb wollte man, wenn Napoleon sich gegen das schlesische Heer wende, 50—60,000 Mann über Zittau und Rumburg in seinen Rücken schicken, während Blücher weichen sollte, um an dem sich nahenden Bennigsen Unterstützung zu finden; wofern jedoch Napoleon das Nordheer angriffe, sollte ihm Blücher vorgehend in die Seite fallen, und mit dem böhmischen Heere wollte man den Angriff auf Dresden abermals wagen. Sehr richtig betonte Barclay de Tolly gegen Kaiser Alexander: wider Napoleon müsse man in Masse, nicht in ausgedehnter Ordnung auftreten. Das waren die Gedanken im Lager des Hauptheeres. Es kam darauf an, Zeit zu gewinnen; einstweilen sah man sich von Napoleon's Unternehmungen abhängig.

Metternich aber zog mittlerweile die Fäden seines diplomatischen Gespinnstes. Er arbeitete daran, eine Schwenkung Süddeutschlands herbeizuführen. Wofern dies gelang, so war es für Oesterreich von ganz besonderer Wichtigkeit. Denn in der That lag die Befürchtung nahe, daß ein Heer von

Baiern und Franzosen auf Wien zurücke. Die vaterländische Partei ging darauf aus, die deutschen Vasallen Napoleon's als Verräther der deutschen Freiheit abzusetzen, als unwürdig, über deutsche Männer zu herrschen, wie sie es auch für Thorheit erklärte, die ehemaligen Fürsten auf die Throne wieder zu erheben. Ihr Ziel war, nach Napoleon's Vertreibung die Herstellung des Reichskörpers auf besseren Grundlagen. Metternich wollte weder davon noch von Bewegung des Volkes wissen, zu der es möglicherweise in Süddeutschland kam. Wenn er den durch Napoleon großgewordenen Herrschern ihren Besitzstand zusicherte, glaubte er an sein Ziel zu gelangen. Hinsichtlich Baierns sagte er: dessen Verhältnisse müßten der Art geregelt werden, daß es ein wahrer Mittelstaat würde und nie mehr nöthig habe, gegen Oesterreich den Schutz Frankreichs zu bedürfen. Auch in Baiern kam die Bevölkerung langsam in Fluß und sogar der Kronprinz Ludwig wirkte feurig für den Uebertritt zu den Verbündeten. Der König von Baiern, Max Josef, war durch Napoleon erhöht, ihm wurde aber bange vor dem Abfall seiner Unterthanen. Er schwankte zwischen dem mahnenden Gefühle des Unwürdigen seiner Dienstbarkeit, der Furcht des bösen Gewissens und dem Mißtrauen gegen Oesterreich. Als er die sich rasch folgenden Kunden von drei Niederlagen der Franzosen erhalten hatte und gleichzeitig gewahrte, daß es in Tirol und Franken und auch im benachbarten Schwaben zur Empörung kommen werde, schrieb er am 10. September an Alexander. Schon vorher hatte er seinem Heerführer am Inn, dem Grafen Wrede, die Weisung gegeben, einstweilen eine zuwartende Stellung zu bewahren. Wrede, sonst ein Franzosentrabant, machte seitdem insgeheim den Unterhändler. In der zweiten Hälfte des Septembers bot Metternich außerordentlich vortheilhafte Bedingungen: Baiern soll sogleich Tirol und Salzburg an Oesterreich herausgeben, es behält aber alles Uebrige und wird entschädigt mit dem Großherzogthum Frankfurt und mit Mannheim und Heidelberg. Max Josef bleibt selbstherrlicher König. Von seinem verwerflichen Standpunkt aus handelte Metternich sehr klug. Mit

einem solchen Anerbieten mußte er zuletzt den in Verlegenheit befindlichen baierschen König von Napoleon abwendig machen. Metternich dachte gewiß, es recht besonnen und fein angestellt zu haben. Seinen nächsten Zweck erreichte er auch; aber nie soll der Mensch um nahe Erfolge große Endziele preisgeben, noch aus kleinen Verhältnissen, die der Vergänglichkeit unterthan sind, seine Ziele schöpfen.

Napoleon hat unterdessen das böhmische Heer so ziemlich aus dem Auge gelassen. Das sei, meinte er, in zu große Unordnung gebracht, als daß es sobald etwas gegen ihn ausführen könne. Er unterschätzte seine Gegner. An Siege gewöhnt, selbstsüchtig, wie nur je ein Mensch war, Gleichgültigkeit im Herzen gegen das Loos seiner Nebenmenschen und im Gefühle seiner hohen Kraft das Wollen und Können Anderer gering achtend, war er außer Stande, seine gegenwärtige Lage richtig zu ermessen. Wie er die Deutschen früher kennen gelernt hatte, mußte er wohl eine fast verächtliche Meinung von ihnen gefaßt haben. Wer war ihm begegnet? Staatsmänner ohne Gedanken, Feldherren ohne Thatkraft, Fürsten ohne Hoheit. Mit einem kleinlichen, kaltherzigen, stumpfsinnigen Trosse, der in Deutschland die Macht und den Einfluß besaß, hatte er da, so lange er Heere führte, beständig zu thun gehabt. Von Einbildungen aufgeblähte Menschen, die baar an Kenntnissen und Einsicht waren, eitle Gamaschenhelden, dunstige Pedanten, kriechende Schmeichler und erbärmliche Ränkeschmiede, den Bodensatz der Menschheit hatte er, wo er auch in Deutschland sich befand, vor sich gesehen. Traf er unter diesen hie und da einmal einen kernfesten, tüchtigen, klugen Mann, so gewahrte er doch gleich, daß gerade ein solcher vereinzelt dastand und wenig galt. Hatte etwa nach den bittern Erfahrungen, die Oesterreich gemacht, Erzherzog Karl, der noch dazu der Bruder des Kaisers war, das österreichische Heerwesen umzugestalten vermocht? Manches hatte Erzherzog Karl wohl verbessert, aber nur mit äußerster Mühe, und die gewichtige Dummheit und Schwerfälligkeit zu überwinden war er unvermögend gewesen. Erzherzog

Karl hatte Napoleon bei Aspern geschlagen, und dennoch war jetzt der Feldherrnstab nicht in seine gute Hand gelegt worden; ein weniger bedeutender Mann hatte den Vorzug vor ihm erhalten, wo das Geschick des Staates in Frage schwebte. Von hingebender Vaterlandsliebe der Deutschen hatte Napoleon bisher nicht sonderlich viel gespürt. Nach solchen Anschauungen setzte er sich nun das Bild seiner deutschen Gegner zusammen. Daß aus der Mitte des Volks die Volkskraft hervorgebrochen sei, konnte er sich ebensowenig vorstellen wie, daß der allgemeine Schwung der Begeisterung den gewöhnlichen Schlag über seine Natur hinaus emporgehoben. Ueberhaupt waren ihm die Ideen ein bloßer Schein; die handfeste Wirklichkeit, die äußere Gewalt war das, woran er sich hielt. So hatte er immer gedacht, und dabei war es ihm gut von statten gegangen. Er berechnete also nach seinen Meinungen, nach seinen in Deutschland gemachten Erfahrungen die Stärke der ihm entgegenstehenden Kraft und berechnete sie also falsch. Er zweifelte gewiß nicht, daß er seine Widersacher zuletzt überwinden werde. Hätte er die Weichsel- und die Oder-Festungen besetzt gehalten, wenn er die Gefahr, zu unterliegen, für so groß gehalten hätte, wie sie wirklich war? Diese vielen Plätze, die er so weitab in Feindes Land noch innehatte, rissen ihn nun an sich: er mußte, wenn er sie nicht opfern wollte, etwas thun, um sich mit ihnen wieder in Zusammenhang zu bringen. Wieder auf Norddeutschland wurde durch diese Betrachtung seine Aufmerksamkeit gelenkt. Ueberschaute er seine Macht, so war sie ja noch gewaltig. Immerfort noch war er, wo er selbst befehligte, im Siege. Wenn die russische Heerfahrt verunglückt war, so hatte er doch kein großes Treffen gegen die Russen verloren. Ebenso gut, wie seine Beurtheiler, wird er sich indessen klar gemacht haben, wie seine eigenen Fehler dies Mißlingen nothwendigerweise herbeigezogen hatten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er in der Zwischenzeit nicht über die Ursachen scharf nachgesonnen haben sollte, an denen der Ausgang gehangen hatte. Wenn hinfort mitunter an ihm ein Schwanken bemerkt, wenn die rasche Entschlossenheit im Verfolgen seiner

Idee, die ihm sonst eigen war, zuweilen vermißt ward, so mag diese Veränderung in ihm eben darin ihren Grund gehabt haben, daß er durch die Betrachtung des russischen Feldzugs zu Zweifeln an der unumstößlichen Richtigkeit seiner Entschließungen gekommen war. Für besiegt durch die Ueberlegenheit der Russen hielt er sich gewiß nicht, ihre Kriegskunst schätzte er gering, indessen bemerkte er und machte seine Feldherren aufmerksam, daß die Russen im Kriegführen Fortschritte gemacht. Er selbst hatte nun an der inneren Sicherheit Abbruch gelitten. In allen seinen früheren Feldzügen schuf er sich bald einen bestimmten Plan und verfolgte diesen mit rascher Entschlossenheit, ohne sich durch Nebendinge von ihm abwendig machen zu lassen; in diesem Feldzuge jedoch verräth er Unschlüssigkeit.

Napoleon hat später, in Sankt Helena, von sich gesagt, daß ihn Beharrlichkeit, Streben nach Einsicht, starker Wille und Entschiedenheit über die Menge emporgehoben hätten. Nie ungewiß zu sein, was er wolle und zu thun habe, das habe ihm den Vortheil über Jedermann gegeben. In diesem Ausspruche über sich selbst liegt große Wahrheit.

Nun aber zeigt er ein verändertes Wesen. Wir gewahren ein Schwanken, er läßt Unternehmungen, die nicht sogleich glücken, fallen. Die Niederlagen bei Großbeeren, an der Katzbach, in Kulm waren rasch auf einander folgende, schwere Schläge, die den Triumf vor Dresden aufwogen. Ihr Eindruck ward gesteigert durch das fast gleichzeitige Eintreffen dieser Hiobsposten. Diese Scharten auswetzen, die Preußen, des Unheils Anstifter, vor Allem züchtigen, in ihre Hauptstadt Berlin einziehen und zugleich Bernadotte demüthigen, das waren die Vorstellungen, die Napoleon beschäftigten. Wie ließe sich auch verkennen, daß, wenn ihm die Ausbreitung nordöstlich von der Elbe gelang, ein weites Feld zu mannichfachen Bewegungen geöffnet wurde? Am Morgen des 30. August, bevor noch Vandamme in Kulm unterlag, war sein Plan schon umgeschlagen, nicht gegen Mittag wollte er sich wenden, sondern gegen Mitternacht, Berlin ist sein Ziel. Wie hätte er es nicht

gewinnen sollen, wenn er volle Kraft daran setzte? Aber er konnte es nicht über sich vermögen, dafür einstweilen an einer andern Stelle dem Feinde Vortheile zu lassen. Sein kühnster Feldherr, Ney Fürst von der Moskwa, soll vorwärts gehen und siegen. Er schreibt ihm am 2. September: „Alle diese Kosakenschwärme und jener Haufe schlechter Landwehr werden sich vor Ihnen zurückziehen. Wäre Oudinot frisch auf den Feind losgegangen, so hätte er ihn allerwegen über den Haufen geworfen.“ Seine Feldherren waren besiegt worden, weil sie allzu weitab von dem Mittelpunkte der Macht allein gelassen waren. Nunmehr will Napoleon sich ihnen näher stellen. Während Marschall Victor Herzog von Belluno in Freiberg, Marschall Saint Cyr in Pirna, Graf Lobau mit dem geretteten Theile des Vandammeschen Heeres in Dresden die alte Stellung hüten, gedenkt er in der Lausitz, in Hoyerswerda bereit zu stehen, um sowohl dem Macdonald gegen das schlesische Heer, als dem Ney, der nun über Baruth nach Berlin soll, beispringen zu können. Am 6ten will er in Luckau eintreffen, auf den 9ten oder 10ten berechnet er die Einnahme Berlins. Schon haben seine Soldaten den Weg nach Hoyerswerda eingeschlagen, da langt ein Hülferuf Macdonald's an, der seit dem Katzbacher Tage in beständigem Weichen war, sein Heer im übelsten Zustande sah und auf das dringendste Unterstützung verlangte. Muthlose Versprengte von seiner Mannschaft sah man schon waffenlos, zerlumpt, verhungert in Dresden ankommen. Er konnte die Lausitz nicht vertheidigen. Wie dem auch sein mochte, Alles läßt sich nicht zugleich erreichen. Mußte Macdonald weiter rückwärts, so zog Blücher entweder durch die Lausitz nach Böhmen und vereinigte sich mit dem Hauptheere, was zuletzt doch kaum zu verhindern war, oder er wagte sich gegen Dresden, wo ihn dann Napoleon von Hoyerswerda aus im Rücken zu fassen Gelegenheit bekam. Aber Napoleon wollte hier nichts aufgeben, wollte nicht, wenn Macdonald im Weichen blieb, die Lausitz verlieren und Blücher Verbindungen mit dem böhmischen Heere sammt der Möglichkeit gewinnen lassen, seine Unternehmungen

in der Mark zu stören; er hoffte vorerst das schlesische Heer vernichten zu können, wenn er sich gegen dieses kehrte.

Am 3. September, an welchem Tage das schlesische Heer die Neisse überschritt, ändert Napoleon die Bewegung seiner Truppen und schickt sie nach Bautzen. Am 4. September trifft er selbst in Bautzen ein, auch die Preußen sind nahe an Bautzen gekommen. Wie sie nun die großen Staubwolken bemerken und von einem gefangenen Reiter und einem eingebrachten Bautzener vernehmen, daß Napoleon angekommen ist, da sind sie keinen Augenblick unschlüssig, daß sie dem Kampfe ausweichen und zurück müssen. Napoleon folgt ihnen bis Görlitz nach, aber kann nicht an sie gerathen. War's räthlich, sich noch weiter von der Elbe zu entfernen? Das stimmte ihn höchst verdrießlich, denn er fing an zu merken, wie er zwecklos daherzog, wie er nicht etwa den Feind vor sich her treibe, wie vielmehr sein Gegner nach einem wohldurchdachten Plane handelte. Gut unterrichtet von dem, was sich begab, läßt Schwarzenberg zur selben Zeit, um das schlesische Heer zu unterstützen, Oesterreicher nordostwärts auf Rumburg und Zittau rücken, Napoleon's Seite bedrohend, und Russen auf der graden Straße nach Dresden vorgehen und Gerüchte ausstreuen, daß ein zweiter Angriff auf Dresden bevorstehe. Mit 40,000 Garden eilt Napoleon, nachdem er in der Nacht zum 6. September die Meldung vom Vorrücken der Oesterreicher erhalten, nach Dresden zurück. Somit ging die Absicht der Verbündeten in Erfüllung. Das schlesische Heer hatte Luft, rückte wieder vorwärts und zog am 12. September in Bautzen ein, wo es anhielt. Das böhmische Hauptheer hingegen kehrte nun in seine alte Stellung nach Böhmen zurück. In diesen Schachzügen hatte Napoleon nur Zeit und Boden verloren, seine Mannschaft ermüdet und, was für ihn das Uebelste war, sein Hauptunternehmen nicht mit dem gehörigen Nachdruck betrieben.

Während nämlich dies Alles geschah, führt Marschall Ney von Wittenberg aus mit wenigstens 52,000 Mann den Angriffsstoß gegen das Nordheer, den von Baruth her Napo-

leon hatte unterstützen wollen. Am 5. September, als Napoleon dem weichenden schlesischen Heere nachfolgt, schlägt Ney, die Elbe überschreitend, die Straße nach Jüterbogk ein. Ihm gegenüber führte den Oberbefehl der schwedische Kronprinz Bernadotte, Karl Johann. Mit seinen Schweden war er über das Meer gekommen, um Norwegen für das schwedische Reich zu gewinnen und sich dadurch ein Verdienst um Schweden, ein Anrecht auf die schwedische Krone zu erwerben, die ihm, dem ehemaligen französischen Marschall, sonder eigenes Verdienst zufallen sollte. Wohlkundig der Verhältnisse und Napoleon's Wesen durchschauend hielt er für nothwendig, Napoleon nicht blos zu besiegen, sondern gänzlich zu stürzen. Ob Preußen, ob Oesterreich seinen alten Umfang wiedererhalte, war es nicht für ihn gleichgültig? Die allgemeine Sicherung der Verhältnisse, innerhalb deren sein Glück zu begründen war, lag ihm am Herzen. Kriegsruhm bedurften weder die Schweden, noch er. Der Ruf schwedischer Tapferkeit stand ebenso fest und sicher, wie der Name, den er sich als französischer Heerführer verdient hatte. Aber darauf kam es für ihn an, keine Schlappe zu erleiden: sie wäre seinem Ansehen in Schweden verderblich gewesen. Der Gesichtspunkt, der ihn bei seiner Kriegführung zu leiten hatte, war ferner das Herbeiführen von Erfolgen unter möglichster Schonung seines kleinen schwedischen Heeres. Schweden ist ein menschenarmes Land; Opfer an Mannschaft für Deutschlands Befreiung mußte er Schweden, so weit sich dies irgend thun ließ, zu ersparen suchen. Ueberdies konnte ein so schwaches Schwedenheer, wie er es führte, schnell durch ein paar blutige Treffen aufgerieben werden, Ersatz aber war nicht so leicht über das baltische Meer heranzuführen, und wenn er kein selbstständiges Heer in der Hand behielt, so wog auch seine Stimme in den großen Beschlußfassungen nicht mehr. Auch hatte vor den Schweden, die in ihrer Mehrzahl doch nicht begriffen, daß in Deutschland Norwegen gewonnen wurde, und mißgünstig die Landung auf deutschem Boden ansahen, er, der Nichtschwede, die Verluste an

Männern zu verantworten, die der Krieg dahinraffte. Daß Bernadotte dies Alles erwog und danach folgerecht handelte, gibt den Beweis seiner hohen Klugheit: aber die Preußen waren höchst ungehalten darüber. Ungefähr 50,000 Preußen standen in der Mark unter seinem Oberbefehl. Sie, die für Haus und Hof, für Vaterland und Volksthum stritten, brannten vor Kampfluft und wollten drauf los. Ihnen stand das wohl an, und gerade so war's recht und gut. Bernadotte aber mochte sein Kriegsvolk nicht mehr aussetzen, als schlechterdings nothwendig war, und wollte mehr durch Bewegungen, als durch Schlachten erreichen. Im preußischen Lager hieß es dazumal: „es gebe nichts Kostbareres, als einen Tropfen Schwedenblut," und bis in die Gegenwart haben die preußischen Geschichtsschreiber dieses Feldzuges allesammt sich in ungerechtem Tadel Bernadotte's ergangen. In Bernadotte's Sinnesart lag Vorsicht; rühmte er sich doch, keine Kanone je verloren zu haben. Die preußischen Anführer waren tapfere Männer, tüchtige Haudegen, aber Bernadotte gewahrte, daß sie, noch der alten Soldatenschule angehörend von der höheren wissenschaftlichen Kriegführung wenig verstanden; das preußische Heer sah er mangelhaft ausgerüstet, wenig geübt. Er, der französische Heere geführt hatte, kannte die französischen Feldherren als Männer, die nur vermöge ihrer hervorragenden kriegerischen Tüchtigkeit und Einsicht sich emporgeschwungen hatten und wirklich Außerordentliches leisteten. Bestimmt erklärte er: nie nehme er einen ungleichen Kampf auf und werde sich nicht durch Unvorsichtigkeit den Keulenschlägen Napoleon's preisgeben. Trieb ihn doch nichts, das Aeußerste zu wagen, focht er doch nicht für Schwedens Rettung, wußte er doch recht gut, daß Napoleon gerade an ihm sich zu rächen trachte. Er war der Mann der umsichtigen Berechnung. Wenn der Krieg sich in die Länge zog, so erschien ihm Napoleon's Unterliegen wahrscheinlich; die Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten mußte man ihm nicht geben. Den Heldenmuth, der während dieser Entscheidungszeit die Preußen beseelte und viele Mängel aus-

glich, ja überwog, veranschlagte er nicht in richtigem Maße. Wie ein alter, in Schlachten gehärteter Soldat auf Neulinge sieht, so betrachtete er das ihm untergebene preußische Heer. Genau wollte er den Trachenberger Kriegsplan, der ja überdies von ihm ausgegangen war, einhalten. „Ich werde" — hat er zu Moreau gesagt — „gegen Napoleon einen methodischen, langsamen Krieg führen. Wer seine Soldaten schont, bleibt der Stärkste. Nur Ausdauer!" Daß seine Stellung zwischen sechs festen Plätzen in Feindes Hand eine äußerst mißliche war (Moreau nannte sie eine Mördergrube), behielt er unausgesetzt vor Augen, und als Erstes ließ er sich angelegen sein, die Verbindungen, die er noch besaß, zu verwahren. Während die preußischen Anführer rasch vorwärts wollten, um sich im Kampfe mit den Franzosen zu messen, hielt Bernadotte zurück. Sehr natürlich waren sie bald unmuthig und voll Mißtrauen gegen ihn, der ja ein Franzos war. Sie zweifelten sogar an seiner kriegerischen Einsicht, die doch der ihrigen überlegen war. Widerwillig, oftmals säumig gehorchten sie seinen Befehlen, und da Bernadotte die gegen ihn herrschende Stimmung recht gut bemerkte, so war auch bei ihm kein freudiges Entgegenkommen. Die Gemeinen nannten ihn laut einen Verräther. Der wackere Bülow war unter ihm der Führer der Preußen. Sie lagen, als Ney seinen Zug antrat, ziemlich nahe an Wittenberg ausgebreitet. Schon beim nächsten Städtchen, Zahna, stießen die Franzosen auf die preußische Vorhut unter Graf Tauentzien, die nach tapferem Widerstande vor der Uebermacht weichen mußte; bei Zalmsdorf drückten sie die Preußen gleichfalls zurück. Wie an diesem Tage Bülow bemerkt, daß die Franzosen einen großen Angriff machten, sammelte er schleunigst, ein wenig zurückweichend, alle seine Truppen in der Gegend von Jüterbogk und beschloß am andern Tage, dem Feinde eine Schlacht zu liefern.

Ney's Vorhaben war keineswegs, Jüterbogk einzunehmen, oder eine Schlacht zu schlagen, sondern, Jüterbogk rechts umschwenkend, die von da in östlicher Richtung nach Luckau führende Straße zu gewinnen, wo er den Kaiser zu treffen er-

wartete. Noch auf dem Zuge gen Jüterbogk, eine halbe Stunde davon, hinter Dennewitz, stieß sein Kriegsvolk am Morgen des 6. Septembers auf 10,000 Preußen, die sich auf Hügelreihen zum Kampfe aufgestellt hatten. Beide Theile schickten sich zugleich zum Angriff an. Nach vierstündigem Kampf, um 1 Uhr, hatten die an Zahl doppelt überlegenen Franzosen die Preußen zurückgedrückt. Es war eben nicht das ganze preußische Heer, welches sich schlug. In seinen bisherigen Standorten hielt während des französischen Marsches Bülow's übrige Mannschaft auf der linken Seite des, wie gesagt, in der Jüterbogker Richtung vorwärtsziehenden Feindes, brach auf, als sie den Schlachtendonner hörte und fiel jetzt den Franzosen bei Niedergörsdorf in die Seite, während noch die hinteren französischen Heersäulen im Anzuge waren. Sogleich erneuerten die bei Dennewitz zurückgedrängten Preußen ihren Angriff und nun, da die Franzosen erschracken, mit gutem Erfolge. Alle nachziehenden Franzosen, Baiern, Würtemberger und Sachsen stellten sich gegen Bülow. Wohl war das französische Heer zahlreicher (um mehrere Tausend stärker, wenn auch wol nicht um 25,000, wie die preußischen Kriegsschriftsteller sagen) und mit weit mehr Geschütz ausgerüstet, aber eine so kampflustige Landwehr war unwiderstehlich. Bülow's Heerhaufe erfuhr im Anrücken den Sieg der Schlesier an der Katzbach; hier fochten die Pommern, Brandenburger, Ostpreußen. Wenn vor dem Feuer des Feindes die Weisung gegeben ward, rückwärts Stellung zu nehmen, erscholl es aus den Reihen: „Nicht einen Schritt weiter rückwärts! Vorwärts! Vorwärts!" Die Befehlshaber führten, die Fahne in der Hand, ihre Schaaren zum Sturm auf die Dörfer und Höhen. Ueberaus blutig war der Kampf. Am Abend waren die Franzosen in voller Flucht und hatten damit die Straße nach Wittenberg verloren; sie mußten nach Torgau sich zurückziehen. Die Preußen hatten in diesen beiden Tagen über 9000 Todte und Verwundete, aber weit beträchtlicher war der Verlust des Feindes. Die Franzosen geben ihre Einbuße an diesem Tage auf der

Wahlstatt zwar nur auf 6000—7000 an, allein die Preußen gewannen zwischen 50 und 80 Geschütze, 400 Wagen mit Kriegsbedarf und machten in der Schlacht und bei der Verfolgung an 15,000 Gefangene. Ney hatte bei Torgau nur noch 32,000 Kampffähige und zog sich hinter die Elbe. Wie Oudinot war auch er vollständig geschlagen, das in zwei Wochen zweimal besiegte Heer befand sich in einem zerrütteten, traurigen Zustande; der Angriffsstoß war verunglückt.

In diesem geschlagenen Heere dienten die deutschen Hülfstruppen Napoleon's. Viele gefangene Sachsen, froh, aus den französischen Banden gerissen zu sein, zeigten sich bereit, mitzukämpfen „für Deutschlands Unabhängigkeit." Da hielt Bülow's Stab den Augenblick für günstig, um die gesammte sächsische Mannschaft zu sich herüberzuziehen. Bülow richtete einen Brief an den sächsischen Heerführer von Zeschau, stellte ihm vor, daß es seine wahre Pflicht sei, den französischen Adlern nicht zu folgen, sondern seinen König „aus dieser schmachvollen Unterwürfigkeit zu befreien." „Die wahre Ehre," schrieb ihm Bülow im Geiste jener Tage, „gebietet dem Soldaten den Kampf für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes. Der Eid der Treue, den er dem ersten Bürger des Vaterlandes leiste, werde auf keine Art gebrochen, wenn er, treu dem Wohle des Vaterlandes, einen entscheidenden, ewig ruhmwürdigen Schritt für dasselbe thue." Wie wenig kannte Bülow die in Dresden großgezogene Engherzigkeit! Auch ein Aufruf an die Sachsen erging schon am 7. September mit Bernadotte's Gutheißung. „Sachsen," hieß es in ihm, „deutsche Brüder und Nachbarn! Von den Gefilden einer gewonnenen Schlacht, in der wir mit Unwillen Euer deutsches Blut vergossen, sprechen wir noch einmal zu Euch Sachsen! Einst zählte Deutschland Euch mit Stolz zu dem edleren Theil seiner Söhne, die jeder Unterdrückung kühn widerstrebten. Ihr waret eine der kräftigsten Stützen Deutschlands. Was seid Ihr jetzt? Unterwürfige Knechte eines fremden Monarchen, Helfershelfer bei der Unterdrückung Eurer deutschen Brüder, Theilnehmer an der Verwüstung Eures

vaterländischen Bodens. Wählt jetzt! Als Brüder werden wir Diejenigen von Euch empfangen, die, eingedenk ihrer heiligsten Pflichten vereint mit uns für Deutschlands Wohlfahrt kämpfen wollen, aber wir sagen uns los von aller Gemeinschaft mit Denjenigen, die länger noch die schimpfliche Fessel des Unterdrückers tragen; unwürdig erklären wir sie des deutschen Namens, und sie selbst und ihre Eltern und Verwandten sollen erfahren, wie wir Deutschlands ausgeartete Söhne zu verachten und zu strafen wissen." Und einen zweiten Zuruf erließ Bernadotte am 10. September an sie. Diese Ansprachen drangen in's sächsische Lager. Die meisten Sachsen, auch viele Würtemberger fochten nur widerwillig mit den Franzosen zusammen gegen die Deutschen. Ueberdies waren sie mit Recht unzufrieden, weil sie bei vielen Gelegenheiten hinter den Franzosen zurückgesetzt, in der Verpflegung noch schlechter als diese gehalten und, wenn es im Kampfe übel gegangen war (so eben jetzt nach der dennewitzer Niederlage) zum Sündenbock gemißbraucht wurden, auf daß nur der französischen Waffen Ruhm nicht leide. Sie waren schwierig. Ney wußte dies und benachrichtigte schon am 10. September den Kaiser von der „ganz schlechten Gesinnung" seiner fremden Truppen (que les troupes étrangères de toutes nations manifestent le plus mauvais esprit). Doch ehe der Unmuth eine gewagte, aus dem gewöhnlichen Rahmen heraustretende That erzeugt, muß Gewicht an Gewicht sich hängen. Einzelne sächsische Anführer gingen im Laufe des Septembers zu den Verbündeten über. Major von Bünau ergriff alsbald, wie er als Vorposten ausgeschickt wurde, die gute Gelegenheit und führte in der Nacht vom 22. zum 23. September seine Fahne zu Bernadotte hinüber. Als Befehlshaber der ersten Fahne „der königlich sächsischen Legion" der Verbündeten, wendete Bünau sich darauf an seine zurückgebliebenen Kameraden: „Glaubt Ihr, daß die Zeit nahe ist, wo das Joch der Tyrannei zerbrochen und der Nacken des Vaterlandes von dem Fuße des Unterdrückers befreit werden wird, so habt auch den Muth und den Willen, diesen Zeit-

punkt herbeizuführen! Kommt also hierher zu uns!" Ohne Eindruck blieb dies nicht. Die sächsische Regierung glaubte sich abmahnend und einschüchternd vernehmen lassen zu müssen. Als „Landesherr" wendete sich König Friedrich August am 26. September an seine Soldaten. Er sprach von seinen „Vaterrechten auf sie" und rief ihnen zu: „Mir und meiner Sache habt Ihr geschworen; mir wolltet Ihr treu, hold und gewärtig sein." Eine zweite Kundmachung des sächsischen Königs vom 27. September erklärte, daß „Unterthanentreue heilig sein sollte," und führte seinen Unterthanen die „Schuldigkeit" zu Gemüthe, „unbedingt unterwürfig und gehorsam zu sein," drohte auch „mit unnachsichtiger Strenge die gegen Rebellen und Vaterlandsverräther in den Gesetzen geordneten Strafen ohne Rücksicht und Ausnahme zur Anwendung zu bringen." Mit solchen Ansichten vermaß er sich, zu belehren über „wahre Ehre". Diese beiderseitigen Ansprachen schlugen an das Ohr der Sachsen — welche allein konnten Herz und Verstand ergreifen? Wenn nicht Napoleon's Kriegsglück den gegen die aufgedrungene Knechtschaft und Schmach sich bäumenden Sinn einschüchterte, so mußte, das sieht wohl Jeder, der Tag des Abfalls der braveren Sachsen kommen. Die deutschen Hülfsvölker der Franzosen geriethen also in's Wanken.

Schon wurden die Wirkungen des kleinen Krieges empfindlich, welchen die Verbündeten im Rücken der französischen Aufstellung unternommen hatten. Die Verbindungen der Franzosen wurden zerstört, ihre Briefe weggefangen, viele kleine Abtheilungen aufgehoben, Vorräthe zerstört, die Franzosen in immerwährender Unruhe erhalten und in der Bevölkerung der Lande die Hoffnung auf baldige Befreiung genährt. Napoleon schickte deshalb, vornämlich um seine Hauptstraße zu sichern, den Lefebvre Desnouette mit etwa 10,000 Soldaten wider die Schwärme aus. Thielmann bemächtigte sich am 18. September Merseburgs. Lefebvre rettete es wieder; er zwang sofort den Thielmann nach einem lebhaften Gefechte zum Aufgeben von Merseburg und zum Zurückweichen nach Zeitz. Aber schon war von

Bernadotte's Heer, das gleichfalls Streifschaaren ausschickte, Tschernitschef mit 2000 Reitern westlich von Wittenberg bei Acken unweit Dessau am 14. September über die Elbe gegangen. Dieser eilte südwestlich und schwenkte plötzlich von Mühlhausen gegen Kassel, erschien daselbst unvermuthet am 28. September und schlägt nun vor der Stadt die Mannschaft des Königs von Westfalen. König Jerome flüchtete nach Wetzlar, die Leute seines Hofhalts machten sich aus Kassel fort. Dem zum Ersatz herankommenden Bastineller geht Tschernitschef entgegen, und Bastineller's Truppen stieben auseinander: darauf ergiebt sich ihm Kassel; man glaubte, ein größeres Heer folge ihm nach. Unter dem Jubel der Bürger zieht Tschernitschef ein und verkündigt: König Jerome sei seines Thrones verlustig. Er hatte 32 Geschütze und viele Kriegsvorräthe erbeutet. Anderthalbtausend bewaffnete Hessen schlossen sich ihm an. Einige Tage vorher, am 25. September, verscheuchte eine preußische Freischaar unter Marwitz, die am 22sten die Elbe überschritten hatte, die westfälischen Soldaten aus Braunschweig; die französisch gesinnten Beamten verbargen sich in Schlupfwinkeln vor dem Hasse des Volkes. Tschernitschef mußte seinen Haufen allerdings wieder zurückführen, und Jerome kehrte nach Kassel heim, allein es war doch an den Tag gelegt, wie haltlos die französische Herrschaft dastand. Die Stimmung der Einwohner im Hinterlande ward viel erregter, hoffnungsfreudiger, und die erschreckten Franzosen unter ihnen gewärtigten jeden Augenblick Ueberfälle und trugen sich mit Fluchtgedanken. An Napoleon's Siegen hing ihr Schicksal.

Napoleon befand sich dem böhmischen Heere gegenüber beim Eintreffen der Meldung von der dennewitzer Niederlage am Abend des 8. September. Sie verrückte die Lage. Die Wendung nach Berlin, das Verlegen des Kriegsschauplatzes nach dem Nordosten war vereitelt; im Gegentheil, seitdem bei Wittenberg kein mächtiges Heer mehr stand, war dem Feinde westwärts von Wittenberg der Uebergang über die Elbe nicht zu wehren; sie deckte nur noch in ihrem mittleren Laufe. Die

Aussichten wurden bedrohlicher. Gleich am 8ten mußte sein Staatssecretair Maret, Herzog von Bassano, wie in eigenem Namen die geheime Aufforderung an den Kriegsminister abgehen lassen, die Rheinfestungen mit Geschützen und Vorräthen zu versorgen. Der Rückzug nach Westdeutschland trat also in die Berechnungen ein. Mit dritthalbhunderttausend Kriegern — und so viele hatte Napoleon nach den französischen Angaben noch kampffähig an der Elbe — weicht man indeß nicht, ohne das Glück der Schlachten versucht zu haben.

Zunächst drängte er dem aus Sachsen sich kämpfend wieder zurückziehenden Theile des feindlichen Hauptheeres, der seine Aufgabe, Blücher Luft zu machen, erfüllt hatte, nach. Er wußte, daß Schwarzenberg mit den Oesterreichern nach der Lausitz sich gewendet hatte. Die Gelegenheit schien günstig, in Böhmen einzufallen und mit dem andern Halbscheid des böhmischen Heeres zu schlagen. Die französischen Heerführer sahen in großer Spannung wichtigen Ereignissen entgegen. Napoleon schlug mit bedeutenden Massen den teplitzer Weg ein. Die Verbündeten, deren Oberbefehl einstweilen Barclay de Tolly hatte, geriethen in große Unruhe; sie stellten sich im Thal zwischen Kulm und Teplitz in zwei Reihen in der Erwartung einer Schlacht. Aber Napoleon handelte hier nicht nach einem durchdachten Plane. Seine nächste Absicht, noch im Gebirge den sich zurückziehenden Feind abzudrängen, ging fehl. Der Marsch über den Kamm war beschwerlich; tief eingeschnitten sind die Thäler des Erzgebirges, die er alsdann hinab mußte. Sein Fußvolk stieg schon herab, und es entspann sich bereits das Gefecht. Die Angriffsstraße war jedoch beinahe ein Schlund. Er betrachtete am 10. September von den Höhen des Geiersberges lange die feindliche Stellung in stummem Nachdenken — und wagte nicht zum Angriff zu schreiten. Verdrießlich gab er Befehl zum Umkehren und suchte die andere Straße zu gewinnen. Das französische Heer war zuerst von Breitenau über Fürstenwalde und Ebersdorf gezogen, es ging nun zurück und darauf von Breitenau auf einem schlim-

men Seitenwege nach der über Peterswalde und Nollendorf führenden Straße nach Teplitz. Von da kam es zum zweiten Male nach Böhmen. Napoleon's Feldstücke donnerten in's kulmer Thal, unter vielfachem Echo, ein leerer Schall; denn er getraute sich auch hier nicht anzugreifen. Während der Verzögerung war schon Schwarzenberg mit 60,000 Oesterreichern wieder eingetroffen, und Napoleon hätte bei einem an sich überaus kühnen, mißlichen Angriff vielleicht mit einem doppelt so starken Feinde fechten müssen. Er kehrte zum andern Male zurück. Am 13. September war er wieder in Dresden. Da die Franzosen rückwärts gingen, so bewegte sich ein Theil des böhmischen Heeres vorwärts und fiel seinerseits die Franzosen an. Sogleich erhob sich Napoleon am 15. September von Dresden und trieb den Feind unter beständigem Kämpfen in's teplitzer Thal zurück. Er hatte diesmal ungefähr 100,000 Mann bei sich, die er nach Böhmen führte. Fürst Schwarzenberg stellte das immer noch um die Hälfte stärkere böhmische Heer zur Schlacht. Am 17. September schien ein entscheidender Kampf zu beginnen. Die französischen Vortruppen schlugen nach einem dreistündigen Fechten die Feinde aus den Verhauen, welche den Eingang in's Thal versperrten, stiegen in die Ebene herunter und breiteten sich aus in den nächsten Dörfern am Fuße des Gebirges bis in die Nähe von Kulm. Napoleon mit den Garden begab sich in die Ebene nach Tellnitz. Aber nun säumten die Verbündeten nicht länger mit ihrem Angriff. Ein hitziges Gefecht entspann sich, stark wurde kanonirt. Alle Waffengattungen befanden sich von beiden Seiten im Kampfe. Aus Arbesau wurden die Franzosen von den Oesterreichern bergan geworfen. Die französische Garde sollte Arbesau wiedernehmen, konnte es aber nicht und wurde zurückgeschlagen. In Knienitz behaupteten sich die Franzosen, bis Nebel und Platzregen um 5 Uhr Nachmittags die Gegend in Grau hüllten und, da Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war, Stillstand auferlegten. Schwarzenberg gewärtigte am nächsten Tage die große Schlacht. Von Tagesanbruch an wurde viel

gefeuert. In den ersten Mittagstunden gingen die Franzosen an einigen Stellen in den Angriff über; nachdem Napoleon noch einmal auf böhmischem Boden seine Blicke hatte umherschweifen lassen und mit dem Fernrohre die feindliche Schlachtordnung überschaut hatte, ward jedoch der Rückzug von seinen Franzosen angetreten. Schwarzenberg hatte einen Sieg ohne großes Blutvergießen errungen. Französischerseits wurde die verunglückte Unternehmung als eine bloße „Recognoscirung" dargestellt, allein ihr Ausgang war bedeutungsschwer.

Von nun an war Napoleon in die Vertheidigung gebracht. Seine wiederholten Angriffsversuche nach Norden und nach Süden hatten einen unglücklichen Ausgang genommen; noch einmal konnte er sich auf das schlesische Heer stürzen, wobei er freilich auf seinen beiden Seiten die anderen Heere des Feindes behielt. Er that es. Blücher lagerte in Bautzen und hatte seine Truppen bis Königsbrück und Bischofswerda vorgeschoben; in der Lausitz zu bleiben, lag nicht in seinem Plane. Gegen ihn macht sich am 22. September Napoleon auf, vertreibt die Preußen aus Bischofswerda, drückt sie unter beständigem Fechten gegen Bautzen zurück; aber am 23sten, als er die volle Macht der Preußen in vortheilhafter Stellung sich gegenüber erblickt, wird er bei Gödau unschlüssig, ob er es zu einer Schlacht bringen solle, wagt keinen Angriff und zieht sich selbst wieder zurück. Die Trophées des Armées Françaises (Bd. V. S. 295.) wissen hier, wo gar kein größeres Treffen vorfiel, von einer vollständigen Niederlage Blücher's bei Wurzen zu erzählen, in deren Folge Blücher seine Zuflucht zum schwedischen Heere habe nehmen müssen! In solcher Entstellung wurden die Nachrichten gegeben. Blücher stand nach wie vor in Bautzen. Auch dieser Marsch Napoleon's war müßig.

Ueberschaut man die vorgefallenen Ereignisse, so hatte sich seit dem Beginne des Feldzugs am 16. August die Lage der Franzosen erheblich verschlimmert, denn es war zu nichts Entscheidendem gekommen. Dem Kaiser war es nicht gelungen,

durch einen zerschmetternden Schlag den Kreis zu zersprengen, der um ihn gezogen wurde. Im Gegentheile schloß sich der eiserne Gürtel immer enger um ihn. Zwei Tagemärsche von Dresden stand bereits das böhmische, stand das schlesische Heer. Waren anfangs seine Heere in einem zu weiten Umkreise aufgestellt gewesen, so daß schnelle gegenseitige Hülfe unmöglich war und lange Märsche von einem zum andern die Soldaten abmatteten, so war jetzt allerdings der Raum für seine Bewegungen beträchtlich verengert. Hatte Napoleon's Kriegsplan darauf beruht, die drei feindlichen Heere einzeln zu schlagen, so war nunmehr, nachdem alle drei Heere Siege errungen und sich ihm genähert hatten, ihre Vereinigung vorauszusehen. Indem er gleichzeitig jedes dieser drei Heere zurückhalten wollte, richtete er gegen keins etwas aus, und nicht der Hauptmacht, sondern den beiden untergeordneten Heeren galten seine Angriffsstöße. Mit fruchtlosem Hin- und Hermarschiren hatte er eine kostbare Zeit verloren, Boden eingebüßt, die Kräfte seiner Leute aufgerieben. Das Land, in dem bereits ein halbes Jahr so viele Soldaten lagerten, war so gut wie ausgezehrt; Sachsen vermochte wenig mehr zu bieten. Die Zufuhren aus der Ferne wurden öfters abgefangen, und jede Sendung mußte deshalb von zahlreichen Truppen begleitet werden. Welche große Sorge ist die Ernährung so zahlreicher Heere! Die getroffenen Anstalten erwiesen sich als unzulänglich. Die Verpflegung des gemeinen Mannes war in Folge davon schlecht, und dieser Umstand schwächte die kampffähige Kraft. Der entmuthigende Eindruck so vieler verlorenen Schlachten, die Strapazen so vieler angestrengten und eiligen Märsche, der lange, drückende Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen entmuthigten das Heer. Der Zauber des Sieges war von Napoleon gewichen. Die verlorenen Feldschlachten schwebten in frischer Erinnerung vor und von den erschöpfenden Kreuz- und Querzügen sah der Soldat keinen Gewinn. Der Niedergeschlagenheit Tochter ist die Lässigkeit; die Bande der soldatischen Zucht begannen zu erschlaffen. Wird der Soldat in die Nothwendigkeit gebracht, für sich selbst

zu sorgen, weil ihm die erforderlichen Lebensmittel und Kleider nicht verabreicht werden können, so handelt er auch auf eigene Faust. Dann fängt er an, um die Befehle sich weniger zu kümmern, und der Gehorsam verfällt.

Durch die blutigen Gefechte, durch die Begleiter des Krieges, Ruhr und Nervenfieber, die stark um sich griffen, war die Zahl des Heeres um weit mehr als einmalhunderttausend herunter. Die Sterblichkeit war ungemein groß. Nachzügler schleppten sich hinter den marschirenden Heeren. Das Ausreißen der Soldaten hatte angefangen. Die Flucht vom Schlachtfelde an der Katzbach brachte zuerst Macdonald's Mannschaft der Auflösung nahe, die nachfolgenden Hergänge warfen Zerrüttung auch in die anderen Heerkörper; Deutsche, welche den französischen Adlern hatten folgen müssen, namentlich Westfalen, liefen haufenweise weg, nicht selten zum Feinde; am 15. September gingen zwei Abtheilungen Spanier zu den Preußen über, sogar Franzosen machten sich davon auf der mainzer Straße. Die leipziger Nachrichten besagen, daß seit dem 3. September ununterbrochen Ausreißertrupps von 10 bis 30 Mann durch Leipzig kamen. Natürlich hielten die Bande noch immer zusammen, jedoch unordentliches Auseinandergehen fing schon an, sehr merkbar zu werden. Unter Denen, die in Ordnung ausharrten, erstreckte sich Unzufriedenheit vom Gemeinen bis zum Obersten. Auch die Marschälle waren mißmuthig und scheu, ja fast ängstlich geworden. Die verlorenen Schlachten bewirkten in ihnen eine auffallende Veränderung. Lähmt doch das Unglück! Die Tage, in denen das Glück den Franzosen Schwingen gab, waren vorüber. Das Vertrauen der Heerführer zum Kaiser und ihre Zuversicht zu sich selbst waren erschüttert. Nicht mehr wie früher drängten sie sich zu Aufträgen, sie tadelten dies und jenes in des Kaisers Anordnungen und machten sich, wie das immer nach Unglücksfällen geschieht, gegenseitig Vorwürfe. Lebhaft wünschte man eine Veränderung. Nach ihrer Meinung mußte der Kriegsschauplatz an die Saale verlegt werden, wo es doch keine Festungen zum Anhalt gab. Der

Zustand eines Heeres, in dem die Mannschaft des Krieges überdrüssig ist und die Anführer Einbuße an Kühnheit und Unerschrockenheit erlitten haben, gibt gewiß keine günstigen Aussichten. Bei alledem darf man doch nicht sagen: es war nun Napoleon nicht mehr möglich zu siegen, er mußte der Ueberzahl erliegen. Der, von dessen Wink eine solche gewaltige Kriegsmacht abhängt, der kann das Schicksal wenden.

Napoleon arbeitete in angestrengter Thätigkeit ununterbrochen. Er fühlte die auf ihm lastende Schwere und war von Sorgen gedrückt; seine Stimmung zeigte sich mürrisch und gereizt; herb und beleidigend ließ er sich gegen seine Umgebungen aus, und je bereiter er mit Rügen anfuhr, desto kärglicher war er in anerkennendem Lobe. Dem besiegten Macdonald und Ney entgalt er freilich nicht ihre Niederlage, sondern sprach vielmehr davon, wie schwierig die Kunst des Kriegführens sei. Hatte er doch selber zwecklos gehandelt! Der bestimmte Feldzugsplan, den er im Anfange gehabt, war ihm unvermerkt abhandengekommen. Napoleon hatte die feindlichen Heere einzeln nach einander schlagen wollen; gerade so war es ihm ergangen: einzeln waren seine Heere besiegt worden. Wo er schlagen wollte, waren ihm die Feinde ausgewichen oder hatten sich dergestalt gedeckt, daß er ihnen nicht beikommen konnte. Jetzt zogen sie sich vor ihm zurück und brachten ihm dann unversehends einen Schlag bei. Umsonst hatte er auf Blößen und Fehler gelauert, um sich Luft zu schaffen. Die Anordnungen seiner Gegner zogen ihn in ein abgerissenes, zerstücktes Handeln. Mit seinen Soldaten marschirte er dahin, wohin sie ihn führten. Er steht gleichsam in der Mitte eines Kreises, der, sowie er zu seinem Rand will, sich erweitert; er vermag die Umkreisungslinie nicht zu erreichen. An seinem Handeln gewahrte man jetzt eine Vorsicht, die man nicht an ihm gewohnt war, aber mehr noch, auch eine Unsicherheit, ja eine Unschlüssigkeit und Unbestimmtheit, die sonst seinem Wesen völlig fremd war. Geringfügige Erfolge erheiterten ihn; er machte von ihnen ein Aufheben, als ob er seine Leute und sich

selber über die wahren Verhältnisse täuschen wolle. Er war innegeworden, daß er hinfort in seinem Thun vom Feinde abhing! Er, der stets im Angriffe gelegen, er war diesmal der Angegriffene, und in die Vertheidigung konnte er sich nicht recht hineinfinden.

Als Napoleon vom ersten Zuge nach Böhmen zurückkam, war sein Gedanke, sich den Winter über, in dem der Krieg ruhen oder schwach geführt werden würde, in Dresden zu behaupten. Weisungen zur Befestigung seiner dresdener Stellung wurden ertheilt und Befestigungsarbeiten vorgenommen. Ney sollte mit ungefähr 36,000 Mann die Elbe zwischen Torgau und Wittenberg schützen. Zu seiner Unterstützung wie zum Rückhalt für andere Kampfplätze wurden Marmont mit 18,000 sowie Latour mit 6000 Mann bei Großenhain aufgestellt. Als er das zweite Mal aus Böhmen nach Pirna zurückkehrte, sagte er: für dieses Jahr sei es zu spät zu einem Einfall nach Böhmen. Der Grund seines Handelns war indeß ein anderer: denn an demselben Tage, an welchem er das böhmische Heer im Angesichte hatte, fühlte er sich zu schwach, und faßte den Entschluß zu einem großen Opfer. Er bedurfte mehr Streitkräfte. Aus Erfurt und dem Hinterlande waren schon Verstärkungen herangezogen, auch ein Nachschub aus Frankreich (unter ihm Garde-Husaren) in Leipzig eingetroffen, aber nicht entfernt glich das den ungeheuren Ausfall aus. Nun standen bei Würzburg 20,000 Mann unter Augereau. Seine Gesandten in Baiern hatten ihn zwar benachrichtigt, wie nachdrücklich an Baierns Abfall von seiner Sache gearbeitet wurde. Den König von Baiern hielt dieses Heer bei Frankreich. Entschieden wollte der Kronprinz Ludwig den Uebertritt. Der König hatte am 2. September an Napoleon geschrieben, wie er in gleicher Lage bis Ende November bei ihm aushalten zu können hoffe. Zog nun Augereau ab, so war Baierns Uebertritt zu gewärtigen. Dennoch ertheilte Napoleon am 17. September den Befehl, daß Augereau aufbrechen und nach Leipzig herankommen, dabei die Altenburg-Weißenfelser Straße freimachen solle. Dies

entschied über Baierns Verhalten; allein Napoleon mußte mehr Kriegsvolk in der Hand haben, und im Süden war ja nicht die Hauptentscheidung zu suchen.

Inzwischen gönnte Schwarzenberg dem böhmischen Heere, das durch die Märsche stark angestrengt worden war, Rast bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich im Stande erblicken würde, zum Angriff überzugehen. Dazu war das Eintreffen des angeblich 60,000 Mann zählenden polnischen Heeres unter Baron Bennigsen abzuwarten. Dieses langte am 8. September in Breslau an. Was ihn in Teplitz beschäftigte, war der Entwurf eines neuen Feldzugsplanes. Als nächste Aufgabe lag klar vor, die Elbe dem Feinde abzugewinnen. Obgleich es nach den einlaufenden Nachrichten den Anschein bekam, als ob die Franzosen nach Leipzig sich wenden wollten, hielt man doch ganz richtig dafür, daß Napoleon Dresden bis auf's äußerste behaupten würde. Der Kriegsrath beschloß am 9. September, das schlesische Heer an sich nach Böhmen zu ziehen, das nachrückende polnische Heer bei Görlitz in dessen Stelle treten zu lassen und, nachdem dies erfolgt, die Hauptmacht auf Chemnitz oder Freiberg zu führen. Czar Alexander selbst machte die Mittheilung von diesen Beschlüssen an Blücher.

Im Stabe des schlesischen Heeres erregte die Weisung großen Unmuth. Vorwärts drängte in ihm Alles. Selbstständig wollte man schlagen, nicht zum Hauptheere stoßen. Seitdem man die dennewitzer Schlacht kannte stand der Sinn darauf, den Elbstrom zu überschreiten. Gewagt war's, in das Bereich des feindlichen Kernes einzutreten und hinter sich einen großen Strom zu haben, dessen Hauptübergänge im Besitze des Feindes waren, sich von allen seinen Hülfsmitteln zu entfernen, indeß kühn zu handeln war man gesonnen. Bei dem regen Mißtrauen gegen Bernadotte erwartete man von ihm diesen gewagten Schritt nun und nimmer, wenn man sich ihm nicht zur Seite stellte und mit der nachziehenden Gewalt des eignen Vorgehens ihn zwang, seiner Unthätigkeit zu entsagen. Blücher entsendete also ohne Verzug ein zu näheren Auslassungen an-

gewiesenes Mitglied seines Stabes, den einsichtsvollen Rühle von Lilienstern, nach Teplitz mit einer Gegenvorstellung. Er schlug vor, das schlesische Heer über die Elbe setzen zu lassen, damit Bernadotte im Hinblick auf seine Unterstützung das Gleiche thun könne; dann werde wohl Napoleon gezwungen sein, Dresden aufzugeben; ziehe das böhmische Heer nach Altenburg und Leipzig, so könne dort das schlesische Heer sich mit ihm vereinigen.

In Teplitz genehmigte man diesen Vorschlag und befahl nun dem Bennigsen, sein Kriegsvolk nach Böhmen zu bringen. Dessen Vortruppen langten am 17. September in Zittau an. Seinen Zug deckte noch das schlesische Heer. Am 28sten rückte er im teplitzer Lager ein. Bernadotte aber wurde aufgefordert, die Abwesenheit der feindlichen Hauptmacht wahrzunehmen, um auf die andere Seite der Elbe zu kommen und dann mit seinen Vortruppen Leipzig zu besetzen. Was der Kriegsrath zu Teplitz in's Auge faßte, war: auf einem und demselben Schlachtfelde den zusammenwirkenden Angriff aller Heere auf Napoleon zu gleicher Zeit herbeizuführen. Wenn man alsdann mit großer Uebermacht kämpfte, mußte, sofern man immerfort schlug, in dem Maße, als die beiderseitigen Heere an Mannschaft abnahmen, das Mißverhältniß der Kräfte stärker und zuletzt ausschlaggebend wiegen. Diese Berechnung war gewiß richtig — aber sie veranschlagte begeisterte Kämpfer als bloße Ziffern! Was Alles hängt an einem Menschen, wieviel vorangegangene Mühen und Opfer faßt ein Leben in sich: und nun wurde es in kalter Ueberlegung als Kanonenfutter gewogen! Die Ausführung unterlag indessen einer sehr großen Schwierigkeit, die darin bestand, getrennt handelnde Heere zum Zusammenwirken im gleichen Zeitpunkte zu bringen. Die Bewegung eines jeden Heeres mußte Rücksicht nehmen auf den Stand des entfernten. Widrige Zwischenfälle, die niemals ganz ausbleiben, waren durch angestrengte Kraft zu überwinden, damit sie das Ganze nicht störten. Alles mußte genau berechnet werden, damit die Heere von verschiedenen Richtungen im rechten Augenblicke, nicht frü-

her und nicht später, zur Stelle waren. Daß dies wirklich bei Leipzig bewerkstelligt wurde, widerlegt die herben Herabwürdigungen Schwarzenberg's, in denen sich die preußischen Kriegsschriftsteller gefallen. Schwarzenberg's erster Gedanke, Leipzig zum Ziele zu nehmen, ward nun verfolgt. In Leipzig liefen so viele Straßen, die Verbindungen des Feindes, zusammen, von da bezog er seine Vorräthe. Mit Leipzigs Besetzung faßte man ihn im Rücken. Während des Vormarsches auf Leipzig sollte Bennigsen des Heeres Verbindungsstraße mit Prag vor einem möglichen Einfall der Franzosen in Böhmen bewahren, nöthigenfalls hinter die Eger sich ziehen, indeß ihnen das Hauptheer in den Rücken stürze. Warfen sich hingegen die Franzosen, um ihren Verbindungspunkt zu retten, dem Hauptheere in den Weg, so war es an Bennigsen, ihnen in den Rücken zu gerathen und Blücher fiel die gleiche Aufgabe zu. Inzwischen mußte Napoleon dermaßen beunruhigt werden, daß er nicht dazu kam, seine sämmtlichen Kräfte auf einer Stelle zu versammeln. So waren die in Teplitz am 18. September, also zwischen dem ersten und zweiten Erscheinen Napoleon's auf der Höhe des Erzgebirges, sich feststellenden Ansichten. Am 25. September war man noch schlüssig, vorwärts zu gehen, und verlangte von Blücher und Bernadotte den Uebergang über die Elbe und, wenn sich Napoleon gegen das böhmische Heer gekehrt haben werde, die Einnahme von Leipzig. Die Mannschaft war muthig. Winterruhe sollte Napoleon nicht haben.

Bernadotte hatte sich nach dem dennewitzer Siege in der wittenberger Gegend ausgebreitet und bereitete den Uebergang über die Elbe vor. Bülow beschoß Wittenberg, Bernadotte ließ westlich von Wittenberg in der dessauer Gegend bei Aken und Roslau Brücken schlagen. Tauentzien stellte sich vor Torgau. Allein der Uebergang des Nordheeres über den Strom verzögerte sich. Da auch zwischen Wittenberg und Torgau bei Elster an einer Brücke gebaut wurde, so stellte sich französischerseits Bertrand mit ungefähr 12,000 Mann nahe bei Elster in Wartenburg in einer nur auf Dämmen zugäng-

lichen Gegend. Die Verbündeten gaben den dortigen Brückenbau auf. Den Brückenkopf bei Roslau mühte sich Ney am 29. September dem Feinde zu entreißen; sein Angriff war vergeblich und brachte ihm großen Verlust.

Der Generalstab des schlesischen Heeres, dessen Seele Scharnhorst's würdiger Schüler Gneisenau war, verfuhr nun mit höchster Umsicht, um sein Vorhaben den Feind nicht merken zu lassen. Zwischen Dresden und Torgau kann es die Elbe nicht überschreiten, ohne unverzüglich auf überlegene Kräfte zu stoßen. Es muß weiter stromab. Nachdem Bennigsen, vom schlesischen Heere verdeckt, seine Schwenkung über Zittau vollbracht hatte und Napoleon zurückgegangen war, setzte sich dieses am 25. September in Bewegung. Während am 27. und 28. September die bei dem Heere befindlichen Russen unter Sacken Großenhain, wo Mürat stand, zum Schein mit vielem Ungestüm angriffen, den Feind nach Meißen warfen und davor mit ihren Geschützen ein gewaltiges Feuer anhuben, erfolgte der Rechtsabmarsch des schlesischen Heeres längs der Richtung der Elbe weit nach Norden, bis dahin, wo der Strom sich mit einer Krümmung westwärts biegt, nach Jessen und Elster; da wurden in aller Schnelle in der Nacht vom 2. zum 3. October mit Kähnen und mit 72 Leinwand-Prahmen zwei Brücken hergestellt, auf denen am 3. October das Heer auf die andere Elbseite hinüberschritt. Sacken folgte nach mit seinen Truppen. Auch dieser Uebergang war ein Wagniß. Sowie nur einige Haufen herüber waren, mußten sie sich schon schlagen. York leitete den Angriff auf die Franzosen, die daselbst bei Wartenburg dicht davor standen. Lange war ihnen nicht beizukommen, bis nach vielstündigem Schießen ein Sturm über tiefe Lachen und Sumpfland ihnen den Elbdamm und Wartenburg entriß. An dieser geschützten Stelle wurden rasch Schanzen aufgeworfen, damit man hier eine Schlacht auch gegen ein weit überlegenes Heer aufnehmen könne und den Rückweg über die Elbe offen behalte. 60,000 Mann führte Blücher ohne Zaudern in südlicher Richtung vorwärts. Nach

Blücher's Vorgang überschritt hierauf auch das Nordheer am 4. und 5. Oktober bei Aken und Roslau die Elbe. Bernadotte lagerte sich bei Dessau. Während er dieses und seine Elbübergänge besetzt und die feindlichen Festen umlagert hielt, schlug er mit der Masse die Straße nach Zörbig ein, das mitten zwischen Dessau und Halle liegt. Das schlesische Heer war am 5. und 6. Oktober an der Mulde bei Düben und Eilenburg. Kosaken streiften bis Wurzen und Landsberg, das heißt schon in die Nähe von Leipzig und Halle. Glücklich war Alles, wie vorbedacht, von statten gegangen. Der Heerführer der Feinde, Ney, hatte Dessau verlassen und war nach Delitzsch gegangen. Der waghalsige Zug des schlesischen Heeres entschied über den Fortgang des Krieges. Nunmehr standen 130,000 Mann westwärts der Elbe, Napoleon's Verbindungslinien von Norden her bedrohend. Ney's Zusammenhang mit Torgau und Dresden war zerrissen, man bewegte sich auf dem Gebiete der französischen Aufstellung. Fortan war's nicht mehr möglich, daß der Krieg in Stocken gerieth. Eine große Befürchtung fiel weg. Denn nach einem nassen Sommer war zeitig die rauhe Witterung eingetreten; sie mahnte zum Stillstand der Märsche und Kämpfe. Auch bei den Verbündeten war die Verpflegung schlecht und häufig Mangel; bei mancher Fahne lief fast die Hälfte der Leute barfuß. Trotzdem waren sie so wacker marschirt. Vom schlesischen Heere theilte sich der fortreißende Schwung den andern mit.

Napoleon's Lage gestaltete sich zusehends schlimmer. Am 21. September erhielt er die Nachricht von Bernadotte's Uebergang über die Elbe bei Roslau. Damals stand das Nordheer allerdings noch jenseits der Elbe, aber die Brücken darüber wurden schon geschlagen, und daß Napoleon die Elbe nicht lange mehr schützen könne, war vorherzusehen, wie es ja auch eintraf. Größere Anstrengungen wurden für seine Sache erforderlich. Seine Länder sollen für ihn ihre Söhne hergeben. Aus Mainz war ein Nachschub von 8—9000 Soldaten eingetroffen, ein schwacher Ersatz für so starke Ver-

luste. Eine neue Aushebung von 280,000 Menschen beschloß Napoleon. Welche Opfer sollte das erschöpfte Frankreich seinem Ruhme bringen! Zu Paris mußte im Senate seine Gemahlin, die in seiner Abwesenheit bestellte Regentin, sagen: der Feinde Absicht sei, Frankreichs Verbündete zu Grunde zu richten, um sie für ihre Treue zu strafen; sie wollten den Krieg in die Mitte des schönen Frankreichs tragen, um Rache zu nehmen für den Siegesflug der französischen Adler. Darum seien solche ungeheure Opfer geboten. Napoleon sah in die Zukunft und ahnte, daß er bald um Frankreich selbst werde das Schwert führen. Auf alle Fälle wollte er im Frühjahr 1814 frische dreimalhunderttausend Soldaten für seine Schlachten haben. Am 7. Oktober beantragte die Kaiserin, am 9. Oktober beschloß der Senat diese ungeheure Aushebung. Auch den Italienern ward am 11. Oktober eine neue Aushebung angekündigt.

Zurückgekehrt nach Dresden vom fruchtlosen Zuge gegen Blücher und in Kenntniß gesetzt von den Bewegungen seiner Gegner, erkannte Napoleon, daß kein Halten im Osten der Elbe mehr sei, da ihm der Feind schon auf mehreren Wegen in den Rücken kam. Im Norden hatte Davoust von Hamburg 7000 Mann unter Pecheux auf der westlichen Elbseite zur Verstärkung Magdeburgs abgesendet. Aber unbemerkt konnten die Franzosen nicht leicht Etwas beginnen. Da überall das Volk ihnen aufpaßte und von den Parteigängern so viele Franzosen auf den Straßen abgefangen wurden, erlangte das Nordheer von Pecheux's Zuge und Stärke genaue Kundschaft. Rasch führte Wallmoden 12,000 Russen und Preußen bei Dömitz über die Elbe, fiel am 16. September auf ihn bei dem göhrder Walde an der Straße von Lüneburg und zerschmetterte sein kleines Heer. Im Süden aber stießen bei Altenburg Thielmann, Platof und Mensdorf am 28. September mit Lefebvre Desnouette zusammen und schlugen ihn aus dem Felde. Auch von daher war Leipzig gefährdet. Napoleon kann nicht länger in Dresden verweilen. Sein Entschluß, die Elblinie für die Entscheidungskämpfe fahren zu lassen, stand bereits fest.

Magdeburg und Erfurt gedenkt er während der Winterruhe als Haltpunkte zu wählen. Am 26. und 27. September muß auf seinen Befehl Mürat das ihm untergebene Kriegsvolk auf die linke Seite der Elbe hinüberführen. Zugleich gebot der Kaiser den Befehlshabern der Truppenkörper, vorher alles Vieh mitfortzutreiben, die Wälder abzubrennen, die Fruchtbäume und andere Nahrungsquellen zu zerstören. Einöden möchte er dem Feinde lassen. Menschlicher gesinnt vollzogen die französischen Anführer zu ihrer Ehre diesen kaiserlichen Befehl nicht. Die Heerhaufen, welche nun aus der Lausitz und von den Grenzen Böhmens zurückkehrten, wurden gegen die Mulde geschickt, Macdonald's Truppen gingen am 2. und 3. Oktober über die Elbe. Die eine Halbscheid der französischen Hauptmacht bildete jetzt das erzgebirgische Heer, mit dessen Leitung Mürat betraut ward. Es zog sich auf der von Dresden längs des Erzgebirges laufenden Hauptstraße nach Freiberg und Chemnitz und schob zu Leipzigs sicherer Deckung einen Theil auf der von Chemnitz dorthinführenden Straße nach Frohburg vor. Die Gegend von Leipzig war diejenige, wo die Vereinigung der feindlichen Hauptmassen zu gewärtigen stand. Da mußte es nach der jetzigen Lage zu einer Hauptschlacht kommen, da wollten auch die sich bekämpfenden Heerführer mit einander ringen.

Am Morgen des 5. Oktobers erfuhr Napoleon das Gefecht bei Wartenburg. Das böhmische Heer befand sich im Marsche. Zu säumen war nicht. Napoleon setzte demnach den König von Sachsen von der Lage, soweit es ihm nöthig dünkte, in Kenntniß und ließ ihm die Wahl, ob er ihm nach Leipzig folgen oder in Dresden bleiben wolle. Friedrich August zog ohne Bedenken vor, mit Napoleon zu gehen. Seine Abreise sollte ohne alles Aufsehen geschehen, damit das Volk nicht erschrecke oder wohl gar in unruhige Bewegung gerathe. Nur wenige Reisewagen standen am 6ten bereit, obschon ein großer Hoftroß fortzubringen war. Die Nacht hindurch arbeitete noch Napoleon in seinem Kabinette bei dem Scheine von vielleicht 20 Wachskerzen in demselben Zimmer, in dem er vor einem

Jahre den Feldzug in's russische Reich entworfen hatte, dann nahm er ein Bad und verließ in der Frühe des 7. Oktobers Dresden; kurz darauf folgte ihm der König von Sachsen, von französischer Garde geleitet.

Immer noch konnte Napoleon sich in die Gebote der Vertheidigung nicht finden, nicht sich zu all den Opfern entschließen, welche die nachdrucksvolle Abwehr erheischte. Sein unbeugsamer, durch Glück verwöhnter Sinn mag nicht fahren lassen, was er gehabt hat, Wittenberg nicht, nicht Torgau, nicht Dresden! Gedenkt er doch nach einem Siege sich wieder vorwärts zu schwingen. Mit eiserner Hartnäckigkeit beabsichtigte er, die Stirn zu bieten. Nicht ganz, nur halb entsagt er der bisherigen Stellung. Hat er gesiegt, dann will er sogleich nach Dresden zurückkehren können — als ob er durchaus in jedem Falle siegen müsse! Er übersah, daß er nach einem großen Siege seine dortige Stellung in kurzem wiedergewonnen haben würde. Indem er die Elblinie aufgibt, indem er den Heerführer Rogniat beauftragt, Merseburg mit dem Saalübergange sicherzustellen für den schlimmsten Ausgang, zieht er gleichwohl seine Besatzungen aus jenen beiden Festungen nicht heraus und läßt in Dresden — außer wenigstens 12,000 Mann in den Hospitälern — etwa 30,000 streitfähige Soldaten unter Gouvion Saint Cyr und Graf von der Lobau. Wie fehlten sie ihm in den heißen Tagen von Leipzig! Saint Cyr bekam den Befehl, wenn er sich in Dresden nicht mehr behaupten könne, die Befestigungen zu zerstören und seine Mannschaft nach Torgau und Wittenberg zu führen.

Am Abend des 8. Oktobers in Wurzen angekommen, erwög Napoleon auf Grund aller einlaufenden Nachrichten, daß das böhmische Heer noch weit zurück, das schlesische und das Nordheer hingegen weit vor war, und fand es als das Rathsamste, die Zeit, welche ihm das böhmische Heer noch freiließ, zu benutzen, um mit jenen einen Zusammenstoß herbeizuführen. Er behielt seinen alten, bisher jedesmal verunglückten Kriegsplan bei, sich auf die Nebenheere zu werfen, anstatt dem anmarschi-

renden Hauptheere entgegenzugehen. Nachdem Blücher und Bernadotte die Elbe überschritten hatten, dünkten sie ihm erreichbar. Demzufolge ertheilte Napoleon Mürat die Weisung, sich in keinen Kampf mit dem böhmischen Heere einzulassen, sondern, es aufhaltend, sich schrittweise rückwärts nach Leipzig zu bewegen, welches unterdessen Arrighi Herzog von Padua mit 12,000 Mann besetzt hielt. Er selbst wollte gegen Blücher ausziehen an die Mulde, nordöstlich von Leipzig, und ihn schlagen, bevor das feindliche Hauptheer Leipzig erreicht. Am 9ten sammelte er seine Mannschaft um Wurzen, hieß Marmont mit seinen 30,000 Soldaten, Ney, der sich von Dessau nach Delitzsch gezogen hatte, mit seinen 40,000 Soldaten gegen Blücher vorgehen und führte selber 75,000 Mann auf der Straße nach Düben. Bei Eilenburg, wo die Vortruppen des schlesischen Heeres zurückgedrängt wurden, traf er einen Theil von Ney's Truppen, die von der Niederlage noch gebeugten Sinnes waren. Er musterte sie und suchte sie aufzurichten, sprach an, spendete Beförderungen und Orden. „Vive l'empereur!" tönte ihm von jedem französischen Regimente entgegen; lautlos empfingen ihn die Sachsen. Er redete sie an, aber er sprach gegen seine Art lange, weitschweifig, sich wiederholend, und Oberstallmeister Coulaincourt, der seine Worte verdeutschte, übersetzte schlecht, mit lächerlichen Verstößen („der Kaiser ist gekommen, sich zu setzen auf Euren Kopf" u. dgl.). Napoleon sagte: daß es die Absicht der Preußen sei, Sachsen zu erobern, daß er jedoch ihren König beschütze, daß er den Feind wieder über die Elbe treiben wolle, daß es Jedem freistehe, nach Hause zu gehen, wenn er nicht länger für seine Sache dienen möge. In ernstem Schweigen beharrten die Sachsen, als er ausgeredet hatte, nur etliche Stimmen riefen dem Kaiser ein Hoch. Zornig schaute Napoleon drein und angemerkt ward ihm hernach der Unmuth. Seinen Stern sah er erbleichen.

Von Eilenburg ging es weiter nach Düben, wo Blücher noch am 9ten sich befand. Die Geschicklichkeit seines Gegners vereitelte auch diesesmal sein Vorhaben.

Das schlesische Heer, eigentlich Schwarzenberg's Oberleitung untergeben, war in Folge der Verbindung mit dem Nordheere vom schwedischen Kronprinzen abhängig, allein der schlachtendurstige Heerführer und der hochgemuthete Generalstab drängten vorwärts, nicht gemeint, sich irgendwie binden zu lassen, vielmehr fest entschlossen, den Entscheidungskampf herbeizuführen. Als tapfere Männer wollten sie fechten. Des ganzen Heeres schwungvolle Gesinnung, der Anführer wie der Gemeinen, schob vorwärts, vorwärts. Ihr Ziel war Leipzig. 56,000 Kämpfer indeß — so hoch belief sich jetzt ungefähr dies Heer — konnten es allein mit der französischen Hauptmacht nicht aufnehmen. Am 4. Oktober schlug der schlesische Generalstab dem schwedischen Kronprinzen vor: falls der Feind sich gegen eins der beiden Heere wende, solle das mit Uebermacht angegriffene um einen Marsch weichen, während das andere in seiner Stellung beharre, um die Seite und den Rücken des Feindes zu gefährden. Das schlesische Heer brannte dabei auf eine Schlacht. Weiter blickend suchte Bernadotte eine Schlacht zu vermeiden. Denn wann ist ein Feldherr des Sieges im Kampfe in voraus gewiß? Der unglückliche Ausfall eines einzigen großen Zusammenstoßes zerriß wahrscheinlich den ganzen bis jetzt so glücklich gelungenen Feldzugsplan oder machte, wenn das auf die eigene Stärke allein angewiesene böhmische Heer dann doch noch seinerseits im Vorgehen blieb und eine Schlacht wagte, auch deren Ausgang unsicher. Wir, die wir den Verlauf der leipziger Schlacht zu übersehen vermögen, müssen eingestehen, daß sie schwerlich gewonnen worden wäre, wenn nicht gleichzeitig mit dem böhmischen Heere die beiden anderen Heere mitgekämpft hätten. Die gesammte Macht erdrückte die Napoleonischen Massen. Zu dieser Entscheidung mußte es gebracht werden. Bernadotte's Augenmerk blieb demnach, und mit Recht, sich keine Blöße zu geben, jedem nachtheiligen Gefechte vorzubeugen, nichts voreilig zu wagen. Die zu vollbringende Aufgabe bestand nach seiner Ansicht darin, einstweilen die französische Streitkraft zu lähmen, damit das böhmische Heer seinen Marsch ungestört

ausführen könne. Dennoch sollte am 9. Oktober der gemeinschaftliche Zug auf Leipzig erfolgen; am 10ten wollte dort Blücher angreifen. Da läuft am 8ten die Nachricht ein, daß Napoleon seine Truppen von Leipzig nach Düben führe. Blücher wurde bedenklich, gleichwohl wollte er immer noch vorwärts zur Schlacht, wenn er nur des Beistandes der 90,000 Krieger Bernadotte's versichert sein konnte. Anders dachte Bernadotte. Der hielt natürlich für klug, dem Stoße auszuweichen: die Heere müßten zurück über die Elbe und abwarten. Blücher's Abgesandter an ihn, Rühle von Lilienstern, erklärte ihm indeß bestimmt, daß dies Blücher nimmermehr thun werde. Ausgemacht wurde darauf, daß Blücher seitwärts ausweiche, aber nach Westen, über die Saale, was Bernadotte bereits am 7. Oktober in Vorschlag gebracht hatte.

Napoleon hatte, als er sein Heer von Dresden weg auf die leipziger Straße mit der Absicht geführt hatte, den seinen linken Flügel bedrohenden Feind über die Elbe zurückzuwerfen oder vor der Elbe zu erdrücken, unzweifelhaft zweckmäßig die Straße an der Mulde von Wurzen nach Düben gewählt. Rascher indeß, als er vorausgesetzt haben mochte, war der Gegner Bewegung auf seine Linien gewesen. Schon stand ein bedeutender Theil des Nordheeres in Zörbig, in der Mitte zwischen Dessau, wo der Elb-Uebergang war, und Halle, die Vortruppen hatten Bitterfeld und Wettin erreicht; auch das schlesische Heer hatte sich weiter westwärts ausgebreitet. Der Anzug der Franzosen gerieth mithin nicht auf den rechten Flügel der Verbündeten; diese befanden sich nicht ganz zwischen den Franzosen und der Elbe, sondern hatten freie Wahl, die Elbe im Rücken zu behalten oder durch Weitervorgehen nach Westen hin ihm auszuweichen. Gut gedacht und kühn zugleich war es, daß sie dies Letztere vorzogen. Sogleich, noch am 9ten, erfolgte der Aufbruch des schlesischen Heeres von Düben nach Zörbig. Die eigenen Verbindungslinien wurden also aufgegeben, aber man stürzte sich auf die des Feindes. Das war nur dann zu verantworten, wenn es bald zu einer Entscheidung kam. Am

12. Oktober stand das schlesische Heer in Halle, und Blücher ließ Merseburg besetzen und ertheilte schon an York den Befehl, auf Leipzig vorzurücken, und wenn er da den Feind nicht zu stark finde, einzudringen: das war nun freilich nicht zu unternehmen. York hielt in Schkeuditz. Hinter dem schlesischen Heere bewegte sich das Nordheer auf Bernburg an der Saale. Bernadotte wollte aber die Verbindung mit der Elbe nicht gänzlich preisgeben.

So fand denn Napoleon, der seine 140,000 Soldaten mit der größten Vorsicht dahin führte, wo er den Feind zu treffen vermeinte, am 10. Oktober in Düben weiter nichts, als eine Anzahl Gepäckwagen und einige Anführer und Soldaten. Das französische Heer, das nach der Elbe, das schlesische, das nach der Saale marschirt, kehren einander den Rücken zu. Napoleon verweilt in Düben und schickt, da er keine Kundschafter hat und vor Allem wissen muß, was der Feind vornimmt, seine Feldherren in den Richtungen nach Wartenburg, Wittenberg und Dessau weiter. Ueberall stießen sie auf feindliche Truppen, die geschlagen wurden. Napoleon blieb im Unklaren, welchen Weg die weichenden Heere gewählt hatten. Deshalb schickt er noch den Marmont mit 25,000 Mann nach Delitzsch, das heißt, seitwärts zurück in der Richtung von Halle, damit dieser zusehe, ob etwa dorthin der Feind sich gewendet, und in solchem Falle Leipzigs Besatzung verstärke. Dieser französische Andrang gegen die Elbe hatte immittelst eine starke Einwirkung auf die Verbündeten geübt. Bernadotte nämlich befürchtete, seine ganze Verbindung mit der andern Elbseite zu verlieren und diesseits abgeschnitten zu werden. Deshalb wendet er sein Nordheer, zum größten Verdrusse Blücher's und Gneisenau's, anstatt es zur Saale zu führen, rückwärts wieder an die Elbe, um mit ihm diese bei Aken zu überschreiten, ja er verlangt sogar von Blücher, daß dieser auch ungesäumt ihm über die Elbe nachfolge. Der dachte nicht daran; in seinen Unternehmungen war er freilich gestört, abziehen aber mag er nicht; er bleibt stehen. Demnach gönnt Blücher, bis das böhmische Heer zur

Stelle sein wird, seiner Mannschaft nach den scharfen Märschen, die sie durchgemacht, einige Tage Ruhe und Erholung, die sie sehr bedurfte. Bevor aber noch Bernadotte mit dem Nordheer über die Elbe zurückkann, hatten die gegen den Strom ausgeschickten Franzosen seine Brücke bei Aken zerstört und so muß Bernadotte, der sogleich an einer neuen Brücke bauen läßt, inzwischen auf der linken Elbseite aushalten, gegen seinen Willen, zum Unheil für Napoleon. Nur Tauentzien, der bei Dessau noch gestanden hatte, war mit seiner Abtheilung bei Roslau über die Elbe gekommen, zog die von Wittenberg vertriebenen Belagerungstruppen an sich und stellte sich bei Potsdam zum Schutze Berlins. Bernadotte wurde bei seinem Rückzuge von der Ansicht geleitet, daß die gesammte französische Macht auf die andere Elbseite geworfen werden würde; der schlesische Generalstab war hingegen der Meinung, Alles sei bloße Finte, Napoleon beabsichtige, sie nur über die Elbe zurückzulocken, um alsdann sich umkehrend mit seiner gesammten Kraft dem Hauptheere entgegenzugehen. Die nachfolgenden Begebenheiten schienen für die Richtigkeit der Auffassung des schlesischen Stabes zu sprechen — und dennoch täuschte dieser Schein. Bernadotte hatte den Gedanken Napoleon's richtig errathen oder durch seine Verbindungen unter den Franzosen (er unterhielt solche) erfahren.

Es war so. Napoleon hatte in Düben wirklich den Plan gefaßt, sich wiederum auf die verlorene Elbseite hinüberzuwerfen. Wenn ein Mensch anfängt, seine Lage für peinlich, für verzweifelt anzusehen und rathlos wird, so beschleicht ihn das Gelüst, weil er in den regelmäßigen, in den zunächst vorgezeichneten Bahnen des Handelns keine Erfolge voraussieht, gänzlich aus ihnen herauszutreten und mit Seitensprüngen sich in eine völlig andere Lage zu bringen; oft sehen wir Männer in bürgerlichen Verhältnissen, deren Vermögensumstände auf den Ruin zutreiben, sich mit einem Male in ganz fremdartige Verhältnisse hineinwerfen. Fast immer aber laufen derartige Versuche zum Nachtheile Dessen, der sie unternimmt, ab. Jetzt mit einem

Male, als Napoleon die wenigen Tage berechnen kann, die ihm noch der Zug des böhmischen Hauptheeres freie Hand lassen wird, macht er den Entwurf zu einem mehr als kecken Unternehmen, das ihn seiner gegenwärtigen Verlegenheit entrücken soll: ein deutliches Anzeichen dafür, daß er eigentlich keinen Ausweg mehr wußte. Annehmend, Blücher und Bernadotte weichen vor ihm hinter die Elbe, will er ihnen nach, so lange, bis er endlich ihre Heere zu Grunde gerichtet; mag inzwischen immerhin Mürat nach Leipzig gedrängt werden; er soll Leipzig halten, so lange ihm möglich ist, ohne in einen ungleichen Kampf verwickelt zu werden, und wenn er es nicht länger vermag, soll er nicht etwa auf der Straße nach Frankreich weichen, sondern nach Torgau oder Wittenberg ostwärts. Napoleon aber denkt derweile auf der rechten Seite der Elbe, zwischen ihr und der Oder, in einem noch nicht so ausgesogenen Landstrich, sich zu halten, gestützt auf die Festungen, die er an diesen Strömen innehat. Sie sollen ihm als die Speicher dienen, aus denen er den Bedarf entnimmt, ihre Besatzungen will er in das große Ringen hineinziehen, vielleicht kann sein Arm auch die abgeschnittenen Soldaten in seinen Festungen an der Weichsel erreichen. Während er das westliche Sachsen und Thüringen preisgibt, meint er über Magdeburg den Zusammenhang mit Westfalen zu erhalten. Sobald er seine Aufgabe erfüllt hat, will er über Torgau oder auch über Dresden zurückkommen und sich nun erst auf das Hauptheer werfen, das in seinem Rücken das Erzgebirge, vor sich keine Flußübergänge hat. So denkt er es sich aus. Drei Tage, bis zum Morgen des 14. Oktobers, verweilte Napoleon in Düben auf Nachrichten harrend, die ihn über die wahren Hergänge zurechtsetzten, bald abgespannt und unthätig, bald mit jenem neuen Plane beschäftigt und nach ihm neue Anordnungen treffend. Da er zum künftigen Haltpunkt Torgau ausersehen hat, gebietet er Lebensmittel und Vorräthe bei Zeiten aus Leipzig dorthin zu schaffen. Solchergestalt gewahren wir, wie Napoleon in seiner Verlegenheit, von den wirklichen Verhältnissen den Geist abwendend sich in einem

Gedankenspiele ergeht: des Feindes Hauptmacht will er zwischen Frankreich und sein Heer treten und alle möglichen Erfolge an sich reißen lassen, indeß er, der vor einer Woche die andere Elbseite als unhaltbar aufgeben und seinen Truppen den Marsch von Dresden nach Leipzig zumuthen mußte, das Geschehene zurückthut, zurückgeht in den Osten der Elbe und hernach auf derselben Straße, die er vor Kurzem gezogen, sein Heer zum zweiten Male gegen den Feind marschiren läßt! War dies nicht ein Gedanke, der die Wucht der in Thätigkeit befindlichen Kräfte unveranschlagt ließ? Mußte Napoleon nicht, falls er ihn ausführte, durch die langen Märsche seine Mannschaft noch mehr schwächen und, indem er alle Zufuhr verlor, von Frankreich abgeschnitten wurde, in die allergefährlichste Stellung schließlich gerathen? Gewiß, so lag es. Bald hielt ihn auch der Druck der Vorgänge auf dem Boden, auf dem er stand, und vor der Macht der Wirklichkeit erblaßten seine ausschweifenden Gedanken zu unfruchtbaren Träumen, über die er eine kostbare Zeit verlor.

Das feindliche Hauptheer war, wie Napoleon längst erfahren, im Anmarsche aus Böhmen. Nachdem Bennigsen das polnische Ersatzheer herangebracht, war für das böhmische Heer die Zeit des Aufbruchs zum Angriff gekommen. Am 27. September erhob es sich und trat den Linksabmarsch in nordwestlicher Richtung an, in der frischen Erinnerung so vieler Siege mit der besten Hoffnung erfüllt. Schwarzenberg führte es der Schlacht entgegen, doch mit der stillen Hoffnung, durch bloße Bewegungen mittelst einer westlichen mschwenkung Leipzigs, ohne Wagniß, ohne blutige Entscheiung die Franzosen zum Aufgeben Sachsens zu bestimmen. ar es sein Wunsch, einen Zusammenstoß mit Napoleon und ne Menschenschlächterei, wenn irgend möglich, zu vermeiden, wollte der russische Bevollmächtigte Toll eine Entscheidungshlacht und verschaffte sich von Alexander den Auftrag, inzuwirken, daß es dahin kommen müsse. Nichts Waghalsiges, nichts Ungewisses unternehmen, nichts auf's Spiel setzen, nur mit der gesammten Macht den vereinten Angriff ausfüh-

ren: das war in Schwarzenberg's Augen der Weg zum Siege. Er neigte dahin, zwischen Saale und Elster in Zusammenhang mit dem nördlichen Heere zu kommen, Alexander wollte den Heereszug gerade auf die Franzosen gerichtet haben. Altenburg ward zum vorläufigen Sammelplatz ausersehen, wo man sowohl der eigenen Straßen über Karlsbad und Eger versichert blieb, als auf die Verbindungswege des Feindes sich stellte und zusehen konnte, in welcher Richtung Napoleon seine Macht vereinigen würde und von seinen Gegenbewegungen das weitere Handeln abhängig machen. Bennigsen's Heer blieb als das am weitesten ostwärts befindliche die letzte Abtheilung und schirmte einstweilen von Aussig bis Kulm die Eingänge nach Böhmen. Der Vormarsch nach Sachsen geschah zögernd, langsam, vorsichtig abwartend. Die gegenüberstehenden feindlichen Truppen unter Mürat, welche den Andrang aufzuhalten bestimmt waren, befanden sich ziemlich weit auseinander bei Freiberg, Oederan, Mittweida und Krimmitzschau; am 7. Oktober erhielt Mürat von Napoleon Befehl, mit seiner weichenden Mannschaft den Weg über Rochlitz nach Leipzig einzuhalten.

Sowie die Verbündeten darüber beruhigt waren, daß Napoleon sich nicht auf sie stürze, daß er fern sei, und als sie wußten, daß Blücher das schlesische Heer über die Elbe geführt hatte, wurde in einer Berathung im Schlosse Augustusburg am 8. Oktober verabredet, die Bewegung des Heeres zu beschleunigen. Bennigsen führte nun auch seine Mannschaft nördlich über das Gebirge vorwärts, vertrieb die Franzosen aus Gieshübel und Dohna am 7. und 8. Oktober und bedrohte Dresden. Schwarzenberg ordnete am 9. Oktober schnellen Marsch gegen Leipzig an und befahl am 10ten, daß Bennigsen mit den Truppen, die er gegen Dresden entbehren könne, auf Leipzig zu nach Rochlitz nachziehe. Bennigsen ließ darauf die Hälfte seines Heeres vor Dresden und rückte, während diese einen Scheinangriff ausführte, um seine Bewegung zu maskiren, mit der andern auf Leipzig zu. Unter vielen kleinen Gefechten hatte das böhmische Heer sich über Chemnitz, Pegau,

Altenburg bewegt. Am 11ten war die Hauptmasse nach Altenburg gezogen. Hierhin kam der Feldmarschall Schwarzenberg und sein Stab, hier fand sich, aus Teplitz folgend, Czar Alexander ein und nahm im altenburger Schloß den Aufenthalt, hier liefen die Berichte zusammen. Die Vortruppen hatten Rochlitz, Rötha, Pegau erreicht, Kosaken schwärmten schon bis Lützen, Thielmann's Streifschaar hielt sich in Naumburg, bis ihn das aus Baiern kommende Heer Augereau's, das über Naumburg den Weg nahm, am 10. Oktober bei Wetau schlug, worauf er sich nach Zeitz zog. Augereau brach sich Bahn nach Leipzig. Man wußte, daß die Franzosen sich auf Leipzig zogen, man ging der Schlacht entgegen. Der Feldmarschall hielt also seine Streitkräfte nach Möglichkeit in der Nähe zusammen, gebot, daß die Befehlshaber der Abtheilungen, die vor dem Feinde standen, ihm täglich zweimal Bericht zufertigten und, so lange sie in Gefecht mit ihm verwickelt seien, stündlich. Das Vorgehen sollte in der Art geschehen, daß auf der Straße rechts die Soldaten marschirten, links die Geschütze und Wagen in einer Reihe hintereinander fuhren; jeder Wagen, der neben einem andern fahre, sollte ohne Weiteres aus der Straße geworfen werden; den Boten mußte überall ausgewichen werden. So ging es vorwärts. Graf Pahlen's Reiter gewahrten schon an diesem Tage des Feindes Aufstellung auf den kleinen Höhen von Markkleeberg und Güldengossa; man war in der Nähe von Leipzig. Mürat, der auf seinem langsamen Rückzuge schon bei Borna in einem heftigen Gefechte die Russen hatte zurückschieben müssen, um sich die leipziger Straße frei zu machen, hielt in Wachau.

Am Nachmittage des 11. Oktobers meldete Mürat seinem Kaiser den Stand. Fast gleichzeitig gab Marmont die Nachricht über Blücher's Zug auf Halle. Das riß Napoleon mit einem Male aus seinen träumerischen Planen. Verschwunden war der Feind, dem er nachgejagt. Mürat schien zu schwach, um vor Leipzig lange Widerstand zu leisten. Die Vereinigung aller feindlichen Heere stand nahe bevor. Am Vormittag des

12. Oktobers erfährt dies Alles Napoleon, und sogleich nehmen seine Gedanken eine andere Richtung, sind neue Entschlüsse gefaßt. Das Heer, das er bei sich hat, muß ungesäumt zurück nach Leipzig. Jedenfalls erreicht er Leipzig noch vor Blücher's Ankunft. Er will Schwarzenberg niederwerfen, bevor diesem zur Seite Blücher kämpfen kann. Rasch werden — am 13. Oktober Morgens 4 Uhr — alle Streitkräfte nach Leipzig hingerichtet. Die schlimmen Ereignisse häufen sich. Zu Ried haben am 8. Oktober die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Baiern zu einem Abschlusse geführt: Baiern wird ihm abtrünnig und stellt sich auf die Seite seiner Feinde. Oesterreicher und Baiern vereinigen sich in Süddeutschland sogleich und brechen zusammen gegen den Rhein zu auf. Der König von Würtemberg schreibt das Napoleon und fügt seinerseits hinzu, daß auch er diesem Drucke nachgeben müsse, daß er seine Soldaten zu den Baiern stoßen lassen müsse, daß bald hunderttausend Krieger Mainz einschließen würden. Welch neuer Schlag! Napoleon nahm ihn leicht. Weil er die Rieder Bedingungen nicht kannte, meinte er, Baierns König weiche nur augenblicklich dem Drange der Umstände, ohne ernstlich auf seine Beschädigung auszugehen, da er bei einem vollständigen Triumfe Oesterreichs allzuviel zu verlieren habe. Abtrünnige trachten aber gewöhnlich, durch Eifer für die neue Sache ihren neuen Bundesgenossen Vertrauen zu sich einzuflößen. In jedem Falle mußte Napoleon jetzt durch eine glänzende Waffenthat den wankenden Sinn seiner erschütterten Anhänger befestigen, aufrichten. Nur eine große Schlacht konnte seine Geschicke wenden. In seines Sinnes Kühnheit suchte er ohnehin längst den Zusammenstoß mit seinen Gegnern. Bei Leipzig also wollte er als ein zerschmetternder Blitz auf Schwarzenberg fahren. Seine- und Schwarzenberg's Absichten begegneten sich. In der Frühe des 14. Oktobers verläßt er Düben.

Was hatte er nun mit diesem Zuge nach Düben erreicht? Nicht den geringsten Erfolg! Der Feind, auf den er losging, war trotzdem näher an Leipzig herangekommen. Wie ein mü-

ßiger Zuschauer hat er dem böhmischen Heere zu seinem Hervorbrechen aus dem Gebirge und zu seiner Entfaltung Zeit und Gelegenheit gelassen. Ein bloßes Hin- und Herziehen war's von seiner Seite gewesen, das seine Truppen zerstreute und die ohnehin schon erschöpfte Mannschaft noch mehr abmattete. Reynier stand bei Roslau, Ney bei Aken, Macdonald, Bertrand befanden sich an der Elbe, leichte Reiter jenseits der Elbe, Alles mußte schleunigst zurück. Leipzig trennte noch seine Feinde. Dort konnte Napoleon sich gegen ein Heer decken und das andere seine Stärke fühlen lassen.

Die erste Frage war freilich, ob Mürat sich noch vom 13. bis zum 14. Oktober gegen den Andrang der feindlichen Hauptmacht bei Leipzig halten könne; vermochte er dies nicht, so sollte er sich an der Mulde und in der Richtung von Wurzen, d. h. Napoleon entgegenkommend, ziehen. Augereau war indeß mit seinen Truppen eingetroffen, Marmont zog sich am 13ten mit seinem Heere, das von Nordosten, von Delitzsch, kam, näher an Leipzig, bis auf 3 Stunden von der Stadt heran. Mürat bejahte die an ihn gestellte Frage.

Napoleon wähnte damals, das Nordheer hinter die Elbe gescheucht zu haben. Im Laufe des 13. Oktobers vernahm er erst, daß es bei Bernburg zu stehen scheine und daß das schlesische Heer in Stellung hinter der Saale bei Halle sei. Das war schlimmer, als er vorausgesetzt hatte. Indessen gedachte er das böhmische Heer auf's Haupt zu schlagen, ehe noch Blücher die Vereinigung seiner Mannschaft mit diesem bewerkstelligte.

Die Tage vor dem großen Zusammenstoß.*)

Auf dem alten Schlachtenreviere Deutschlands tos'te der große Entscheidungskampf. Mit schwerer Hand ward Napoleon gepackt. Mensch gegen Mensch kämpfte hier in grauenvollem Eifer des Vernichtens. Blutgetränkt, leichenübersäet wurde die Umgegend von Leipzig. Reich an folgenschweren Erinnerungen, wie kein andrer Strich in Europa, sind diese Blachfelder. Hier war es, wo fast vor 900 Jahren die wilden Horden der Magyaren, die ganz Deutschland überritten, der tapfere König Heinrich niederwarf. Hier wurden die beiden großen Schlachten Gustav Adolf's, des Schützers deutscher Glaubensfreiheit, mit Tilly und Wallenstein ausgefochten. Nicht allzuweit ab liegt Roßbach, ganz nahe Lützen, wo bereits schon einmal in diesem Jahre, in des Maies Anfang, die Preußen und Russen sich mit den Franzosen gemessen hatten und ihnen einen Vortheil abgerungen, ohne sie aus dem Felde schlagen zu können. Jetzt, in des Oktobers Mitte, ward hier Gericht gehalten, ob Napoleon der Gebieter Europas sei, ob Deutschland, Europas Kern und Herz, seine selbstständige Entwickelung habe.

Leipzig, in einiger Entfernung von des mittleren Deutschlands Gebirgszügen gelegen, ist der erste bedeutende Platz beim Eintritt in das weite niederdeutsche Tiefland, und viele Wege aus den Bergen her laufen in ihm zusammen, so daß hier sich ein Knotenpunkt für Straßen in allen Hauptrichtungen bildet. Dies und dazu der Umstand, daß es ungefähr ebensoweit vom Meer als von den Alpen, von der Oder wie vom Rheine entfernt, recht eigentlich der hauptsächlichste Ort in

*) Der geneigte Leser wolle nunmehr die hier beigegebene Karte der nächsten Umgegend von Leipzig genau betrachten und wolle sie auch im Verfolg ab und zu ansehen, wenigstens so lange, bis ihm die Lage der wichtigsten Orte gegenwärtig ist. Schlechterdings ist dies erforderlich, wenn die Darstellung zu einem lebendigen Bilde der Hergänge werden soll.

der Mitte von Deutschland ist, hatte es seit Jahrhunderten zur großen Stätte des deutschen, ja fast des europäischen Handelsverkehrs gemacht. Die Herbstmesse in diesem Kriegsjahre war freilich, wenn sie auch gewohnheitsmäßig eingeläutet wurde, gestört: wie hätten Verkäufer und Käufer mitten in den Kriegstrubel reisen sollen? Einige hatten sich trotz aller Gefahren eingefunden, aber natürlich gab es kein lebhaftes Geschäft; man verlängerte die Dauer der Messe, indem man der Ankunft der russischen und polnischen Händler entgegensah, die jenseits der Elbe die Krise abwarten wollten. — Die Gegend um Leipzig ist eine zur Entwicklung großer Truppenmassen wohlgeeignete Ebene, allein sie ist nicht durchweg flach, sondern wellig. Sie ist auch nicht völlig offen. Zweierlei Naturen treten vielmehr nebeneinander. Von Süden her schlängeln sich nämlich zwei kleine Flüsse, die weiße Elster und die Pleiße, in geringem Abstande von einander zur Stadt hin, die sie auf ihrer rechten Seite lassen, und vereinigen sich eine Strecke unterhalb der Stadt zu einem Flusse, der mit westlicher Biegung der Saale zu seinen Lauf nimmt und in sie zwischen Merseburg und Halle mündet. Ein drittes östlicheres Flüßchen, das gleichfalls von Süden herkommt, doch in weitem Abstande von jenen, die Parthe, schlägt, nachdem es die Höhe von Leipzig längst überschritten hat, einen Bogen, in dem es das zwei Stunden nordöstlich von Leipzig liegende Städtchen Taucha berührt, fließt, nachdem es sich zurückgesenkt hat, dicht an Leipzigs Nordseite vorüber und erreicht später die Elster, die schon vorher die Pleiße aufgenommen hat. Die Stadt war bei dem Zusammentreffen dieser drei Flüsse entstanden, der Ebene zugekehrt, die sich süd- und ostwärts ausbreitet. Während die Parthe an mehreren Stellen zu durchwaten ist und die Wiesen neben ihr, die theilweise sumpfig und mit Gesträuch bewachsen sind, nur einen mäßigen Raum einnehmen, haben die Elster und Pleiße, einzelne Strecken abgerechnet, ein niedriges Bett, zwischen ihnen und neben ihnen ist sumpfiges Erdreich: Lachen, Moor, Wiese, Wald. Außer ihnen, die sich vielfach

spalten und ein Netz von Wasserarmen bilden, laufen da noch mehrere kleine Gewässer. Oft ist weitum der Boden überschwemmt. Wassertümpel, sumpfige Wiesen, nasse Gräben waren im Oktober 1813 zwischen der Elster und Pleiße. Dieser oberhalb der Stadt lang sich hinziehende Strich hat in einiger Entfernung von ihr die Breite einer Stunde, auf der Westseite der Stadt die Ausdehnung einer halben Stunde und erstreckt sich unterhalb fast in gleicher Breite nordwestlich noch eine bedeutende Strecke fort. Innerhalb desselben sind Bewegungen von Heeresmassen unthunlich. Vor funfzig Jahren war dieser Strich bei weitem noch nicht in dem Grade entwässert wie heute, und der ungewöhnlich nasse Sommer des Jahres 1813 hatte die wässrige Beschaffenheit noch gesteigert, mithin die Ungangbarkeit vergrößert. Wenige Fuhrten und Durchgänge durch die Aue dienen zur Verbindung für die Bewohner des angebauten Landes auf den beiden Seiten; nur bei trockener Witterung sind einige Querwege für Fuhrwerk geeignet; drei Stunden oberhalb und vier Stunden unterhalb Leipzigs bietet sich ein breiterer, auch für Heere brauchbarer Weg. Diese bruchige Gegend durchschneidet die Ebene und scheidet die Stadt vom Westen. Die Leipziger führten daher, um einen Verbindungsweg zwischen der östlichen und westlichen Seite zu haben, mit großem Aufwand einen Damm bis an das nächste, ein wenig höher gelegene Dorf Lindenau, von dem sich wieder Ackerland ausbreitet: die Straße „in's Reich", gen Frankfurt am Main. Oft wurde der Damm durchrissen, bis man ihn 10—12 Fuß hoch gelegt und in der Wiese, durch die er streicht, Abzugsgräben angebracht hatte. Mehrere steinerne Brücken bedurfte der Damm, im ganzen hat er 15 Ueberbrückungen über Gewässer und Abzugsgräben. Auf beiden Seiten der Aue ist die Bodenfläche mäßig erhöht. Am östlichen Rande der sumpfigen oder bewaldeten Niederung liegen auf Leipzig zu, von Norden her, das Städtchen Schkeuditz, die Dörfer Lützschena, Stahmeln, Wahren, Möckern, Gohlis, über welche die Straße nach Halle führt, von Leipzig ab liegen Konnewitz, Dölitz, Mark-

kleeberg, Krostewitz, Kröbern: der Weg über Rötha nach Altenburg; am westlichen Rande des südlichen Theiles unweit Lindenau Plagwitz, Klein- und Großschocher an der Straße nach Eisenberg, nahe an ihnen noch in der Niederung Schleussig. Der weite Bogen zwischen den beiden Sumpf- und Waldstrichen, die Osthälfte der Leipziger Gegend, ist fruchtbares Ackerland. Ein halbes Stündchen vor den Thoren der Stadt erhöht sich der Boden etwas und zieht sich dann sanft wellenförmig hin. Niedere Hügelrücken streichen von Morgen nach Abend. Auf diesem faltigen Grunde rangen die Heere mit einander. Die Bodenschwellungen gewährten den Vertheidigern des Landes verschiedene Vortheile. Die kleinen Höhenzüge und lange mit Bäumen und dichtem Strauchwerk besetzte Gräben verbergen dem fernen Beobachter, was dahinter sich bewegt. Auch Buschwerk und Waldstücke, dazumal größer und häufiger als in der Gegenwart, fanden sich eingestreut. Eine große Waldung beginnt erst drei Stunden graden Weges von Leipzig bei Großpößnau, das sogenannte Universitätsholz. Die größten Ansteigungen gehören der südlichen Gegend in der Nähe des Sumpf- und Waldbodens oder doch nicht allzuweit entlegen an. Stötteritz, kaum eine Stunde von der Stadt, liegt hundert Fuß über der Baustelle der alten, damaligen Sternwarte der Universität; etwas weiter von der Stadt liegt Probstheida, etwa anderthalb hundert Fuß hoch, nicht allzuweit von diesem bei Meisdorf eine Anhöhe, späterer Zeit der „Monarchenhügel" genannt, 166 Fuß. Nach diesem ist die größte Erhebung der einzeln ragende Kolmberg, 158 Fuß, zwischen den Dörfern Holzhausen, Liebertwolkwitz, Klein- und Großpößnau; nur wenige Fuß niedriger steht die Kirche von Liebertwolkwitz, östlich neben Großpößnau ist der Windmühlenberg; nördlich vor Liebertwolkwitz ist der Galgenberg, 134 Fuß hoch, beinahe ebenso ist die Lage des südwestlichen auf die Niederung zugelegenen Güldengossa. Diese „Berge" sind allerdings bloße Hügel. Die Muldengestalt, welche die Höhenzüge mit sich bringen, gibt in der Senkung Vertiefungen. Uebrigens ist der

Boden gegen die Niederung zu lehmig, — also in Nässe schlüpfrig. Die Straßen waren durch das anhaltende Regenwetter in schlechten Zustand gerathen.

Als der Verfasser dieser Schrift vor 27 Jahren die Lage von Leipzig zum erstenmale sah, begriff er sofort, daß ein Heer, welches östlich vor der Stadt eine Schlacht annimmt, siegen oder untergehen muß. Denn, wofern es geschlagen wird, vermag es weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen, sein Abmarsch muß durch Leipzigs enge Straßen aus einem einzigen Thore der Stadt, auf dem 21 bis 22 Schritt breiten mit Pappelreihen besetzten Damme erfolgen: es giebt für den Rückzug keinen andern Weg. Eine halbe Stunde weit hinter der Stadt sind neben der Straße nur ungangbare Wiesen; erst nachdem von ihm Lindenau erreicht worden ist, kann es sich ausbreiten. Daß ein großes Heer, welches mit einemmale schleunig vorwärts soll, darüber nothwendig in Unordnung, Verwirrung, Auflösung geräth, ist an sich klar; befindet es sich aber gar auf der Flucht, geängstigt, verfolgt vom Feinde, so muß es die allergrößten Verluste erleiden. Schlagen läßt sich nicht vortheilhaft die Stadt im Rücken. Wohl aber gewährt eine wie immer gewählte Aufstellung westwärts der Stadt Deckung nach zwei Seiten in den weiten Linien der Aue und ihrer Gebüsche, die einen spitzen Winkel bilden, dessen Scheitel die Stadt ist; 4 bis 5 Meilen sind dann einem großen Angriff so gut wie entzogen.

Wenn Napoleon, dieser Bodenbeschaffenheit ungeachtet, vor der Stadt die Schlacht anordnete, so sieht man, daß er seinem Glücke vertrauend Alles auf einen Wurf stellte. Die Vereinigung des schlesischen Heeres mit dem böhmischen Heere war nicht mehr abwendbar. Indem Napoleon zwischen beide trat, mußte sie auf dem Schlachtfelde selbst vor sich gehen, denn, er wußte es, Blücher stand bei Halle und vor Halle, keinen Tagemarsch von Leipzig ab; der Donner der Geschütze mußte ihn herbeirufen. Nur falls Napoleon dem böhmischen Heere mit dem ersten Schlage rasch eine schwere Niederlage beibrachte, wie

er sie bei Dresden mit zweitägigem Kämpfen erfocht, nur dann durfte er dem unausbleiblichen Stoße von Norden her getrost entgegensehen. War dies das Wahrscheinliche? —

Jetzt waren bei Leipzig die Streitkräfte alle beisammen, welche die Kämpfer zum gewaltsamen Durchsetzen ihres Willens in's Feld zu führen vermocht hatten. Ein halbe Million starker, kriegsgeübter Männer, die Kraft Europas, rang hier mit einander Tage lang mit der höchsten Anstrengung, mit dem Muthe, den Verzweiflung eingiebt. Eine Völkerschlacht ward im wahren Sinne geliefert. Ein Zusammentreffen so großer und zugleich so entscheidender Art geschah, wie Europa noch keines gesehen, mit dem selbst die Schlacht in den katalaunischen Gefilden, die Attila's Verwüstungszügen ein Ziel setzte, kaum vergleichbar ist. Die Stämme alle des weiten Frankreichs folgten Napoleon, Italiener, Spanier, Portugiesen, Polen, Niederländer, Schweizer, Deutsche hatte er unter seine Adler gereiht. Vierzigtausend Söhne des eigentlichen Deutschlands kämpften hier noch auf sein Geheiß gegen Deutschlands Wohl, die mehrsten freilich bittern Unmuth im Herzen. Wider ihn kamen herangezogen die Schaaren der Deutschen, der Slaven, der Ungarn, der Schweden, auch Engländer befanden sich bei den Kämpfenden; selbst Baschkiren und Kalmücken, die mit Bogen und Pfeil den Feind beschossen, erschienen, von Bennigsen geführt, zur Stelle. Welch' Gewimmel der Völker! Vielleicht nie wieder werden so viele sich auf einem blutigen Kampfplatze begegnen.

Die Stärke der Heere, die gegen einander eintraten, zuverlässig bestimmen zu wollen, ist äußerst mißlich. Die Führer selber wußten nicht mit völliger Genauigkeit die Anzahl ihrer Mannschaft; veränderte sie sich doch täglich. Die zum Kampfe Ausziehenden pflegen die Stärke ihres Heeres zu übertreiben, um mehr zu schrecken. Geschlagene verkleinern den Bestand, denn sie wollen nur der großen Ueberzahl erlegen scheinen. Hat aber einmal ein höherer Soldatenführer eine Angabe öffentlich gemacht, so wagt kein anderer Anführer seiner Nation so leicht, ihn Lügen zu strafen. Indessen kennen wir glück-

licherweise eine eigene Schätzung Napoleon's zehn Tage vor der Schlacht. Er veranschlagte nämlich am 5. Oktober für sich selbst seine im Felde befindlichen Truppen 210,000 Mann; seitdem waren es wohl mit jedem Tage weniger geworden, indeß war doch kein größeres Gefecht vorgefallen, das einen namhaften Verlust herbeigeführt hätte. Allerdings war damals mitgerechnet, was er in Dresden ließ, das heißt weit über 30,000 Mann, wogegen Augereau — er traf am 13ten bei Leipzig ein — nur halb so viel, 15—20,000 heranbrachte und die Abtheilung Baiern die anderweite Verstärkung glich wohl auch kaum den kleinen Verlust dieser zehn Tage aus, so daß er mit ungefähr 190,000 Soldaten die leipziger Schlacht schlug. Seine mindeste Stärke betrug 170,000 Mann; Diejenigen, welche sie noch geringer angeben, mögen erst erklären, wie die Massen verschwunden sind, die Napoleon vor ein paar Monaten besaß. Er wußte, daß er der Schwächere war; um seine Schaaren zahlreicher erscheinen zu lassen, befahl er am 13. Oktober, das Fußvolk, statt wie bisher in 3 Gliedern, nur in 2 Gliedern aufzustellen: dadurch verlängerte sich zugleich seine Reihe. Um diese veränderte Anordnung erfuhr natürlich der Feind nicht so bald. Gegen 200,000 Streiter und 700 Geschütze, wieviel Napoleon hatte, an einer Stelle bilden eine gewaltige Macht. Indessen hatte die innere Stärke seines Heeres gelitten. Nicht nur waren, wie schon dargelegt ward, beträchtliche Massen von Vorräthen und viele Geschütze verloren gegangen, sondern die Siegeszuversicht und Kampfesfreudigkeit war verschwunden,. Mißvergnügen allgemein, die Feldobersten nicht mehr thatenlustig, in Besorgniß vor Abfall und Verrath düster in die Zukunft blickend und ohne die alte Hingebung zu ihm, die mit seines Glückes Wandel geschwunden war, seine Mannschaft von Ungemach hart mitgenommen, ihr Kern nach Frankreich sich sehnend, die deutschen Bundesgenossen widerwillig Theil nehmend am Streite gegen ihre Landsleute, zur Unterjochung ihres eigenen Vaterlandes. Selbst die Gesinnung auch der übrigen Soldaten Napoleon's war verändert. Manche schalten unverhohlen Na-

poleon einen Leuteschinder und Tyrannen. Das französische Volk war endlich des unablässigen Kriegens müde geworden. Des russischen Feldzugs Ausgang und Jammer hatte diese Stimmung zum Durchbruch gebracht. Soldaten, die mit Unlust fechten, werden vom Mißgeschicke härter betroffen. Kleinmuth war demnach unter den Franzosen eingerissen. Zudem war die schädliche Wirkung des sich Alles herausnehmenden Leichtsinns, die Auflösung der straffen Ordnung und Mangel, seitdem das Unglück eingebrochen, hervorgetreten. Welcher Soldat, der die verhungernden Herumlungerer sah, konnte den Gedanken abweisen, daß er vielleicht sein eigenes baldiges Schicksal vor sich erblicke? Das französische Heer schien sonach nicht mehr recht geeignet, harte Stöße auszuhalten. Dennoch, als der Kampf selbst ausgebrochen, entflammte sich der alte Muth, leuchtete die frühere Tapferkeit, und es zeigte sich, welche Gewalt in dem französischen Heere, das zwanzig Jahre der Kriege ausgebildet hatten, lag. Nach dem unglücklichen Ausgange des harten Kampfes war es freilich zertrümmert.

Auf der entgegengesetzten Seite waren nicht alle Streiter sogleich zur Stelle, aber ihre Menge wuchs während des langen Ringens. Anfangs stellte sich das böhmische Heer in einer Stärke, die von den zuverlässigsten Gewährsmännern sehr verschieden, bald, vielleicht am richtigsten, 133,000, bald 142,000, bald sogar über 150,000 Mann angegeben wird. Dann nahm das schlesische Heer Theil, dessen Gesammtstärke 56,000 Mann betrug; im Beginne also waren die Kräfte nicht beträchtlich verschieden. Im Verfolge der langen Schlacht kamen hernach Bennigsen mit 26,000 und Colloredo's und Bubna's 27,000 Mann und, immer der Letzte, der Kronprinz von Schweden mit 40,000—50,000 Mann, im Ganzen also ungefähr dreimalhunderttausend Streiter, die 1384 Geschütze bei sich führten. Wie weit freilich die russischen Zahlenangaben Glaubwürdigkeit verdienen, müssen wir dahingestellt sein lassen, da allzuviele Erfahrungen mißtrauisch machen. Wäre ihnen zu trauen, so hätten sie die größte Streitermasse gestellt, viel über 100,000 (112,000),

aber es ist wohl anzunehmen, daß, wie immer, die Russen bedeutend schwächer waren, als sie sagten. Demnächst kamen an Zahl die Oesterreicher, gegen 100,000, an dritter Stelle die Preußen, etwa 70,000, zuletzt die Schweden, 18,000. Die Ausrüstung war keineswegs die beste, die Bekleidung aller war schlecht und mochte nach den überstandenen Strapazen der ihrer Gegner nichts nachgeben. Bewaffnet waren die Franzosen jedenfalls besser; denn nicht nur an den Waffen der Russen ließ sich viel aussetzen, sondern selbst des österreichischen Fußvolks Gewehre (nach unsern Nachrichten wenigstens die „Kuhfüße" einer Abtheilung, so nannte man sie) waren schlecht; doch der Geist, der die verbündeten Heere belebte, war vortrefflich. Die Russen ließen an willigem Gehorsam und hartnäckiger Ausdauer im Gefechte nichts zu wünschen. Die Oesterreicher bewiesen sich tapfer und geschickt, und wenn sie auch allzu methodisch und langsam handelten, so führten sie doch jede vorgeschriebene Bewegung genau und gut aus. Die Preußen wurden von feurigem Muthe zu mannhaften Thaten getrieben; sie ertrugen das Ungemach ohne Mißmuth, bestrebten sich, aufmerksam und eifrig jeden Befehl auszuführen, standen in Noth und Gefahr einig zusammen. Im Ganzen herrschte unter den Verbündeten, ungeachtet mancher vorangegangenen Mißhelligkeiten und entstandenen Abneigungen, während der entscheidungsschweren Tage ein rühmlicher Geist der Eintracht. Freudig brachten die deutschen Streiter jedes Opfer, weil sie, getrost auf die Fürstenworte sich verlassend, daß Deutschland frei und glücklich werden solle, Großes von der Zukunft hofften, wenn sie den Sieg errangen. Solchergestalt waren die Verbündeten der Napoleonischen Macht an Zahl und noch mehr an den Eigenschaften überlegen, die sich nicht zählen und wägen lassen, aber in's Gewicht fallen.

Der trachenberger Kriegsplan war glücklich ausgeführt. Der letzte Wurf mußte nun erfolgen. Zum zweiten Mal messen mit dem großen Sieger der Schlachten sollte sich nun Schwarzenberg.

Auf das schnelle Zusammenwirken der Heere kam es jetzt an. Blücher's Hauptlager war in der Universitätsstadt Halle, wo Rast gehalten wurde und die Anführer, ehemalige Studiosen und Philister zusammen im Rathskeller nach Studentenart Kommersch hielten. Am Mittag des 12. Oktober erhielt Blücher die erste Benachrichtigung von Schwarzenberg, am 13ten ließ er deshalb auf der leipziger Straße über Schkeuditz bis Möckern die Gegend und den Feind besichtigen. Bernadotte, der an diesem Tage sein Heer nach Köthen hatte marschiren lassen, aber über die Elbe nicht zurückkonnte, erhielt die erforderliche Mittheilung vom schlesischen Generalstabe am Mittag des 14ten. Er konnte sich nicht sogleich entschließen, dem Rufe zu folgen, weil seine nächste Pflicht Berlins Vertheidigung sei. Als jedoch der Bevollmächtigte Englands in seinem Lager, Heerführer Stewart, nachdrücklich in ihn drang und zugleich die Meldung einlief, daß alle französischen Massen bei Dessau im Abmarsch begriffen seien in der Richtung nach Leipzig, hielt er Kriegsrath, und die Mehrheit erklärte sich für den Zug. Demzufolge ließ er das Nordheer am 15ten von Köthen wieder vorwärts rücken, aber nach Halle zu, so daß er nicht neben, sondern hinter das schlesische Heer zu stehen kam, mithin den ersten Kampf, ohne Theil zu nehmen, vorübergehen lassen konnte. Ein paar Stunden von Halle, am Petersberge, bei Zörbig und Silbik, mochte seine Mannschaft ausruhen.

Die Weisung, welche Schwarzenberg am 13. Oktober (Mittags) noch aus Altenburg erließ, sprach aus, daß „unser Zweck jetzt sein müsse, den Feind in seiner Stellung immer mehr einzuengen, und daß man jetzt an die Vernichtung der feindlichen Heere denken könne. Jede Uebereilung wäre straffällig, und es muß daher mit der höchsten Ruhe und Vorsicht zu Werke gegangen werden." Die genaue Verbindung aller Heere untereinander sei das zu Erstrebende. Die Baiern unter Wrede würden in Eilmärschen die Mainlinie erreichen und einnehmen Die Abtheilung des böhmischen Heeres unter

Graf Gyulay solle sich westwärts halten, Naumburg und Weißenfels besetzen. Das Hauptheer müsse in seiner Stellung, wenn der Feind die Zeit dazu lasse, Bennigsen's Eintreffen abwarten; greife Napoleon an, um sich durchzuschlagen, so solle man vereint auf den Punkt losgehen, den er anfällt. Zunächst gebot Schwarzenberg dem Heerführer Grafen Wittgenstein, von Pegau gegen Leipzig auf Kundschaft auszuziehen, jedoch ohne sich ernsthaft mit dem Feinde vor der Zeit zu verwickeln. Diese angeordnete Ausbreitung nach Westen, welche eine sehr weite Umschließungslinie ergab, erregte indessen die Unzufriedenheit der Herrscher. Schwarzenberg mußte den Gyulay und sein Volk näher an Leipzig halten.

Wittgenstein ging demzufolge an diesem Mittwoch vorwärts. Er gedachte Gossa und den Universitätswald zu gewinnen, aber es war schon spät am Tage und er fand den Feind in solcher Stärke, daß er sein Vorhaben aufgab. Platof's Kosaken wurden, als sie Markkleeberg erreichten, mit Verlust zurückgeworfen. Am Abend standen die Franzosen im Universitätsholz und in einigen Häusern Großpößnau's. Die eigentliche Fühlung des Feindes schob Wittgenstein auf den nächsten Tag hinaus. Es war einmal österreichische Gewohnheit und ist es bis in den italienischen Krieg von 1859 geblieben, die nothwendige Erkundung hinsichtlich der Stellung und Stärke des Feindes im Wege eines größeren Angriffes zu suchen, der sonst keinen weiteren Zweck hatte.

Der vierzehnte Oktober.

Das Vorgefecht.

In der Nacht zum 14ten zogen die Franzosen freiwillig sich zurück, verließen das Universitätsholz, Störmthal, Güldengossa, Kröbern und setzten sich fest gegen die Pleiße hin auf

dem Höhenzuge zwischen Liebertwolkwitz und dem etwas weiter zurückliegenden Markkleeberg, somit in einer minder ausgedehnten, schrägen, gen Westen zurückweichenden Stellung. Am linken Flügel bei Liebertwolkwitz stand Reiterei, auf den Höhen die Geschütze, den rechten Flügel deckte die bruchige Gegend. Mürat erwartete so den Andrang der feindlichen Hauptmacht am nächsten Tage. Er hielt sich mit seinen Streitkräften ihr nicht gewachsen. Sein Plan war deßhalb, über die Parthe zu weichen und Leipzig nur als Brückenkopf zu vertheidigen. Zu diesem Behufe hieß er am Abend des 13ten Marmont, dessen Schaaren eben von Delitzsch her nahten, sich nördlich wenden und die Straße von Halle decken. Dies Vorhaben ließ jedoch Mürat fallen, als ihm noch zeitig genug Napoleon bestimmt seine Ankunft auf den 14ten anzeigen ließ. Er mußte nun seine Stellung halten. Seinen bewährten Gourgaud hatte Napoleon schon vorausgeschickt, damit er die Oertlichkeiten besichtige, die er zum Schlachtplane sich ausersehen.

Der 14. Oktober — der siebente Jahrestag der Schlacht bei Jena — war also von den Verbündeten zur Auskundung des Feindes an verschiedenen Stellen bestimmt. Diese begann in der Frühe des Tages. Am linken Flügel setzte Gyulay auf der Straße von Lützen ostwärts nach Leipzig hin seine Mannschaft in Bewegung. Er fand nur kleine französische Abtheilungen, die, ohne Widerstand entgegenzusetzen, nach Lindenau wichen. Gyulay's Vortruppen gelangten bis über Schönau. In der Mitte der Vorbewegung sprengten Platof's Kosaken vorwärts auf der Straße von Zwenkau; scharmutzirend wichen die Franzosen nach Konnewitz und gaben auch Großstädteln auf. Die Kosaken besetzten Gautzsch. Ganz anders ging es auf dem rechten Flügel her.

Wittgenstein gedachte Güldengossa zu gewinnen. In mehreren Richtungen marschirten die Streitmassen dorthin. Links zogen auf der altenburger Straße die russischen Reiter unter Graf Pahlen III., Preußen hinter ihnen, und sollten sowohl von Göhren als von Kröbern aus, links abschwenkend, in öst-

licher Richtung auf Gossa vor. Rechts zog das österreichische Fußvolk unter Klenau, und russisches unter Eugen von Würtemberg auf der an Großpößnau vorüberführenden Straße, so daß sie von Osten her nach Gossa gelangen mußten; ein Theil sollte mit Feldmarschall-Leutnant Mohr grade aus nach Liebertwolkwitz losgehen, Heerführer Paumgarten aber am weitesten rechts diesen Ort von Seiffertshain aus umschwenken. Man stieß anfangs auf keinen Feind. Eugen ritt schon mit einigen Husaren hinter Güldengossa voraus in die Höhe: da gewahrte er den Feind und Kugeln umsausten ihn. Schnell eilte er zu den Seinen zurück und ließ vorerst, um sich nicht vorzeitig in ein ungleiches Gefecht zu verwickeln, hinter Gossa anhalten. Von Kröbern aus bemerkte man auch die französische Aufstellung. Pahlen hielt daher noch vor Auenhain an, um das Herankommen der preußischen Reiter abzuwarten. Diebitsch dachte, man habe nur den feindlichen Nachtrab vor sich; er sagte: „der Feind geht zurück, sobald wir nur einige Kanonenschüsse thun," ritt zu Pahlen und forderte ihn zum sofortigen Vorrücken auf. Der aber entgegnet: ihm deute Alles nicht auf Abzug, und führte deshalb erst Mittags, als er preußisches Fußvolk nahen sah, sein Kriegsvolk wieder vorwärts, indem er das Wäldchen bei Wachau, welches die Harth heißt, zu seiner Linken liegen hatte, und ließ Geschütze vorfahren. Kaum war dies geschehen, so begannen die Franzosen aus dem Wäldchen auf die Anrückenden zu schießen; ihre in einer langen Reihe aufgestellten Reiter saßen auf, ein Haufe sprengte gegen die russischen Geschütze. Russische Reiterei hielt den Feind so lange auf, daß die Geschütze glücklich abfahren konnten. Sie selber wurde von den Franzosen geworfen, aber inzwischen kamen die preußischen Dragoner, dann Uhlanen und Kürassiere herbei und stellten das Treffen her. Auf Liebertwolkwitz zu entspann sich nunmehr ein Reitergefecht, das immer größeren Umfang annahm. Regimenterweise wurde der Kampf aufgenommen. Nach und nach waren von jeder Partei 7000 Reiter im Gefecht. Hier griffen die aus Spanien herbeigekomme-

nen Dragoner, die Augereau gebracht hatte, mit großem Erfolge ein. Die französischen Reiter hatten den Vortheil, von einer sich sanft senkenden Höhe herabzustürzen. König Mürat, der den Ruhm eines großen Reiteranführers hatte, ein Mann von ungestümem Muth, führt selbst in seinem prächtigen Aufputz eine Reiterschaar nach der andern zum Angriff. Wie er, war auch Pahlen mitten im wogenden Gedränge. Die Natur eines Reitergefechtes bringt es mit sich, daß der Aneinanderprall jedesmal nur wenige Minuten dauert. Aus der großen französischen Reitermasse sprengten einzelne Schwadronen hervor, die russischen und preußischen Reiter ritten ihnen entgegen. So rannten sie aneinander. Dann löste sich die kämpfende Masse in einzelne Schwärme, die sich herumtummelten. Es entstand ein krauses Gewühl. Gut hielten sich die Franzosen geschlossen. Haufen von Lanzenreitern umkreisten sie, und wo diese ein französisches Geschwader umringen konnten, formirten sie sich schnell zur Reihe und stürzten mit eingelegten Lanzen auf sie ein. Mit abwechselndem Glücke wurde gefochten. „Wie Sturmessausen und Wasserrauschen dröhnte es (beschreibt ein Zuschauer diesen Kampf) und das Schlagen der blinkenden Klingen zuckte wie Blitze." Mehrere Male traten dabei Pausen ein, in denen die Reiter sich wieder sammelten und die Rosse verschnaufen ließen. Dicht vor einander hielten die ermatteten Reiter still, um Kraft zu einem neuen Gange zu schöpfen. Waren die ersten Anpralle der Franzosen abgeworfen worden, so trieben sie im Verfolge des Gefechts mit ihrer steigenden Uebermacht die russischen und preußischen Reiter zurück. Diese suchten Schutz hinter dem vorrückenden preußischen Fußvolk und ordneten sich da wieder. Ein Augenblick der Ruhe trat darauf ein. Doch jagten immer noch hin und her einzelne Schwärme. Da gewahrte ein unterer Anführer neumärkischer Dragoner, Guido von der Lippe, den König Mürat mit wenigen Begleitern weit vor seinen Reihen einherreiten. Mit mehreren Plänklern jagt er auf ihn zu. Des Königs Gefolge sprengt erschrocken auseinander, ein einziger Reiter hält

sich ihm zur Seite. „Halt! Halt! König!“ ruft ihm der hitzige Verfolger zu. Der Reiter wendet sich um und haut ihm in's Gesicht, aber der läßt nicht los. Beinahe hat er den König erreicht, aber Guido von der Lippe ist allein, seinen Gefährten voran, sein geschwungenes Schwert deckte ihn nicht. Der Begleiter des Königs stößt ihm seinen Degen durch den Leib; er sinkt tödtlich getroffen vom Pferde, und Mürat entkommt glücklich zu den Seinen. Seinen Retter ernannte er sogleich zum Stallmeister und versprach ihm ein Jahrgehalt. Die brandenburgischen Panzerreiter sind indessen auch herangekommen, werfen sich auf die wiederum vorreitenden Franzosen, schlagen sie, dringen weiter ein. Bald kommen auch die anderen Reiter Pahlen's, die schon im Gefecht gewesen, nachdem sie sich wieder geschaart hatten, zu ihrem Beistand hervor, und diesmal gelingt ihr Angriff. Die verbündeten Reiter überragen auch jetzt die Reihe der französischen, zwei Geschwader schwenken also um und fallen ihnen in die Seite. Nun werden die Franzosen zu ihrem Fußvolk hingetrieben. Von den Höhen schoß aber sofort das französische Geschütz in die siegenden Reiter drein.

Da ändert Mürat die Kampfweise. Bisher hatte er in Einem fort wiederholte Stöße mit einzelnen Geschwadern geführt über die ganze Breite des Schlachtfeldes, nun unternimmt er einen großen Angriff mit der gesammten Reitermasse in einem Zuge. Ein mächtiger Eindruck war's, als sie plötzlich hervorbrach und im Sonnenstrahl die Harnische und Helme blitzten. Anfänglich warf dieser Koloß Alles vor sich nieder, allein das Feuer der russischen und preußischen Geschütze schlug auch verderblich in seine Masse ein und versetzte die Spitze in Unordnung, bald darauf warfen sich heftig vorn und zu den Seiten die Reiter der Verbündeten auf sie, denn auch Klenau schickte schnell die Seinigen zum Angriff herbei. Mit größter Erbitterung drangen sie ein, und nun konnten die Franzosen sich nicht entwickeln, ihre Masse war unbeholfen; sie ward auseinandergesprengt, und weit hinter den Rücken der französischen Aufstellung, bis auf Probstheida zu, ging die Jagd der Ver-

folger. Da ließ Mürat sein Fußvolk sich vorwärts in Bewegung setzen, aber dieses gerieth in ein Kreuzfeuer und das Fußvolk der Verbündeten ging ihm nicht entgegen. Das französische kehrte in seine frühere Stellung zurück. Pahlen wollte nämlich die unnütze Rauferei nicht steigern. Fortwährend hielt er deshalb seinen linken Flügel zurück. Mit dem Reitergefechte sollte es sein Bewenden haben. Dieses war lange genug hingehalten.

Die Stütze der Franzosen war der Marktflecken Liebertwolkwitz, neben dem sie eine vortheilhafte Stellung genommen hatten. Klenau wollte während des Reitergefechts ihnen diese entreißen. Paumgarten war von ihm um 10 Uhr auf der grimmaer Straße vorgeschickt, um den feindlichen Flügel zu umgehen. Paumgarten kam aber nur bis über den Kolmberg an einen sumpfigen Graben, hinter dem auf einer Anhöhe 10 französische Geschütze standen, die gut bedient wurden. Paumgarten versuchte keinen Sturm. Beide Parteien beschossen sich hier aus der Ferne den Tag über; gegen 12 Uhr ließ aber Klenau von Großpößnau aus das Regiment Erzherzog Karl auf Liebertwolkwitz eindringen. Vorher wurden die feindlichen Plänkler zurückgescheucht, dann der Ort mit Geschützen beschossen, hierauf griff das Fußvolk im Sturmschritt an. Es hatte ein schweres Stück Arbeit, denn französische Geschütze waren neben Liebertwolkwitz an der Windmühle aufgefahren, der Kirchhof mit seinen starken Mauern glich einer kleinen Feste in der Mitte des Ortes und die Straße durch's Dorf war eng. Um 2 Uhr hatten die Oesterreicher den Ort größtentheils genommen. Aber Maison, der hier etwa 10,000 Franzosen befehligte, begriff die Wichtigkeit von Liebertwolkwitz für die ganze Stellung und setzte Alles daran, den Ort zu behaupten. Er hielt die hinteren Höhen mit großer Tapferkeit; auf seinen Befehl nun griffen die Franzosen die Oesterreicher an und drängten sie wieder in die Gasse zurück und entrissen ihnen den Kirchhof. Hier hatten die Oesterreicher großen Verlust. Das Thor, nur von außen zu öffnen, war im Gedränge zugefallen und verrammelt worden. Ueber die Mauer kamen die Fran-

zosen hinein; die Oesterreicher im Kirchhofe konnten nicht mehr heraus, sie drängten sich vergebens an's Thor; dort wurden sie von den Franzosen mit dem Bajonette gefällt. Unter dem Kampf geriethen die Häuser in Brand. Die Bewohner waren, als das Schießen begann, wie betäubt in ihre Kirche geflüchtet und vertrauten auf die Festigkeit ihrer Mauern und schrieen in ihrer Angst zu Gott im Himmel. Da, zwischen 3 und 4 Uhr, hieß ein französischer Anführer sie zu ihrer Sicherheit die Kirche verlassen; verzweiflungsvoll rannten sie nach Leipzig hinein, während hinter ihnen Häuser und Habe niederbrannten.

Sowie die Oesterreicher, die aus Liebertwolkwitz herausgeschlagen waren, Verstärkung erhalten hatten, stürmten sie von Neuem und nahmen abermals den Kirchhof, welcher den Mittelpunkt des Kampfes abgab; allein mit erneuerter Kraft strengten die Franzosen sich zum zweiten Male an, drangen um halb 6 Uhr in den Ort, schlugen die Oesterreicher hinaus und drängten sie eine Strecke vor das Dorf zurück. Abend war's geworden und die Kraft der Oesterreicher erschöpft.

Schwarzenberg war selbst um 4 Uhr bei den kämpfenden Truppen erschienen und gab zwischen 5 und 6 Uhr Abends den gemessenen Befehl, überall das Gefecht abzubrechen. Das nutzlose Gemetzel kostete viele Menschenleben. Die Franzosen zählten gegen 600 Todte und Verwundete und 1000 Mann von den Ihrigen waren in Gefangenschaft gerathen. Bedeutend größer noch war der Verlust der Verbündeten an Todten und Verwundeten; der der Oesterreicher allein überstieg den der Franzosen um mehrere Hundert, doch hatten die Franzosen eine geringe Anzahl Gefangene gemacht. Mürat hatte die wichtigen Höhenzüge behauptet. Die Truppen beider Heere lagerten einander im Gesicht, ihre Vorposten in Büchsenschußweite auseinander.

Am frühen Morgen desselben Tages war Napoleon von Düben aufgebrochen und gelangte gegen Mittag nach Leipzig. Ohne sich aufzuhalten umritt er die Stadt, um die Gegend

zu beaugenscheinigen und befand sich gerade auf der dresdener Straße, als von Liebertwolkwitz her der Geschützdonner erschallte. Er hielt auf freiem Felde an, ein Feldstuhl und ein Tisch wurden aufgeschlagen, ein großes Wachtfeuer angezündet, zu dem man aus den nächsten Häusern Holz abbrach, und er ließ sich Landkarten und Speise bringen. Während er hier abwartete, überlegte und in seine Nähe sich ein Schwarm neugieriger Leipziger drängte, auf den er, an dergleichen gewöhnt, nicht achtete, sah man auf der Straße einen langen Wagenzug mit vielen Bewaffneten und hörte das Knallen der Postreiter. Es war der König von Sachsen, der mit seiner Gemahlin und Tochter nach Leipzig kam. Napoleon hatte dem Könige freigestellt, seinen Aufenthalt in Torgau oder Leipzig zu nehmen; der alte König hatte Leipzig vorgezogen. Unterwegs war der Zug von Kosaken angefallen worden, indeß hatte der König zu seinem Schutze die sächsische Leibwache bei sich; doch verließ er darauf den Wagen und bestieg ein Pferd. Napoleon ging an den Wagen der Königin und sprach ihr zu. In Leipzig am Markt, im Thomä'schen Hause, nahm der König seine Wohnung. Napoleon aber ritt, als ihm um 4 Uhr die Ankunft seiner sämmtlichen Garden gemeldet worden war, nach Reudnitz, wohin sie marschirten, dem nächsten heute an die Stadt anstoßenden Dorfe neben der dresdener Straße, und lagerte sich im Gartenhause eines Kaufmann Vetter ein. Hier kamen zu ihm Berthier, Marmont, Mürat, Augereau. Ein Theil der Nacht verstrich in Unterredungen über die Lage. Napoleon war in ruhiger Fassung, sprach in sanftem, vertraulichem Tone über Manches, klagte in diesem Gespräche über seine Brüder; es sei sein Unglück, daß er zuviel für seine Familie gethan habe, er sagte selbst zu Mürat, daß er einen Augenblick an Abfall von ihm gedacht habe und daß er ihn lieber zum Vicekönig statt zum Könige hätte machen sollen. Endlich entließ er sie mit der Mahnung, daß die bevorstehende Schlacht über der Heerführer, sein und Frankreichs Loos entscheiden werde.

Derselbe Tag war der des Erlasses der baierischen Kriegserklärung gegen ihn.

Der funfzehnte Oktober.
Der Tag der Zurüstungen zur Schlacht.

Am nächsten Morgen ritt Napoleon früh aus, um mit den Oertlichkeiten sich besser vertraut zu machen. An eine Schlacht an diesem Tage dachte er, so weit es von ihm abhing, nicht, da viele seiner Heerkörper noch im Anmarsche waren. Die Zerstörung der Brücken über die Gewässer hielt sie auf. Auch that den bereits eingetroffenen Mannschaften ein Ruhetag wohl. Das Schlachtfeld des gestrigen Tages beschäftigte zuerst seine Aufmerksamkeit. Er beritt es mit Mürat und ordnete die Aufstellung seiner Truppen für den kommenden Tag an. Die Nachdruckslosigkeit des gestern vorgefallenen Angriffs mochte ihn zweifelhaft machen, ob wirklich hier Schwarzenberg ihm gegenüber sei. Deshalb schickte er an den feindlichen Vorposten die Anzeige: es wünsche den Fürsten Schwarzenberg der Fürst von Neufchatel (Berthier) zu sprechen; allein es kam die kurz angebundene Antwort zurück: Fürst Schwarzenberg sei nicht da, übrigens jetzt keine Zeit zu Verhandlungen.*) Auch ein paar mit Aufträgen und Geld für die in Gefangenschaft gerathenen Franzosen zum Feinde abgesendete Reiteranführer konnten nicht auskundschaften, ob Schwarzenberg zur Stelle sei, da die feindlichen Anführer, mit denen sie sprachen, bald ihre Absicht merkten und sie im Ungewissen ließen. Indessen faßte Napoleon seinen Plan: am folgenden Tage will er mit mehr als 100,000 Mann die große Schlacht

*) Gegen Aster, der diese Angabe Odeleben's leugnet, Hoffmann's Mittheilung (Zur Geschichte des Feldzuges von 1813 S. 254).

hier schlagen, während Marmont das schlesische Heer aufhalten soll, dem er, nach der Besiegung des böhmischen, in den nächsten Tagen den zerschmetternden Stoß zudenkt. Hat er doch mitten zwischen seine Feinde geflissentlich sich gestellt; frei sind ihm in diesem Augenblicke nur die Straße nach Lindenau, auch diese nicht in ihrer Fortsetzung, und die nach Düben und Eilenburg. Die Anhöhen zwischen der genommenen Aufstellung Mürat's und der Lagerung des Feindes werden die kämpfenden Heere sich streitig machen; dann will Napoleon wo möglich des Feindes rechten Flügel auf die Flußgegend zu und in sie hineindrängen. Er ritt jetzt nach Dölitz, befahl, die vorhandenen Brücken und Stege abzubrechen, besichtigte darauf die aufgestellten Mannschaften. Dann nach Reudnitz zurückreitend, umkreiste er über Taucha (wo Lefevbre stand) die Stadt. Er fand Marmont gegen Halle gekehrt bei Entritzsch und Möckern in vortheilhafter Stellung. Marmont's linker Flügel war an die Waldung gelehnt. Ney, Souham, Reynier, Dombrowski, die mit 35,000 Mann noch im Anzuge begriffen sind, kamen bei ihrer Ankunft auf Marmont's rechten Flügel zu stehen und stellten die Verbindung mit Mürat her, konnten, je nach Bedarf Marmont gegen Blücher oder Mürat gegen Schwarzenberg unterstützen. Im Westen von Leipzig war die Straße zu wahren und den Ausgang nach Frankreich offen zu halten. Napoleon befahl deshalb dem Margaron, der die Besatzung von Leipzig, 10,000 Mann, unter seinem Befehl hatte, Lindenau zu halten und leichte Truppen auf Lützen hin zu schicken, um über feindliche Bewegungen unterrichtet zu werden. Lindenau ist der Knotenpunkt für die Straßen nach Merseburg und nach Weißenfels. Margaron hatte auch die beiden neben Lindenau liegenden Dörfer Leutzsch und Plagwitz besetzt. Bertrand, der soeben mit 10,000 Mann bei Entritzsch eintraf, sollte ihm nöthigenfalls, oder, wenn dies weniger dringlich, dem Marmont beistehen. Lindenau sollte nach Napoleon's Befehl schleunigst mit Schanzen umgeben und mit einer Anzahl Geschützen gesichert werden. Bauern wurden schnell zusammengetrieben;

um drei Erdwälle aufzuwerfen. So umsichtig alles dies war, so unterließ gleichwohl Napoleon, für den doch immer möglichen Fall eines Rückzuges Brücken über die Gewässer schlagen zu lassen. Auf solchen Ausgang richtete er seine Gedanken nicht. Dermaßen sicher hielt er sich des Erfolges, daß er an Saint Cyr in Dresden schreiben ließ: wahrscheinlich werde Alles den 15ten oder 16ten entschieden sein, und er könne dann bestimmt darauf rechnen, entsetzt zu werden. Am Abende befand er sich übrigens noch in Ungewißheit über das, was von der merseburger Seite ihm drohe. Hier sah er nicht klar. Französische Unteranführer hielten dafür, Bernadotte und Blücher seien weit zurückgegangen, und waren der Zuversicht, den entgegenstehenden Feind zu überwinden. In der Stadt wurden die meisten Eingänge geschlossen, in die hölzernen Thore und in jede nach außen gehende Lehmwand Schießschatten geschlagen, an jedem Zaun Soldaten aufgestellt. In der Stadt lagen Deutsche, die es laut genug heraussagten, daß sie keinen Widerstand leisten, sondern übergehen würden.

Dieser Tag, der 15. Oktober, war der Tag der immer stärker anrückenden Massen, der Tag der Vorbereitung.

Die Verbündeten rüsteten sich ebenso wie Napoleon zur Schlacht. Alle ihre Kriegsheere hatten sie noch immer nicht beisammen; Bennigsen und Colloredo waren mit ihren Haufen noch zurück, auch Bernadotte hielt sich noch abseits: die Besorgniß, daß über dem Warten und Zögern Blücher's Heer von Uebermacht erdrückt werden könne, gebot jedoch, sich anzuschicken zum sofortigen Schlagen. Das Eintreffen Napoleon's und seiner ganzen Heeresmacht hatte man erfahren, aus verschiedenen Anzeichen schloß man, daß er einen Angriff beabsichtige, und entschieden war der Wille, ihm diesen nicht gestatten, sondern selber mit dem Angriffe am 16ten zuvorkommen. Der 15te sollte in Ruhe verstreichen, es sei denn, daß Napoleon den Blücher anfalle, wenn in dieser Richtung Kanonendonner herüberdröhne, sollte auf Wachau und Liebertwolkwitz gestürmt werden. Zur richtigen Würdigung des ersten Angriffsplanes

der Verbündeten muß man ihre bisherige Bewegung im Auge behalten. Die Massen des böhmischen Heeres waren, was für ihre Entfaltung beim Heraustreten aus dem hohen Gebirge von unleugbarem Vortheile war, aber allerdings den Zeitpunkt der Schlagfertigkeit hinausschob, in breiter Ausdehnung hervorgerückt und hatten sich nach links hin gehalten, so daß sie mit dem einen Flügel, den von Gyulay befehligten Abtheilungen, Leipzig überragten. Schwarzenberg zielte dahin, entweder Napoleon von der graden Straße nach Frankreich abzuschneiden oder ihm, wenn er den bisherigen Kampfplatz aufgebend zurückweicht, dennoch in die Seite zu gerathen. Mit diesem Vorgehen in den Rücken der französchen Aufstellung wurde zugleich die Verbindung mit dem schlesischen Heere erreicht. Die Folge dieser Anordnung war aber, daß die österreichische Mitte grade der sumpfigen und bewäldeten Niederung gegenüber zu stehen kam, die zwischen ihr und Leipzig lag und deren Beschaffenheit man nicht gehörig kannte. Schwarzenberg hatte als Rathgeber außer Radetzky den Sachsen von Langenau. Langenau, damals erst 31 Jahre alt, ein aufgeweckter, feuriger ehrgeiziger Mann, der mehr Bildung als der gemeine Schlag der Anführer sich erworben hatte, eine große Gewandtheit besaß und sich geltend zu machen verstand, war im sächsischen Heere Souschef des Generalstabes gewesen. Im Frühjahr hatte ihn der sächsische König an den österreichischen Hof nach Prag gesendet, dort war er, als sein König bei Napoleon beharrte, in österreichischen Dienst übergetreten. Zog man in Erwägung, daß Sachsen der Kriegsschauplatz war, so mußte sich die Verwendung eines Mannes, der in Sachsen eine solche Stellung eingenommen hatte, wie Langenau, der sehr viele Verbindungen in Sachsen besaß und die französische Kriegführung kannte, ganz besonders empfehlen. Schwarzenberg hatte ihn also zum Generalquartiermeister bestellt und übertrug ihm die Ausarbeitung des Schlachtplanes. Er durfte voraussetzen, daß ihm der Boden um Leipzig genau, jedenfalls besser als irgend Jemandem in seiner Umgebung, bekannt sei. Unglücklicherweise war

die Aue damals kein Ort für die Spaziergänger in Leipzig gewesen. Langenau hatte offenbar keine rechte Vorstellung von ihrer Beschaffenheit, als er den Hauptangriff von Zwenkau aus auf Konnewitz bestimmte. Ohne Zweifel erreichte man einen glänzenden Sieg, wenn man den feindlichen linken Flügel von Konnewitz verdrängte; man gelangte dann in ganz kurzer Frist in den Besitz von Leipzig und das französische Heer war seines Stützpunktes, seiner Rückzugslinie verlustig; die Lage Napoleon's wurde dann überaus mißlich. Außerdem mußte sich diese Anordnung in Langenau's Augen durch den Umstand empfehlen, daß sie die Entscheidung den österreichischen Truppen zuwies. Wäre nur eben nicht die schlimme Aue gewesen, auf der über eine Menge Flußarme, durch Sümpfe, Wiesen, Büsche und Wälder 70,000 Mann nach Konnewitz gelangen sollten! Unmittelbar nach dem Reitergefechte am 14ten, welches die feindliche Aufstellung gezeigt hatte, genehmigte Schwarzenberg diesen Plan. Um selbst die Gegend in Augenschein zu nehmen, ritt Schwarzenberg am 15ten von Pegau aus nach und über Gautzsch, so weit vor, bis die Franzosen auf ihn schossen. Er gewahrte einen zwar stark durchschnittenen, aber doch immer noch breite Flächen zur Truppenentwicklung bietenden Strich; der Unzugänglichkeit der dahinter liegenden Gegend ward er nicht inne. So hielt er es denn für ausführbar, große Massen unter Meerveldt und dem Prinzen von Hessen-Homburg zwischen Elster und Pleiße vorgehen zu lassen und ihnen die Aufgabe zuzuweisen, den Uebergang über die Pleiße bei Konnewitz zu erzwingen. Radetzky schüttelte dazu den Kopf, indeß bei ihm stand es nicht, den Beschluß zu ändern. Toll, der russische Beauftragte beim böhmischen Heer, machte zuerst Schwarzenberg Gegenvorstellungen: es schien ihm eine Hauptaufgabe, im Stande zu bleiben, nöthigenfalls dem schlesischen Heere Beistand zu leisten, also sich mehr nordöstlich zu halten. Es sei weder ein Uebergang bei Konnewitz zu erzwingen, noch, wenn er gelungen sei, eine rasche Entfaltung der Streitmacht zu bewerkstelligen. Schwarzenberg's Gedanke, einem feindlichen Heere

von dritthalbhunderttausend Mann den Rückmarsch abzuschneiden, schien ihm auf eine Unmöglichkeit hinauszulaufen. Toll fand kein Gehör und eilte zu seinem Kaiser. Die Bedenken sprangen in die Augen. Die russischen Feldherren in der Umgebung des Kaisers Alexander (der am 15ten auch in Pegau war, während Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm in Altenburg eintrafen), Diebitsch, Jomini, Fürst Peter Wolkonski, das Haupt des russischen Stabes, erschracken. Abgesehen vom schlesischen Heere, das früh um 7 Uhr aufbrechen sollte, hatte man zum Angriffe erst eine verfügbare Macht von höchstens 136,000 Mann, und der Angriff sollte und mußte sich ausbreiten vom Schlachtfelde des 14ten, von Seiffertshain bis Markranstädt, von woher Gyulay mit 19 bis 22,000 Mann theils den Zusammenhang mit Blücher unterhalten, theils Lindenau angreifen und dann sobald als thunlich rechts halten sollte um Meerveldt's Angriff zu erleichtern. Das ergab eine Ausdehnung, die zu durchlaufen mehr als sechs Stunden kosten mußte, und machte die gegenseitige Unterstützung der weit von einanderstehenden Truppenabtheilungen nahezu unmöglich: dabei durchschnitt die Flußgegend die ganze Aufstellung. In frischer Erinnerung hatte man von der dresdener Schlacht, welches Unheil aus solcher Abgetrenntheit der kämpfenden Theile entstehen konnte. Rechts von der Pleiße sollte nur eine Streitmacht von der Stärke, wie sie am 14ten vorgeführt worden war, kämpfen: da aber grade befand man sich der französischen Hauptkraft gegenüber, und in dem sumpfigen und waldigen Zwickel sollte man vorwärts! Alexander begriff diese Gefahr und hatte vom Kriegführen nach und nach genug kennen gelernt, um seiner klaren Einsicht zu vertrauen. Er berief den Oberbefehlshaber zu einer Unterredung. Allein es wollte durchaus nicht gelingen, von der Verkehrtheit der Idee, zwischen Elster und Pleiße die Entscheidung zu suchen, den Fürsten Schwarzenberg zu überzeugen. Nach langen Reden sagte Alexander endlich schroff: „Nun, mein Herr Marschall, wenn Sie darauf bestehen, so können Sie mit dem österreichischen

Heere machen, was Sie wollen; was aber die russischen Truppen anlangt, so werden diese auf das rechte Ufer der Pleiße gehen, wo sie sein sollen, und nirgends anderswo!" So geschah es denn auch zum Glück für die Verbündeten. Nur vierzig und einige tausend Mann konnte Schwarzenberg seinen Plan verfolgen lassen, und auf den rechten Flügel rückten über Rötha und Magdeborn etwa 35,000 Russen und Preußen, so daß auf diesen ungefähr 70,000 Mann zu stehen kamen. Alexander wollte, daß hier wo möglich Krieger aller verbündeten Völker nebeneinander kämpften. An Bennigsen schrieb er noch eine Mahnung, damit dieser seinen Anmarsch beschleunige, so daß er am Mittag des 17ten von Grimma her am Ende des rechten Flügels neben Klenau eintreffe; Alles, was einem ununterbrochenen Marsche nicht folgen könne, möge er zurücklassen. Vor dessen Theilnahme am Kampf machte er sich keine Hoffnung auf Sieg. Er glaubte ihn schon in Kolditz; Bennigsen war aber noch wenig über Waldheim hinaus. Eine zweitägige Schlacht erwartete Alexander: am ersten Kampftage kam Alles darauf an, sich zu halten, um im Stande zu bleiben, die Schlacht fortzusetzen.

Wittgenstein's Heer lagerte mit seinen vorgeschobenen Truppen zwischen Kröbern und Großpößnau, sein Rückhalt befand sich an der pegauer Straße bei Audigast, wo Barclay de Tolly sich aufhielt, der im Osten der Pleiße die Leitung erhielt.

Blücher rückte an diesem 15ten bis Schkeuditz. Er hatte am 12ten den St. Priest mit 12,000 Mann nach Merseburg zur Verbindung mit dem böhmischen Heere ziehen lassen, welche nur im Westen, nur in Napoleon's Rücken möglich war, da südlich und östlich zwischen Blücher und dem böhmischen Heere die Franzosen standen, ja deren Anzug von Düben seine linke Seite gefährdete. Er mußte nöthigenfalls westwärts weichen können. St. Priest marschirte bis Günthersdorf; Blücher's Vortruppen gingen auf der leipziger Straße bis Hönichen, aus dem sie die Franzosen vertrieben, dem nächsten Dorfe vor Lützschena; zwischen ihm und Gyulay lag trennend

die Aue. Er schickte sich zum Angriffe an. Bernadotte dagegen blieb mit seinen 50,000 Mann ruhig zwischen Wettin und Zörbig. Den ersten Stoß mochten die Deutschen führen und aushalten. Gleicher Ansicht wie Napoleon, daß die Schlacht von Dem gewonnen wird, der den letzten frischen Mann einzusetzen hat, wollte er den Rückhalt bilden und erst zur endlichen Entscheidung seine Mannschaft herbeiführen. Er kannte die deutschen Heerführer und wußte, daß sie auf den ausschlaggebenden Rückhalt geringen Bedacht nahmen. Außerdem lag ihm aber die möglichste Schonung seiner Schweden am Herzen.

Am Abend, um 8 Uhr, begrüßten sich die Heere durch Feuerzeichen. Drei weiße Leuchtpfeile sah man in der Nähe von Pegau aufsteigen, gleich darauf erblickte man drei rothe in der Schkeuditzer Gegend.

Des Oberfeldherrn Erwartung und Stimmung lehrt uns ein Brief kennen, den er an diesem Tage an seine Gemahlin schrieb. Da dieser Brief erst in diesem Jahre durch Thielen's „Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen" veröffentlicht wurde und ebensowohl die Anordnungen, als die Denkart Schwarzenberg's zeigt, sei er unverkürzt mitgetheilt: „Ich wollte Dir gestern noch schreiben, es trieb mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige Stunden Schlaf haben mich wieder ganz gestärkt; ich bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an. Die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben. Ich habe mich mit Blücher verabredet, er soll morgen von Merseburg und Halle nach Leipzig rücken, neben ihm Gyulay, der heute bei Lützen versammelt ist. Merveldt greift auf der Straße von Zwenkau gegen Konnewitz an und wird durch das österreichische Reservecorps verstärkt. Die Corps von Wittgenstein, Kleist und Klenau bilden das Corps de Bataille zwischen der Pleiße und der Parthe und dem ihnen gegenüberstehenden Feind. Die russischen Grenadiers, die Kürassiere, die Garden zu Fuß und zu Pferde, auch das Corps von Colloredo bestimme ich zur Reserve. Ben-

nigsen soll mit 40,000 Mann bei Grimma eintreffen, nachdem er ebensoviel zur Blockade von Dresden zurückließ. Der Kronprinz wird mitwirken oder nicht — das steht in weitem Felde. Wenn der Herr uns seinen Arm leihen wollte, nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich auf Alles Verzicht leisten, das weiß mein Gott, aber ein Unglück in diesem Momente wäre schrecklich. Die Schlacht muß mehrere Tage dauern, denn die Lage ist einzig und die Entscheidung von unendlichen Folgen. Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten — wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser, steht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß Der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siege, und dafür halte ich die unserige, so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. Ueberlebe ich es, so werde ich in Deinen Augen, meine Nani, deshalb nicht kleiner, nicht werthloser erscheinen. Im Falle des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen oder strafen! Geht Alles gut, so will ich mich einst bei Euch an meinem Bewußtsein erfreuen und an den Kindern, und wir wollen dann wieder unsere Bäume pflanzen und pflegen. Eben erhalte ich Deinen Brief vom 9ten, wenige Stunden, bevor der Donner der Schlachten das Feierliche des Tages verkünden wird. Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern Blücher, der mir verkündet, er habe sich verabredetermaßen in Bewegung gesetzt und würde zur bestimmten Stunde erscheinen. Nun trenne ich mich von Dir, um ein paar Stunden zu ruhen; mir ist so wohl, mit Dir ein paar

Stunden gelebt zu haben. Nun denn, meine Nani, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den Himmel, um seinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden. Wie liebt Dich Dein Karl."

An diesem Tage erließ auch Schwarzenberg eine Ansprache an das Heer. Sie lautete: „Wackere Krieger! Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, die entscheidende Stunde schlägt. Bereitet Euch zum Streite. Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zweck vereint, wird auf dem Schlachtfeld enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Sache, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für Einen — Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, mit diesem männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!"

Die großen Tage unseres Vaterlandes standen bevor. Auf beiden Seiten war man des Kampfpreises sich bewußt. Ein furchtbar großartiges Ringen um den Sieg! „Das Auge sah nur Soldaten und Soldaten," sagt Plotho. In allen Richtungen waren in kurzen Abständen Schildwachen ausgestellt. Wo die Franzosen standen, wurde jeder Nichtsoldat, der einen Weg vorhatte, ohne Umstände zurückgewiesen.

Erhöht wurden die Beschwerden und Mühseligkeiten gleichmäßig für alle Kämpfer durch Jahreszeit und Wetter. Des Oktobers Mitte war schon da. Der Wind blies über die Stoppeln. Zeitiger als in den meisten Jahren war Kälte eingetreten, und anhaltend regnerisches Wetter machte den Aufenthalt im Freien, das Marschiren und freie Lagern auf der Erde unleidlich. Vom 11ten bis zum 13ten waren die Tage stürmisch und regnicht. Der 14. Oktober war ein trüber Tag gewesen, am Abend nach der Beendigung des Reitergefechtes stürzte ein starker Regenguß, der alle Wachtfeuer auslöschte. Die ganze Nacht hindurch strömte der Regen vom Himmel, und dazu tos'te ein gewaltiger Sturmwind: es war ein entsetzliches Wetter.

Bedeckt oder regnerisch war auch der 15te. Die Nächte brachte der Soldat bei empfindlicher Kälte ohne Schutz zu, am Tage mußte er in noch durchnäßter Bekleidung fechten. Dabei war Mangel an Allem, außer dem Kriegsbedarf, in beiden Lagern.

Die Schlacht am sechszehnten Oktober, die Entscheidungsschlacht.

Dieser Tag, ein Sonnabend, war trüb und neblig, stürmisch, regnerisch und kalt. Bis zum halben Vormittag verbarg der Nebel auf hundert Schritt Entfernung die Gegenstände; erst nach 10 Uhr ward der Dunstkreis lichter, und die Regenwolken zertheilten sich. Die Männer, welche heut dem Tode entgegengingen, hatten nur kurze Nachtruhe gehabt. Auf dem nassen Boden, ohne Stroh, von kaltem Winde angeblasen, in feuchten Kleidern hatten sehr viele diese Nacht schlaflos zugebracht. Im böhmischen Heere war Befehl gegeben, vor dem Aufbruche abzukochen, aber dieser erfolgte so zeitig, daß wohl die Mehrzahl nüchtern einem langen Kampfe entgegenging, der die höchste Anspannung der Kräfte erforderte.

Die große Ausdehnung, in welcher die Schlacht entbrannte, macht es nothwendig, um ein klares Verständniß zu erlangen, die einzelnen gleichzeitigen Kämpfe nach einander zu betrachten. Auf allen Seiten um Leipzig herum wurde geschlagen; es gab sonach viele abgesonderte Gefechtsfelder. Auf jedem hatte das Ereigniß seinen eigenen Verlauf. Obgleich die Schlacht auf der Südseite am frühsten begann, am größten war und die Entscheidung gab, so richten wir den Blick doch zuerst auf die Westseite, wo die Deutschen und die Franzosen fast eine Stunde später aneinandergeriethen.

Von Markranstädt führte Feldzeugmeister Graf Gyulay sein Kriegsvolk auf Lindenau: gewann er es, so hatte er die

Franzosen von ihrem Vaterlande abgeschnitten. Vielleicht wäre ihm sein Unternehmen gelungen, wenn er nicht mit dem Angriff gezögert, wenn er ihn dann mit mehr Nachdruck, mit dem Einsetzen größerer Kämpfermengen, ausgeführt hätte. Wie schwach der Feind ihm gegenüber im ersten Augenblicke war, wußte er freilich nicht. Noch standen in Lindenau nur zwei Fahnen Franzosen und zur Seite in Plagwitz eine, keine volle in Leutzsch, dazu einige Reiter und Geschütze; Margaron und Arrighi, Herzog von Padua, befehligten. Aber Gyulay, ein Mann ohne persönliche Bedeutung, fühlte sich unsicher, weil er ohne Nachricht vom schlesischen Heere war; er hätte gern dieses den Kampf eröffnen sehen. Erst als nach 8 Uhr von seinen Beobachtern auf dem Thurm von Markranstädt ihm gemeldet wurde, daß bereits im Süden die blutige Arbeit begonnen habe, gab er den Befehl zum Aufbruch. Er selbst führte auf der markranstädter Straße, nach beiden Seiten entsendete er später Truppen auf die neben Lindenau liegenden Dörfer und außerdem noch einen Theil seiner Mannschaft links ab, um durch diesen mit dem schlesischen Heere in Verbindung zu kommen. Als die Franzosen zwischen 9 und 10 Uhr den feindlichen Anmarsch gewahren, rücken sie aus dem Dorfe, stellen sich in zwei Reihen von Lindenau nach Plagwitz hin und lassen ihr Geschütz aus den kürzlich aufgeworfenen Schanzen spielen. Die Flügel waren durch Bruch, Wald und Wasser geschützt, die Plagwitzer Höhe war ein guter Standort, um freien Spielraum dem Feuer zu geben. Vorerst galt es, Zeit zu gewinnen, bis Verstärkung eintraf, den Feind aufzuhalten. Gegen die vorgeschickte schwache französische Reiterei sprengten die österreichischen Dragoner zweimal an und warfen sie beide Male über den Haufen. Darauf begannen die österreichischen Geschütze ihre Arbeit, und das österreichische Fußvolk bildete (um ½11 Uhr) Sturmsäulen gegen Lindenau. Diese drangen auch vorwärts und schlugen die Franzosen aus dem Dorfe und aus dem Kirchhof unter einem fürchterlichen Gemetzel; aber nun geriethen sie in die Schußlinien der dahinter aufgestellten Deckung. Hinter

Lindenau läuft erst die Luppe, dann das Kuhburger Wasser, beides Arme der Elster. Hinter dem letzteren, am Kuhthurm und von ihm nördlich, hatten die Franzosen schnell eine Anzahl Geschütze aufgepflanzt, die, auf die Lindenauer Dorfstraße gerichtet, schossen und ganze Glieder niederschmetterten. Die Oesterreicher wichen zurück, sogleich drangen die Franzosen wieder in Lindenau ein und entrissen das ganze Dorf den Oesterreichern. Unterdessen waren zur Seite von den Oesterreichern sowohl Kleinzschocher als Leutzsch eingenommen worden. Von Leutzsch aus ließ sich wegen der Bodenbeschaffenheit nicht gut gegen Lindenau angehen, mühsam arbeiteten sich die Oesterreicher über den schwierigen, hartnäckig vertheidigten Strich vor, aber von Kleinzschocher aus hatte man festen Boden und offenes Land vor sich: von da her versuchten die Oesterreicher Plagwitz zu nehmen; allein sie wurden zurückgetrieben und die Angreifer geriethen dann sogar einen Augenblick in großes Gedränge, bis aus dem Hintergrunde Kosaken ihnen zu Hülfe kamen. Auf französischer Seite begriff man die Gefahr. Bei der Annäherung eines so starken Feindes war zeitig genug Hülfe von Marschall Ney verlangt worden. Um 9 Uhr schickte dieser den Heerführer Bertrand von Eutritzsch aus über Leipzig herbei. Geschütze kamen im Jagen angefahren. Bertrand mit seinen Fußsoldaten folgte im Geschwindmarsch nach und übernahm die Führung. So verstärkt konnten die Franzosen auch im zweiten Sturm auf Lindenau, der nach 11 Uhr unternommen wurde, ausdauern. Trotz des heftigsten Geschützfeuers drangen die Oesterreicher abermals ein und eroberten zwei Geschütze; aber sie waren dennoch unvermögend, sich festzusetzen. Bertrand, der hier schon an die Ziegelscheune und den Kuhthurm zurückgedrängt wurde, stellte seine Mannschaft in Vierecke, aber der bestimmte Befehl kam vom Kaiser, vorzugehen. Bertrand setzte nun Alles dran und scheute dabei keinen Verlust, um die Oesterreicher wieder aus Lindenau zu stoßen. Eine Weile hielten diese sich, indem sie diesmal nicht, wie vorher, die von den Geschützen beherrschte Dorfstraße, sondern die Häu-

ser und Gärten besetzten; zuletzt mußten sie aber doch wieder weichen. Oesterreichische Plänkler drangen von Leutzsch aus bis in die Nähe des Kuhthurms, ohne etwas auszurichten. Ebensowenig ließ sich die Stellung der Franzosen bei Plagwitz erschüttern. Eine Weile nachdem Gyulay's Versuche abgeschlagen worden, ging Bertrand zum Angriff über und machte gegen 5 Uhr mit großen Massen zwei Ansätze, Kleinzschocher zurückzugewinnen; aber das gelang ihm nicht. Die österreichischen Jäger, die an den Steinbrüchen standen und vortrefflich zielten, so daß Mann um Mann stürzte, wurden bei diesem Angriff Bertrand's abgeschnitten. Wer von ihnen nicht durch die angeschwollene Elster, die in ihrem Rücken floß, schwimmen konnte, wurde niedergemacht. Bis es dunkelte (6 Uhr), feuerte man noch aus der Ferne aufeinander. Gyulay hatte einen Verlust von zweitausend Mann und im Grunde nichts erreicht. Die verwundeten Oesterreicher, die in Lindenau zurückgelassen waren, lagen dort ein paar Tage unbeachtet, ohne Speise und Trank.*) Wie viele Tapfere an anderen Kampfplätzen, die an

---

*) Diese Angabe haben wir aus mündlicher, glaubhafter Ueberlieferung und theilen sie mit, weil sie beweist, daß die Oesterreicher im Dorfe gewesen sind. Der österreichische Bericht ist nämlich auf das bestimmteste bestritten worden von J. A. Bergk, dem Verfasser der ohne seinen Namen erschienenen Schrift: „Der Befreiungskrieg in Deutschland im Jahre 1813" (Leipzig. 2. Auflage. 1820. S. 514—516). Bergk erklärt, daß er „Alles sah, was um Lindenau und um den Kuhthurm herum vorging", betont die Langsamkeit in den Bewegungen der Oesterreicher und behauptet mit Nachdruck, sie hätten Lindenau „nie weggenommen", „weder von Süden, noch von Westen her jemals erobert", und Fricetus tritt ihm auf Grund der von ihm selbst eingezogenen Nachrichten bei (Geschichte des Kriegs in den Jahren 1813 und 1814. Altenburg 1843. T. 432). In Lindenau selbst wußte man es dennoch anders. Außer der von mir mitgetheilten Ueberlieferung besagt 1) die Schrift: „Die Siegesplätze der Völkerschlacht oder Ansichten der Dörfer bei Leipzig u. s. w.; aufgenommen und gestochen von J. J. Wagner und mit historischen Einleitungen versehen von L. Hußell. Leipzig 1815. 4. 2. Heft, S. 26: „Auf der Wiese hinter dem Garten des Dr. Sickel, in dessen Mauern die Franzosen Schießscharten gemacht hatten und den sie sehr

diesem Tage nicht tödtlich getroffen wurden, die bei gehöriger Pflege am Leben erhalten werden konnten, hatten dasselbe traurige Schicksal.

Der von Schwarzenberg beabsichtigte Hauptangriff richtete sich auf den Uebergang über die Pleiße bei Konnewitz. Noch ehe es tagte, zog schon Meerveldt mit den Oesterreichern aus. Hinter Zwenkau ordnete er seine Mannschaft. Eine Abtheilung schickte er links ab nach Lauer, um von dort aus quer durch die Waldung gegen Konnewitz anzugehen, die größere Masse wurde über Gautzsch, wo die Spitzen um 8 Uhr anlangten, auf der graden Straße nach Konnewitz gerichtet; das zweite Treffen schwenkte gegen die Pleiße in der Richtung von Markkleeberg, welches besetzt wurde, und von Dösen. Um 8 Uhr traf der Oberfeldherr von Pegau her bei seinen Truppen ein, besichtigte nochmals die Gegend und verweilte sodann in Gautzsch, von dessen Kirchthurm die Hergänge gegen Konnewitz hin wie bei Wachau und Liebertwolkwitz gewahrt werden konnten. Der Angriff sollte erst beginnen, nachdem von dieser andern Seite der Geschützdonner herüberscholl. Schleußig wurde ohne Mühe eingenommen; an der Pleiße war entschlossener Widerstand zu

---

hartnäckig vertheidigten, gelang es den Oesterreichern nach großer Anstrengung, in das Dorf einzudringen u. s. w. Während der Erstürmung Lindenaus entstand zweimal Feuer im Dorfe, das erstemal zu Mittage, das anderemal ½5 Uhr Nachmittags." 2) Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungs-Schlacht bei Leipzig. Durch Nachrichtserforschung bei den anjetzt noch lebenden Augenzeugen der Schlacht in Erkundung gebracht von M. Janj. Leipzig 1846. S. 444. in Wiedergabe der Ausdrucksweise seines Erzählers: „Die Kaiserlichen kamen erstlich von Leutzsch und drangen bis in den lindenauer Gottesacker, wo sich die Franzosen postirt hatten und das Gemetzel fürchterlich war. Es sind dort eine Menge Menschen geblieben, die wir hernach begraben mußten. — Die Franzosen mußten sich zurückziehen, sie konnten's machen, wie sie wollten. Die Kosaken und die Oesterreicher waren mit einemmale da; das glaubte man nicht!" Vgl. S. 423. Anmerkung. Richtig ist nur, daß die Oesterreicher sich nicht vollständig zu Herren Lindenaus machen, es nicht lange behaupten konnten. Wolzogen bemerkte auch die Einnahme von Lindenau. Hofmann. S. 350. u. a.

erwarten. Dort, in Lößnig, Dölitz befehligte Poniatowski Franzosen und Polen, in Konnewitz unter ihm Le Fol. Mit geringen Streitkräften ließ sich diese Seite gut vertheidigen. Verhaue waren gemacht, Geschütze vor und neben der konnewitzer Brücke aufgepflanzt, dazu konnte man aus verdeckter Stellung kämpfen, denn die Ufer der Pleiße sind dicht bewachsen, der Uferrand ist hier stellenweise hoch und steil. Nicht allzuweit vom Flusse war ein Abzugsgraben, dessen Brücke abgebrochen war. Im Gebüsch lauerten die Scharfschützen. Die Oesterreicher, die um 9 Uhr sich näherten, konnten nicht gut heran. Aus der nicht eben breiten Waldstraße ließ sich immer nur mit wenig zahlreicher Mannschaft der Angriff versuchen. Geschütz war auch nicht heranzubringen; erst im Verfolge des Gefechts ließen sich mit Mühe und Anstrengung auf der Wiese bei Konnewitz einige Stücke stellen. Während des Schlagens mußten die Soldaten erst suchen, eine Bahn zur Herbeibringung des Geschützes herzustellen. Die Oesterreicher, welche gegen die Brücke angingen, fielen, bevor sie dieselbe erreichten, durch das feindliche Feuer. Immer von neuem wurde es versucht, doch kamen sie nicht vorwärts. Standhaft hielten die Oesterreicher aus, aber wieviel Blut kostete es ihnen! Der Waldsaum und der Uferrand war bald mit Erschossenen wie besäet. Dicht übereinander lagen die Gefallenen, an einer Strecke längs der Pleiße reihenweise. Ebensowenig gelang der Uebergang bei Lößnig. Als Schwarzenberg erkannte, daß weder hier noch dort über die Pleiße zu bringen war, befahl er, vorerst diese Angriffe nur zum Scheine fortzusetzen, um bei Dölitz den Uebergang zu erzwingen. Dorf Dölitz liegt jenseits der Pleiße, sein Herrenhaus aber diesseits. Die Franzosen vertheidigten das Herrenhaus, unterlagen aber dem stürmenden Hauptmann Petzler. Sogleich boten die Franzosen alle Kraft auf, die Oesterreicher wieder hinauszuwerfen und mit der allergrößten Heftigkeit wurde um den Besitz dieses Schlosses gerungen. Petzler, der anfangs nur eine halbe Fahne hatte, ward durch Nachschub unterstützt. Die Franzosen überschütteten das Gehöft mit Kugeln. „Fünf- bis sechsmal",

erzählt ein Dorfbewohner, „wurde der Hof genommen; ich habe sie schießen, stechen, jagen, laufen sehen. Im Bienenhause hat ein Oesterreicher eine Mandel Franzosen erschossen, bis er selber über den Haufen fiel.“ Durch das gemauerte Hofthor führt eine Brücke in's Dorf herüber; dort sieht man noch heute die Spuren des hartnäckigen Kampfes. Wer Leipzig besucht, gehe zu dieser Stelle. Die Franzosen konnten den Hof nicht wieder erstürmen, die Oesterreicher nicht über das Brücklein vorwärts in's Dorf.

So stand das Gefecht. In der ganzen Richtung der Pleiße knallte ununterbrochen das Feuer der Scharfschützen beider Heere. Jeder, der sich herauswagte, wurde niedergestreckt. Die Oesterreicher konnten weder ihr Geschütz noch ihre Reiterei gebrauchen, sie waren in der Aue eingeklemmt. Nach ein paar Stunden des Kämpfens ward Schwarzenberg inne, wie er ein fruchtloses Unternehmen begonnen hatte. Ein Eilbote nach dem andern kam zu ihm und benachrichtigte ihn von der steigenden Gefahr bei Wachau. Um halb zwölf Uhr brachte ihm Freiherr Ludwig von Wolzogen die dringende Aufforderung Alexanders, seinen Rückhalt auf das andere Schlachtfeld zu schicken. „Er fürchte nun selbst — sagte Schwarzenberg — daß über Konnewitz nicht durchzudringen sei; Meerveldt habe dort schon 4000 Mann verloren.“ Radetzki unterstützte lebhaft das Verlangen Alexanders: „der einzige Langenau halte noch die Idee fest, nun aber möge doch Schwarzenberg keine Minute zögern, den Rückhalt abmarschiren zu lassen.“ Er berechnete die Zeit, welche für die Oesterreicher erforderlich war, um hinüberzukommen, auf 4 Stunden. Bis dahin konnte sogar das andere kämpfende Heer schon aufgerieben sein! Und als nun vom Kirchthurme, von dem die ganze Gegend nach Wachau hin zu übersehen ist, gemeldet wurde, wie neue feindliche Massen in Bewegung seien, schwankte Schwarzenberg nicht länger. Jetzt erkannte er, daß die Entscheidung bei Wachau lag. Er befahl zwar das Gefecht bei Konnewitz, Lößnig, Dölitz fortzusetzen, verließ aber nach 12 Uhr Gautzsch mit der dort

stehenden Mannschaft, um sie auf das andere Schlachtfeld zu führen, und gebot schon vorher dem Rückhalt, der zwischen Gautzsch und Zöbigker stand, 20 Fahnen mit Reiterei und Geschütz unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, über Deuben schleunigst nach der wachauer Gegend zu rücken. In Deuben fand Feldzeugmeister Bianchi die Brücke über die Pleiße zerstört. Es war aber keine Zeit zu verlieren. Ohne sich aufzuhalten mit dem Schlagen einer neuen Brücke, wurde nach einer geeigneten Stelle gesucht, und die Mannschaft watete durch den Fluß. Das Geschütz kam bei der Furth zu Gaschwitz über die Pleiße. Bei Kröbern vereinigte man sich wieder.

Das wachauer Gefild hatte sich Napoleon zum Schlachtplatze auserseshen, dieselben Felder, auf denen schon am 14ten Blut geflossen war. Da es seine Absicht war, den feindlichen rechten Flügel über den Haufen zu werfen und dadurch das gegenüberstehende Heer wo möglich von Böhmen abzuschneiden, so häufte er Truppen hinter seinen linken Flügel, bei Holzhausen und hinter Zuckelhausen, wo Marschall Augereau die Führung hatte, bei Zweinaundorf. Augereau hatte als nächste Bestimmung, die bei Liebertwolkwitz Kämpfenden zu unterstützen. Macdonald's Heerhaufe erstreckte sich bis zur Straße nach Grimma. Die junge Garde bildete hinter Wachau und Liebertwolkwitz das zweite, die alte Garde bei Probstheida ein drittes Treffen. Die dem Feinde zunächst gelegenen Ortschaften vor seiner Aufstellung, Wachau und Liebertwolkwitz, wurden nur schwach besetzt. Mit Ungeduld sah Napoleon dem Eintreffen der noch auf der dübener und eilenburger Straße nachrückenden Truppen entgegen. Reynier's Heerhaufe kam von Düben. Da er in dieser Nacht zum 16ten von Kosaken angefallen wurde, hielt Reynier die dübener Straße, auf der er sich bewegte, für unsicher und schlug den Umweg nach der eilenburger Straße ein; er konnte nun am 16ten nicht mehr bei Leipzig anlangen.

In der Nacht war Napoleon der Gedanke gekommen, mit den Truppen seiner nördlichen Aufstellung sich den Sieg auf

dem südlichen Schlachtfelde zu sichern; er stellte sich vor, Bernadotte sei jenseits der Elbe und das schlesische Heer weiter westwärts, nach Weißenfels und Merseburg, gezogen. Am Spätabend des 15ten hatte noch Marmont vom lindenthaler Kirchthurme aus die zahlreichen Wachtfeuer des schlesischen Heeres erblickt und unverzüglich den Kaiser davon in Kenntniß gesetzt. Marmont schrieb ihm: er gewärtige den Angriff und vermöge nur mit 30,000 Mann seine Stellung zu behaupten. Napoleon glaubte seinem Berichte nicht, gab in der Frühe des 16ten (um 6 Uhr) Befehl, daß Marmont abrücke, über Leipzig in seine Nähe, um in einiger Entfernung von der Stadt als letzter Rückhalt seiner Weisung zu harren. Wir werden sehen, daß dieser Befehl zu spät ertheilt wurde.

Weil manche Anordnungen erst in der letzten Nacht gegeben, viele Truppenabtheilungen zurück und im Marsch zu den ihnen zugewiesenen Stellen noch begriffen waren, so fand sich Napoleon außer Stande, vor Tagesanbruch anzugreifen. Die Reiter und die Geschütze, welche bei Schönfeld gestanden hatten, kamen im Trabe daher, trafen aber doch erst um 9 Uhr bei der Schäferei Meusdorf, im Rücken von Wachau, ein. Macdonald hatte mit 14,000 Mann erst am vorigen Abend Taucha erreicht, befand sich am Morgen noch daselbst und konnte sich erst gegen 11 Uhr bei Holzhausen stellen. Daher kamen dem Kaiser die Verbündeten mit ihrem Angriff zuvor.

Ihm grade gegenüber befehligten seine Feinde Barclay de Tolly und Wittgenstein. Um 7 Uhr sollte gegen ihn vorgegangen werden.

Den drei an der französischen Aufstellung liegenden Ortschaften Liebertwolkwitz, Wachau und Markkleeberg an der Pleiße galt der Angriff der Verbündeten. Indem sie gleichzeitig jede erobern wollten, mußten sie in getrennten Heerhaufen anrücken. Noch war es stockfinster, als schon Generalmarsch geschlagen wurde und die Mannschaften unter Gewehr traten. Dann marschirten sie in dichten Massen vorwärts. Kleist führte gegen 10,000 Preußen und Russen auf Markkleeberg, durch-

schritt mit ihnen um 7 Uhr Kröbern und ordnete sie dann zum Kampfe. Ihm zur Seite leitete Prinz Eugen von Würtemberg ungefähr ebensoviel Russen und Preußen, deren Ziel Wachau sammt den östlich davon liegenden Höhen war; er zog theils durch, theils links an Güldengossa vorbei, bestimmte zwischen 7 und 8 Uhr die Aufstellung und sprach seiner Mannschaft, die mit vollem Vertrauen an ihm hing, guten Muth zu. Vor der Schlachtreihe wurden 48 Geschütze aufgefahren. Zur Rechten Eugen's unterhielten 3000 Reiter, die Pahlen befehligte, die Verbindung mit den Heerhaufen, die Liebertwolkwitz einnehmen sollten. Hervor zwischen Störmthal und dem Universitätsholz auf die Westseite von Liebertwolkwitz anzugehen waren die 9000 Mann Gortschakof's bestimmt, sie zogen sich, rechts haltend, durch die Waldung, die sie vor Kugeln beschützte; vom Universitätsholz und östlich von ihm (von Fuchshain) hatte Graf Klenau den Angriff von Liebertwolkwitz auf sich. Er war aus seiner Lagerung zwischen Pombsen und Thräna zeitig ausgerückt, 22,000 Soldaten standen unter seinem Befehle. Seiffertshain lag in seiner Aufstellung, den Kolmberg hatte er mit 3 Geschützen besetzt, und obwohl er schon um 7 Uhr zum Schlagen bereit war, zögerte er doch am längsten. Ueber 50,000 Mann gingen also gegen die Franzosen an, deren erstes Treffen zwar um 10—18,000 Mann schwächer war, die jedoch hinter sich 68,000 Mann zur Unterstützung bereit hatten. Der Rückhalt der Verbündeten hingegen, etwa 19,000 Russen und Preußen, brach um 4 Uhr früh aus seiner Stellung bei Audigast auf und befand sich demnach noch weit von den zum Treffen gehenden Heersäulen entfernt. Grenadiere standen bei Magdeborn, die Garden marschirten erst über Rötha, wo sie die Pleiße zu überschreiten hatten. Man sieht, daß einzelne Stöße geführt werden sollten, daß, wenn auch ein gleichzeitiger Angriff an drei Stellen erfolgte, gleichwohl die kämpfenden Truppen ohne Zusammenhang unter einander handelten. Da das Gefechtsfeld eine Ausdehnung von beinahe drei Stunden hatte, so waren die Heer-

haufen weit auseinander, mitunter so weit von einander entfernt, daß ein Haufe den andern nicht sehen konnte. Der große Angriff erfolgte demnach zerstückelt. Jeder Heertheil war auf sich angewiesen, mußte aus sich ein zweites Treffen absondern und doch zugleich in solcher Breite auftreten, daß seine vorgeführten Geschütze keine Gefahr liefen, überflügelt zu werden.

In tiefer Stille stellten sich die Soldaten zur Schlachtordnung. Von den Franzosen war nicht viel zu gewahren; sie zeigten sich nur schwach auf dem Höhenzuge, doch hatten sie ihre Luger und Spähwachen weit vorgeschoben.

Die Ehre der Eröffnung der Schlacht fiel den Russen zu. Es war noch nicht ½ 9 Uhr, als Kleist's Leute, die von Krostewitz gen Markkleeberg zogen, auf eine Kette französischer Plänkler stießen. Vor Markkleeberg erhob sich alsbald ein heftiges Feuer der einzelnen Schützen, das sich über die ganze Linie dieser Gegend hinzog, bald auch donnerten hinein die schweren Geschütze. Von Krostewitz beschoß Kleist den Feind. Um Markkleeberg entbrannte zuerst die Schlacht. Löbel führte den Sturm.

Noch vor 9 Uhr kam Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge an den Galgenberg (zwischen Wachau und Liebertwolkwitz) gefahren, wo schon Mürat mit dem Fernrohr die Bewegungen der Verbündeten beobachtete. Nachdem Napoleon die Stellung des Feindes zum Angriff beschaut hatte, durchritt er noch einmal seine Schlachtreihen und begab sich später mit den Garden etwas weiter zurück, zur Schäferei Meusdorf, um dort, auf der neben ihr befindlichen Höhe und vom nahen Galgenberge aus den Verfolg der Ereignisse abzuwarten. Auf einem Feldtische lag eine ausgebreitete Karte, des Windes wegen angenagelt, auf ihr besteckte Napoleon mit Nadeln die Stellungen der Truppen, bald nahm er sein Taschenfernrohr, blickte häufig auf die Karte, bald ging er umher mit auf den Rücken geschlagenen Händen, mit ernster, starrer Miene, das dreieckige Hütchen tief in die Stirne eingedrückt; seine hastigen Bewegungen waren Verräther seiner inneren Unruhe; im Halbkreis stand ehrerbietig seine Umgebung; alle Augenblicke sprengten Unteranführer heran mit Berichten und Anfragen. Wenige kurze Worte gab der Kaiser

als Bescheid. Wohl wußten Frankreichs Feldherren, was es heute galt. „Kinder“, sagte Maison zu seinen Kriegern, „heute ist der letzte Tag Frankreichs. Wir müssen heute Abend Alle todt sein.“ Etwas später als Napoleon langte sein Gegner, Kaiser Alexander, der in Pegau übernachtet hatte, bei seinen zum Kampfe bestimmten Truppen an und ritt stillschweigend zu dem Vordertreffen, der Mitte bei Gossa. Gleich nach 9 Uhr erdröhnte ein Schuß aus einem schweren Geschütze der Franzosen. „Der Feind begrüßt die Ankunft Ew. Majestät!“ bemerkte zu Alexander der neben ihm reitende Miloradowitsch. Noch einige Minuten und die Verbündeten erhoben sich, ihre wuchtigen Schläge zu führen. Drei Schüsse, die sie aus grobem Geschütz abfeuerten, verkündeten die Eröffnung der Schlacht. Der Geschützdonner begann, und fünf Stunden hindurch erdröhnte er von beiden Seiten unaufhörlich.

Der erste Ansturm gelang. Wo Kleist angriff, unterstützte ihn Bianchi mit Oesterreichern, die jenseits der Pleiße das Schloß Markkleeberg schon innehatten. Ueber die Pleiße setzten Oesterreicher und kamen von Westen in das Dorf, als Löbel es von Süden her erstürmte; dabei geriethen Häuser in Brand. Die Franzosen wurden hinausgeschlagen und bis in das dahinter liegende Eichenwäldchen getrieben. Weiter vor drangen die Preussen, geriethen nun aber unter die Säbel polnischer Reiter und in die Richtung des Geschützes, welches das Feld neben Markkleeberg bestrich, verloren viele Leute und mußten rückwärts. Das französische Fußvolk drang augenblicklich nach, bemächtigte sich auch der ersten Häuser Markkleebergs, ward aber von den Preußen wieder zurückgestoßen. Ebenso glücklich verlief der erste Angriff Eugen's gegen Victor. Da die Vorrückenden nur wenige Franzosen und nur 7 Geschütze auf der Höhe östlich von Wachau wahrnahmen, so meinte Graf Wittgenstein, man habe nur den schwachen Nachtrab des nach Leipzig weichenden Feindes vor sich, und forderte den Prinzen zu seiner schleunigen Vertreibung auf. Bei fortwährendem Geschützfeuer erstürmte von der linken Seite her Oberst von Reibnitz mit 3 Fahnen Russen Wachau und trieb die Franzosen quer durch das Dorf, wäh-

rend Preußen das Wäldchen am östlichen Ende des Dorfes, die Harth, besetzten. Als Reibnitz weiter vorwärts zu kommen unternahm, wurde er freilich durch ganz überlegene Streitkräfte gehindert und selber schwer verwundet. Etwas später, gegen 10 Uhr, ließ Klenau Liebertwolkwitz angreifen, wo ihm gegenüber Lauriston befehligte. Durch die Trümmer und den noch rauchenden Schutt des den Oesterreichern vom Tage der Reiterschlacht wohl bekannten Ortes brachen sie sich Bahn und entrissen ihn den Franzosen bis auf das nördliche Ende, in dem der Feind sich ohne zu wanken hartnäckig hielt. Indessen befand sich doch beinahe das ganze Dorf in der Gewalt der Oesterreicher. Zwischen 9 und 10 Uhr war die ganze französische Schlachtreihe im Weichen.

Es war der Zeitpunkt gekommen, an dem Napoleon seine Aufstellung unterstützen mußte. Des Feindes Entfaltung hatte er nun wahrgenommen; er wußte, daß der Feind gegen seinen linken Flügel mit ansehnlicher Macht ankam und sah, daß er mit geringer auf seine Mitte losging. Die Zehntausend, die da über ihn zu siegen bestimmt waren, sollten die unwiderstehliche Stärke seiner Heereskraft empfinden. Zuvörderst muß überall, wo der Feind schon angegriffen hat, die Vertheidigung verstärkt werden, und so beträchtlich findet Napoleon dessen Macht, daß er von Ney die Herbeisendung von Souham's Truppen verlangt. Bei Markkleeberg hatte Poniatowski, der daselbst befehligte, 8 bis 9000 Mann zur Verfügung. Augereau schickte ihm Hülfe. Napoleon warf außerdem noch starke Reitergeschwader dorthin nach. So ward es den Truppen Kleist's unmöglich gemacht, noch Fortschritte zu thun. Seine Russen setzten mehrmals über den Wiesengrund, die feindliche Stellung auf dem Höhenzuge nach Wachau hin zu erreichen: das fürchterliche Feuer der Franzosen wehrte es ihnen. v. Helfreich, der dies ausführen sollte, konnte nichts ausrichten. Die sächsischen Reiter, die hier gegen die Verbündeten fechten mußten, litten schwer. Sie hatten absitzen müssen, als unerwartet die Kosaken von der Seite über sie herfielen, und

nun wußten sie nicht, wie sich vertheidigen. Kleist konnte nicht weiter, aber behauptete wenigstens Markkleeberg. Wichtiger jedoch war Wachau, das Napoleon dem Feinde nicht lassen durfte. Man kennt seine Weise, die verfügbaren Kräfte in ungewöhnlichem Maße dicht zu vereinigen und mit ihrer gesteigerten Gewalt auf eine Stelle zu wirken. In früheren Schlachten durchbrach er mit ungeheuren Haufen Fußvolk die feindlichen Reihen, hier bei Leipzig sah er es ab auf eine noch nicht dagewesene Wirkung der Geschütze. Er hielt eine große Anzahl bis jetzt hinter den Anhöhen verborgen, nun ordnet er durch seine Adjudanten an, daß sie schnell im Angesicht des Feindes auf den Höhenzug zwischen Liebertwolkwitz und Wachau vorgefahren werden. Mit einem Male schmettert ein höllisches Feuer von dreihundert Geschützen alles nieder. Man hörte ohne Absatz nur das Feuern ganzer Lagen von Geschützen, deren Krachen zusammenschlug, gleichwie gleichzeitiges Schießen ganzer Rotten. Einzelne Schüsse vernahm man nicht mehr. Ununterbrochen rollten die Salven. Es schien ein einziges langes Donnergebrüll. Da war kein Mann, der eines gleichen Tosens sich entsann! Die ältesten Krieger gestanden: nie hätten sie solch' eine fürchterliche Kanonade gehört. Das Ohr war betäubt von dem entsetzlichen Dröhnen. Die Rufe der Befehlshaber waren kaum noch zu vernehmen. Die Erde erbebte. Ueber zwei Stunden ab, in der Stadt Leipzig, erklirrten die Fenster. Der eiserne Hagel mähte alles darnieder. Keine Stelle der Luft schien frei von Kugeln, die sie durchpfiffen. Jeden Augenblick erfolgte der Einschlag der großen Eisenbälle. Tausendfältiger Tod sauste durch die erschütterte Luft. Einzelne Granaten warfen 25 Männer zu Boden. 23 Geschütze Eugen's lagen in wenigen Minuten zerschmettert. Pulverwagen flogen auf. Zerstörung, Blut und Tod ringsum, als sei die rasende Wuth der Hölle los. Neue Geschütze ließ Eugen herbeischaffen; in kurzer Zeit waren sie wie die übrigen zerschossen. Während dessen warf sich Napoleon's Fußvolk mit heftigem Ungestüm auf Wachau. 4 Fahnen der Verbündeten standen darin, aber wie konnten sie es behaupten? Festen

Muthes ließ Eugen augenblicklich Wachau von neuem stürmen. Die größere Hälfte von Reibnitz' Mannschaft ging zu Grunde. Zwei Fahnen Preußen und Russen gelangten trotz des verzweifelten Widerstandes der Franzosen durch das Dorf und im Siegeslaufe bis an die Anhöhe dahinter nahe an die Mündungen der Geschütze: vor ihnen fielen sie niedergestreckt. Abermals wurden Eugen's Soldaten in Wachau sowohl als auch daran im Erlenhölzchen übermannt. Vorwärts drangen die siegenden Franzosen, voran ihre tapfern Anführer, die Tschakkos auf der Degenspitze: hundert Schritte weiter, da trafen sie die Kugeln der preußischen Schützen, die 200 Schritte davon hinter einem Rain auf dem Boden lagen. Zurück in den Busch mußten die Franzosen. Mit heldenmüthiger Tapferkeit wurde um Wachau gerungen. Binnen zwei Stunden soll es fünfmal von beiden kämpfenden Theilen erstürmt worden sein. Da wurde kämpfend angesetzt und abgestoßen; stundenlang an dem Busche hinüber und herüber geschossen. Mit der alleräußersten Anstrengung behaupteten sich die Russen und Preußen geraume Zeit im Vordertheile des Dorfes und im anstoßenden Busche. Endlich verdrängt, stellten sich die Preußen unter ihrem Führer von Klüx nahe bei Wachau in einer Bodensenkung, die sie einigermaßen vor dem gewaltigen Feuer schützte. Die Truppen, welche inzwischen auf freierem Felde standen, waren Gewehr bei Fuß, dem verheerenden Kugelregen von den Höhen preisgegeben. Da kamen wohl Augenblicke, in denen sie wankten. Fürst Schachowskoy sagte wiederholt zum Prinzen: „Wir gehen alle hier zu Grunde." Eugen hielt aufrecht, erhielt sie standhaft. Weitab nach beiden Seiten standen die Mitkämpfer; er war ohne Hülfe der Andern, allein, sobald er wich, war das Heer durchbrochen. Also mußte trotz der Verluste ausgeharrt werden bis zu des Rückhalts Ankunft. „Alles soll stehen bleiben!" rief er den Erschrockenen zu, „nichts sich von der Stelle rühren, was noch stehen kann!" Sein Pferd wurde getroffen und er zu Boden geworfen, an seiner Seite einem theuern Freunde der Leib aufgerissen. Er betrach-

tete ihn wehmüthig, wandte sich dann um und rief: „Ein frisches Pferd. Die Zeit der Trauer beginnt erst nach der Schlacht!" Die Heldenschaar schmolz zusammen, wich dennoch nicht. Pflicht und Ehre fesselte sie an diese Stelle. Er wollte durchaus Wachau behalten, mindestens vor Wachau so lange aushalten, bis Verstärkung einträfe. Gortschakof, der eigentlich Liebertwolkwitz zum Ziele hatte, zog es vor, da in der Mitte der Feuerlinie der eigne Angriff so schwach und die Vertheidigung des Feindes so gewaltig wurde, von Störmthal aus den heftigen Kampf Eugen's schon von der 10ten Stunde an zu unterstützen. Aber Eugen war viel zu schwach, um die Oberhand zu erlangen. Nur einige Häuser von Wachau und den Busch konnte er zu behaupten streben, gegen Gülbengossa hin standen seine zusammengeschossenen Truppen um Mittag.

Das Getümmel der Schlachten der Neuzeit bietet nicht außerordentliche Auftritte, in denen ein Mensch durch die Leistungen des Aeußersten, was menschliche Kraft vermag, allgemeine Theilnahme sich zuwendet. Nicht die hervorragende Anstrengung einiger Einzelnen giebt ihnen die Wendung, sondern im Massenkampf bestehen sie, wobei die feste Haltung in allen Wechselfällen, das standhafte Ausharren in Todesgefahr zum Siege führt. Die fernhin treffenden Waffen geben den Ausschlag; nur ab und zu geht das Gefecht auf kurze Zeit in's Handgemenge, wobei Bajonet, Kolben und Säbel gebraucht werden, über. In unabsehbaren Reihen standen die Schlachthaufen. Es war eine weite Feuerlinie. In der Mitte wüthete der Geschützkampf. Die abgeschleuderten Eisenballen zerschmetterten Menschen, oder wühlten sich in die Erde. Es war ein beständiges Zischen und Sausen, Stampfen und Dröhnen. Der Pulverrauch verbreitete einen grauen bläulichen Nebel über die Gegend des wechselseitigen Schlachtens. Dichter Dampf verbarg dem erbitterten Kämpfer seinen Feind. Aus dem weder sich hebenden noch sich senkenden Dampfnebel zuckten alle Augenblicke wie feurige Zungen Flammenspitzen und einzelne weiße Wölkchen stiegen dann darüber auf. Kaum war etwas zu unterscheiden,

schwer etwas Abliegendes zu erkennen vor dem Rauch und Gewirr. Neben den Donnerschlägen der Kanonen und dem Knattern der Gewehre tönte Trommelschlag und Hörnerklang. Dazu das Toben und Schreien der Soldaten, ihr „Hurrah“ und ihr „Vive l'empereur“, und das Wehgeschrei der Getroffenen: ein wüster, entsetzlicher Lärm, des Todes Vorbote, der furchtbar ringsum mähend einherschritt.

Ebensowenig wie Eugen Wachau, war Klenau im Stande Liebertwolkwitz zu halten. Vor seiner äußersten Rechten setzte sich Macdonald von Holzhausen her in Bewegung und gab nach 11 Uhr dort dem Gefecht ein anderes Ansehen. Der Kolmberg, von dem aus die österreichischen Geschütze große Wirkung hatten, war von Klenau allzu schwach besetzt; viel zu spät wollte er ihn stärker bemannen. Macdonald griff Liebertwolkwitz sowohl als den Kolmberg mit gewaltiger Stärke an und siegte an beiden Plätzen. Um den Besitz des Kolmberges wurde nach 12 Uhr hart gerungen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel kommen an 4000 Franzosen den Abhang hinan auf den Kolmberg; ohne ihren gewaltigen Stoß abzuwarten, fliehen die Oesterreicher den entgegengesetzten Abhang hinunter. Klenau mühte sich danach, den Kolmberg wieder einzunehmen, stellte sich an die Spitze einer Fahne. Er selbst gerieth in's Handgemenge und in Gefahr, gefangen zu werden. Die Uebermacht der Franzosen entschied. Sie verschanzten sich auf dem Kolmberge und thaten von dort mit ihren Geschützen den Oesterreichern großen Schaden. Linkshin breiteten sich französische Reiter aus. Klenau, der wenig Reiterei hatte, mußte fürchten, daß sein rechter Flügel umgangen würde. Er trat deshalb den Rückzug an bis zum Höhenzug zwischen Großpößnau und Fuchshain, indem er sich begnügte, aus der Ferne den Kampf mit seinen Geschützen, namentlich von Großpößnau aus, fortzuführen. Auch Gortschakof, der darauf von Maison im Niederholz angegriffen wurde, und Pahlen, wichen vor den Franzosen. Um die Mittagszeit hatten sonach die Franzosen den Verbündeten die Vortheile ihres ersten glücklichen Angriffes

entrissen, Kleist nur war nicht aus Markkleeberg zu bringen gewesen. Und selbst Kleist konnte, wie beharrlich er auch Stand hielt, in der Mittagsstunde nicht länger in und neben diesem Orte ausdauern. Denn Napoleon entsendete gegen ihn Victor's Fußvolk und Kellermann's Reiter aus der wachauer Richtung. Markkleeberg ging nun auch verloren. Kleist gab trotzdem seinen Angriff nicht auf. Funk mit den Schlesiern gewann es noch einmal wieder. Dreimal prallten die polnischen Lanzenreiter vor den Russen Helfreich's ab. Lewachow brachte russische Panzerreiter herbei, die wacker auf das französische Fußvolk einhieben; aber immer mehr französisches Fußvolk langte an. Der größere Theil von Markkleeberg ging verloren. Das französische Fußvolk kam auch immer näher an die Schäferei Auenhain heran. Kleist wurde gegen Crökern hin zurückgedrängt und gerieth in Gefahr, von Eugen abgeschnitten zu werden. Wie geschwächt dieser auch war, schickte er ihm doch von Gossa einen großen Theil seines Heeres zu Hülfe, damit kein Riß in der Schlachtreihe erfolge. Zum Glück kam den Verbündeten die eingetretene üble Wendung der Schlacht nicht völlig unerwartet. Als zwischen 9 und 10 Uhr Kaiser Alexander auf den Höhen gegen Güldengossa hinritt, wurde er besorgt, wie er auf dem gegenüberliegenden Höhenzuge große schwarze Massen des Feindes gewahrte, gegen welche die zerstreuten kleinen Haufen der Verbündeten grell abstachen. „Ob er wohl glaube, daß der Angriff gelingen könne?“ fragte er seinen Flügeladjudanten Freiherrn Ludwig von Wolzogen. Wolzogen theilte seine Befürchtung vollständig und meinte, Napoleon werde angreifen, die Heersäulen sprengen und die Verbündeten aufreiben. Wolzogen kannte die Umgegend von Leipzig. Alexander ward sehr bestürzt, besann sich aber nicht lange, sondern entsendete auf der Stelle diesen Wolzogen, wie schon erzählt wurde, zum Fürsten Schwarzenberg, damit dieser den österreichischen Rückhalt herbeimarschiren lasse. Gegen 12 Uhr meldete ihm darauf ein Bote des in Schwarzenberg's Umgebung befindlichen Jomini, daß die Oesterreicher zu Hülfe

kommen würden, Jomini ermahnte zugleich, auf's schleunigste auch den russischen Rückhalt näher herbeizuziehen, da man von Gautzsch aus sehe, daß feindliche Massen noch im Anzuge seien. Schon hatte Alexander, der sich bei Güldengossa aufhielt, Befehl ertheilt, den Rückhalt gegen und nach Magdeborn, sowie nach Kröbern zu führen, dann sollten sie nach Gossa. Diese Ersatzmannschaften wurden freilich durch die langen starken Märsche, die ihnen zugemuthet werden mußten, in nicht geringem Grade abgemattet. Indeß waren sie doch im Anzuge zum Mitteltreffen. Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm waren inzwischen in Göhren eingetroffen. Die Soldaten hatten sich an diesem ganzen Vormittage allenthalben mit der rühmlichsten Tapferkeit und Todesverachtung geschlagen. Mit der That bewiesen sie, daß sie wußten, wie viel auf dem Spiele stand. Viele Stunden waren sie schon auf dem Marsch und im Gefecht gewesen. Ihre Kräfte fingen an erschöpft zu werden, die Massen waren zusammengeschmolzen. Nichts Entscheidendes war erreicht. Sogar zurückgeschlagen, erschüttert waren im Gegentheile die verbündeten Reihen und hatten den Anfall Napoleon's zu erwarten. Wie seine Stöße aushalten? Man bemerkte wohl in den Mittagsstunden, daß große Haufen des Feindes sich zusammenzogen, und daß bald ein Ungewitter sich entladen werde. Die oberen Anführer befanden sich in großer Besorgniß über den Ausgang, selbst in Bestürzung. Schwarzenberg war inzwischen in Kröbern angelangt, eilte nach Göhren zu den Monarchen und nahm seinen Standort mit ihnen auf dem Hügel, der hinter der Mitte des Göhren und Gossa verbindenden Weges liegt, auf dem sogenannten Wachtberg, wo sie eine weite Umschau hatten. Das Wetter klärte sich Nachmittags. Ein scharfer Wind zerfegte den Pulverdampf, der Himmel war klar und hell geworden. Ein schöner Sonnenglanz fiel auf die Felder des schrecklichen Mordens und die hochauf schlagenden Flammen der brennenden Dörfer.

Schon waren die Verbündeten aus dem Angriff in die Vertheidigung zurückgeworfen und ihr Feuer wurde schwächer.

Napoleon aber entwickelte seine bereitgehaltenen Kräfte und setzte auf beiden Seiten dieses Schlachtfeldes nunmehr mit Nachdruck an, den Hauptstoß auf die geschwächte Mitte der feindlichen Stellung vorbereitend. Doch sollte auch sein linker Flügel vorwärts. Auf der grimmaer Straße mußte Macdonald zwischen 1 und 2 Uhr Seiffertshain zu nehmen suchen. Napoleon selbst kam in die Nähe Großpößnau's geritten. Die Oesterreicher stemmten sich entgegen, um Herren von Seiffertshain zu bleiben und Platof erschien mit seinen Kosaken bei Kleinpößnau, den feindlichen Flügel beinahe überflügelnd. Der nasse Boden mit seinen vielen Gräben war dem Eingreifen der regelmäßigen Reiterei Macdonald's zu ungünstig, als daß die Franzosen eine volle Umschwenkung der feindlichen Seite hätten ausführen können; Klenau's zurückgezogene Aufstellung erprobte sich als vortheilhaft, so daß Macdonald nicht wagte, sie zu sprengen. Auch das Niederholz wurde von den Ungarn lange Zeit gegen Marschall Mortier's junge Garde vertheidigt, ehe sie es räumten. Das französische Fußvolk führten unterdeß Lauriston und Maison gegen Güldengossa, Victor und Oudinot gegen die Schäferei Auenhain. Rings um die basteiförmige Schäferei war ein Verhau von Bäumen gemacht. Dort stand jetzt Helfreich mit Russen und kämpfte hartnäckig und wacker, wurde aber dennoch überwunden. Auenhain ging verloren. Als russische Grenadiere unter Rajefski aus dem Rückhalt zur Verstärkung der aus Auenhain Verjagten von Barclay de Tolly herangeschickt waren, stürmte man wieder vorwärts. Eugen's Leute standen vor Gossa wie ein eherner Wall, Maison brachte sie nicht zum Weichen. Er nahm das eine Ende von Güldengossa, das andere Ende hielten die Russen fest. In Markkleebergs Südspitze behauptete sich wohl noch Kleist, aber immer und immer wieder von den Franzosen angegriffen. Der Ausgang war vorauszusehen. Auf die Länge mußte er sicher das Ende von Markkleeberg und hernach selbst Cröbern dem übergewaltigen Feinde überlassen.

In der ganzen Breite ras'te der menschenmörderische Kampf. Alles was zum Rückhalte der Verbündeten gehörte, war in

schleunigster Bewegung zum Kampfplatze. Schwarzenberg übersah die schwellende Gefahr, blieb aber ruhig; mit heftigem Schelten über seine Anordnungen empfing ihn, heißt es, Kaiser Alexander auf dem Wachtberge.

Napoleon hatte noch andere Vorbereitungen getroffen, die der feindlichen Mitte galten. Als er sein Fußvolk zum Angriff abschickte, hatte er 80 aufgesparte Geschütze, die Drouot leitete, aus der hinteren Stellung auf den Höhenzug vorfahren lassen, um die beschädigten Stücke zu ersetzen und durch ein neues furchtbares Feuer die Mitte der feindlichen Schlachtstellung zu zertrümmern. Und dennoch hielt Eugen mit seiner Mannschaft vor Güldengossa auf Wachau zu aus. Sein linker Flügel aber war von der auenhainer Schäferei geworfen, die russische Schlachtreihe beinahe durchbrochen. Napoleon wandte sich erfreut zu dem neben ihm stehenden Staatsschreiber Grafen Darü und sagte im Hochgefühl seines Glückes: „Die Welt dreht sich noch um uns“ (Le monde tourne encore pour nous). Zu einem deutschen Prinzen in seinem Gefolge, Emil von Hessen-Darmstadt, soll er gesagt haben: „Vorwärts, König von Preußen!“ (Avance, roi de Prusse!) Als seine neuen Geschütze eine Weile gewirkt und eine Menge gegenüberstehende Stücke zum Schweigen gebracht hatten, ritt Napoleon auf die Anhöhe zu Drouot hin und gewahrte mit Staunen, daß trotz der unaufhörlichen Beschießung die Russen noch immer vor Güldengossa gegen Wachau unerschüttert standen. Es war dies der Zeitpunkt, als zu seiner Rechten Nostiz mit den ersten Oesterreichern anlangte.

Als Napoleon seinen rechten Flügel noch im Vorgehen sah, mit seinem linken den Kolmberg erstritten hatte und eben ein Ungewitter auf die Mitte losbrechen ließ, befahl er, seinem Bundesgenossen, dem König von Sachsen den Sieg zu melden und gebot zugleich, in Leipzig mit den Glocken zu läuten.

Einen Stoß, wie er noch nicht dagewesen, hatte Napoleon noch in Bereitschaft. Die kostbarste aller Waffen, die am schwersten zu ersetzende, seine Reiterei setzte er an den Sieg. Zwischen 1 und 2 Uhr sammelte er zwischen Meusdorf, Wachau

und dem Galgenberge 45 Reiterregimenter, wie die französischen Gewährsmänner angeben: 12,000 Reiter zu einem gewaltigen Angriff. Um 2 Uhr schwiegen mit einemmale die französischen Geschütze, ein starkes Trompetengeschmetter erscholl, und in zwei ungeheuren Massen nebeneinander stürzten die zwölftausend Reiter, in Regimentsbreite, dicht aneinandergeschlossen vorwärts, rechts und links von Wachau. Die Erde erdröhnte unter dem Hufschlage. Es war ein dumpfes Getöse und Gerassel, desgleichen noch Keiner gehört. Den kleinern Haufen führte Marschall Kellermann, Wachau zu seiner Linken lassend, gegen Markkleeberg und Krostewitz unwiderstehlich; ihm folgten einige dichtgeschlossene Fahnen Fußvolk. Da — es war die höchste Zeit — nahte der österreichische Rückhalt von jenseits der Pleiße. Der Führer der österreichischen Reiter, Graf Nostitz, war vorausgeritten. Er sah Kleist's Truppen schon zum Göselbache weichen und die Straße nach Kröbern den Franzosen sich öffnen. Ueber Kröbern mußten die Oesterreicher aus der Aue auf das wachauer Schlachtfeld. Die noch auf dem Marsche befindlichen Oesterreicher konnten demnach abgesperrt werden. Nostitz spornte unverzüglich seine Leute zur höchsten Eile, und noch zur rechten Zeit, als schon ein Theil der feindlichen Reiterei, französische Dragoner und polnische Uhlanen, sich weiter vorwärts verbreitete, kamen seine gepanzerten Reiter zur Stelle. Viele waren ihm freilich nicht zur Hand, dennoch durfte er nicht zögern, mehre mußten ja nachkommen und kamen nach. Er stellte sich an die Spitze; mit Ungestüm geht es auf die feindliche Uebermacht los, mit erstaunlicher Gewalt hauen seine Reiter ein, stürzen sich dann auf das hinter den feindlichen Reitern einherschreitende Fußvolk der Garde und zwingen es zum Rückgang. Vergebens eilen die sächsischen Reiter den Franzosen zu Hülfe. Die französische Reiterei mitsammt den Polen und Sachsen wurde über den Haufen geworfen und bis gegen Meusdorf hingetrieben, wo Napoleon die alte Garde sich in Vierecken gegen die Verfolger aufstellen

ließ und sie zurückscheuchte.*) Um 3 Uhr brauste der Kampf wieder um Markkleeberg. Kröbern war durch die nachkommenden Oesterreicher gerettet, doch war ihr Fußvolk um 3 Uhr noch nicht zur Stelle. Der linke Flügel der Verbündeten hielt also aus.

Während sich dies an der Pleiße begab, war der größere Reiterhaufen unter Mürat's Führung, Wachau zu seiner Rechten lassend, auf die erschütterte Mitte gestürzt. Sie schien verloren. Die 44 Geschütze, die vor Wachau und bei Güldengossa standen, sollten zunächst von der Seite her weggenommen werden. Manche Geschütze würden schnell abgefahren, andre von der Mannschaft völlig verlassen und geriethen in die Gewalt der Franzosen. Berittene Geschütze der Franzosen eilten auf ihrer rechten Seite vor und fuhren vor Wachau auf zu ihrer Unterstützung. Eine Fahne russischen Fußvolks bei Gossa wurde in vollem Laufe niedergeritten. An 300 russische Soldaten blieben auf dem Flecke. Zwischen Klüx's Preußen und Eugen's Russen, die sich rasch in Vierecke schlossen, brauste die dichte Reitermasse. Los auf die Vierecke des Fußvolks schwenkte ein Theil der Reiter, doch die gefährdeten Fußsoldaten halten sich glücklich. Eugen, ein wenig zurückgehend und an Gossa sich lehnend mit seiner Mannschaft, wankte nicht. Er stand wie ein Fels in der Brandung! Zeitig genug war Eugen benachrichtigt worden, daß hinter Wachau ansehnliche Massen feindlicher Reiterei entdeckt würden, und hatte schnell die russischen leichten Gardereiter zu Hülfe gerufen, die eben von Auenhain kamen und Gossa beinahe schon erreichten,

---

*) Ein sächsischer Stabsoffizier, Prinz v. W., „konnte sein jugendliches Feuer nicht bezähmen und war im Begriff, hinter der Kampflinie auf die Gefangenen einzuhauen. Da sprengte ein französischer Maréchal de logis auf diesen Prinzen los und drohte, ihn augenblicklich vom Pferde herunterzuhauen, wenn er sich an den Gefangenen vergreife.' (Aus dem Bericht des sächsischen Obersten v. Meerheim, Aster I. 426. Leider wissen wir den Namen des französischen Ehrenmannes nicht.)

also von Westen her. Schäwitsch führte sie. Ohne einen Augenblick zu zögern, ohne sich 'nen zu ordnen, werfen sie sich auf Eugen's Ruf, Husaren, Uhlanen, Dragoner, gegen die französischen Reiter. Schäwitsch blieb, seine Leute wurden über den Haufen geworfen. In 'unordentlicher Flucht jagten sie davon, französische ihnen nach. Die Anführer der Russen waren gefallen. Die Franzosen drangen in Gossa ein. Noch standen die russischen Grenadiere dort in Vierecken fest, auch hielten sich nahe von Wachau in einer Senkung des Bodens die Preußen unter Klüx, abgeschnitten von den französischen Reitern, die in ihrem Rücken sind. Wird die Fluth der heranstürmenden Reiterei die Russen bei Gossa verschlingen? Müht sich doch eben auch Maison's Fußvolk, Gossa ihnen zu entreißen. Noch bleiben sie standhaft. Wacker harrten noch aus die russischen Grenadiere unter ihrem Führer Rajefski, welchem in diesem Kampf die Schulter zerschmettert wurde. Die Geschütze der Verbündeten waren hier verstummt. Die Schlachtreihe war durchbrochen.*) Mit verhängtem Zügel sprengen die französischen Reiter vorwärts auf die Anhöhe hinter Gossa zu — einige hundert Schritt sind sie nur vom Wacht-

*) Ein Deutscher, welcher diesen französischen Reiterangriff mitgefochten, erzählte mir seinen Verlauf. Nachdem sie die entgegenkommenden russischen Reiter über den Haufen geworfen, sagte er, seien sie an ein sumpfiges Erdreich gekommen, wo die Pferde nicht weiter gekonnt hätten, und darauf von der Seite heftig angefallen worden. Die französische Reitermasse, sagte er ferner, sei ungeheuer groß gewesen, gewiß 8000, was deshalb angeführt wird, weil Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Toll's, Leipzig 1857. III. 437, die französischen Angaben für falsch erklärt und behauptet, es seien nicht ganz 4000 gewesen. Den Zeitpunkt verlegte jener Reiter noch in den Vormittag, „vielleicht um 11 Uhr". Als Zeit des Reitersturmes geben an Eugen selber (Memoiren 1861, III. 234.) „um 1 Uhr", Wolzogen, der Beobachter auf dem gautzscher Kirchthurme, „bald nach 1 Uhr", von Hoffmann, Haupt des Stabes von Eugen's Heer, „gegen 2 Uhr", die älteren französischen Erzähler übereinstimmend zwischen 2 und 3 Uhr, Plotho, nach den Tagebüchern des verbündeten Heeres „3 Uhr", Thiers „nach 3 Uhr", einige Kriegsschriftsteller sogar um 4 Uhr.

berg, dem Standort, wo die Herrscher sich befanden. Die Gefahr war hoch geschwollen. Die Herrscher waren hier möglicherweise dem Unglück der Gefangenschaft ausgesetzt, und wenn die Mitte nicht gehalten oder vielmehr hergestellt wurde, so war Klenau abgeschnitten und ein Theil des Heeres auf die Aue in's Verderben geworfen. Fürst Schwarzenberg bewahrte seine ruhige Fassung. Scharf beobachtete er den Reiteransturm. „Sie sind athemlos, wenn sie da sein werden," sagte er, „ihre beste Kraft geht verloren." Er bat die Herrscher, sich weiter zurück in Sicherheit zu begeben, zog seinen Degen und sprengte hinab zur Schlachtreihe, um die Ordnung herzustellen und um entgegenzuwerfen, was noch zur Hand war. Kaiser Alexander hörte auf keine Vorstellung, sondern blieb; sein Geleit, die Leibkosaken, die hinter der Höhe standen, ließ er aufsitzen und mit den nahen Geschützen dem Feinde entgegenreiten, um ihn aufzuhalten; sein Adjudant holte unterdeß die schweren Reiter, die im Rücken waren, heran. Zu Suchosanett, dem Befehlshaber des ganzen russischen Geschützzuges, sagte er: „Sieh, jetzt ist der der Beste, der am schnellsten hierherkommt." Suchosanett hatte bereits nach seinen zurückgehaltenen Geschützen geschickt; sie nahen im gestreckten Galopp. Wie Alexander sie erblickt, ruft er: „Gut!" und nun erst jagt er rückwärts. Zwischen dem Standort der Herrscher und der französischen Reiterei lagen neben Güldengossa zwei Teiche, durch einen Graben verbunden. Das hemmte ihren weiteren Anlauf. Hier wie vor Güldengossa's Gebäuden mußte die Reiterei eine Weile anhalten, eine Weile, die sie dem Feuer der Verbündeten preisgab. Manche Reiter, die über den Graben setzen wollten, stürzten hinein, andere ritten durch Gossa, um mit einem Umweg vorwärts zu gelangen. Ehe sie sich weiter ausgedehnt hatten, während dieses Aufenthalts, waren die Leibkosaken heran und stürzten sich, von Graf Orlof-Denisof geführt, durch Güldengossa auf die Franzosen; ihre Geschütze fuhren gleichzeitig vor dem Teiche auf und bestrichen mit fürchterlicher Wirkung das feindliche Reiterheer. Der Anprall der Leibkosaken

auf die Seite des Feindes war gewaltig. Seine vordersten Geschwader wurden geworfen. Immer mehr Reiter und Geschütze der Verbündeten langten unterdessen auf dem Kampfplatze an. Russische Panzerreiter kamen. Eugen, kaum noch angegriffen, griff selber an. Den Ansturm der Panzerreiter mitmachend gerieth er unter die Feinde und wäre fast gefangen worden. Graf Pahlen hatte aus der Ferne, obgleich er selbst in schweren Kampf verwickelt war, die neumärkischen Dragoner und schlesischen Panzerreiter dahin abgeschickt, wo er richtig eine große Gefahr erwartete. Sie kamen jetzt zu rechter Zeit. Die vorhin auseinandergesprengten russischen Gardereiter hatten sich inzwischen wieder gesammelt und stürzten auf's neue gegen die Franzosen los.

Schon war die Wucht des Reiterangriffs gebrochen. Mürat, nicht achtend, daß die wenigsten seiner Reiter ein ebenso gutes Pferd hatten, wie er selbst, war allzu hastig geritten. Die Züge wurden davon bald ungleich. Ueber einen nicht ebenen und dazu aufgeweichten Boden, mitunter über Gräben und an Buschwerk vorüber ging der brausende Ritt. Pferde stürzten: die Ordnung war gestört. Dazu der Kampf und die Kartätschenladungen, welche aus dem Hintergrunde die Verbündeten auf die Reitermasse gaben. Die Verwirrung war da. Ihre Glieder lichteten sich, und die Gestürzten hemmten den Lauf der Nachreitenden. Immer mehr auseinander und durcheinander geriethen die Franzosen. Der Fall der Heerführers Latour-Maubourg, dem eine Kanonenkugel das Bein zerschmetterte, hatte ein Stocken zur Folge. Ausgesetzt den vielen wüthenden Anfällen der Verbündeten, lösten sich die französischen Reiterreihen immer mehr. Bordesoulles, der die Spitze befehligte, schlug noch die ersten Anpralle ab, dann gerieth er in's Weichen, als er ununterstützt gelassen ward in diesem verhängnißschweren Augenblick. Endlich waren seine Reiter zu seinen Geschützen zurückgeworfen, und diese feuerten auf den wirren Knäuel. Zu spät rückte frisches Kriegsvolk der Franzosen vor. Die siegenden Reiter der Verbündeten konnten zwar die Franzosen nicht weiter verfolgen,

aber die schlesischen Panzerreiter des Obersten Hake standen in geschlossener Masse, den Degen zum Stich ausgelegt, zusammen: jene wagten keinen neuen Angriff. Jetzt aber kamen 80 russische Geschütze, der Rückhalt, vorgefahren. Von neuem begann ein fürchterlicher Geschützdonner. In Schwärme aufgelöst, jagten die Franzosen gen Meusdorf zurück.

Gerettet war die Mitte der Verbündeten! Hier auf Gossa zu kam das Fußvolk des russischen Rückhalts heran, dort zur Linken bei Kröbern das österreichische, und zu derselben Zeit, wo der Reiterstoß vor sich ging, wurde auf dem rechten Flügel der Verbündeten das Niederholz vom schlesischen Fußvolk wiederum erstritten. Schwarzenberg ritt an der wiederhergestellten Schlachtlinie hinauf.

Um eben diese Zeit war die Siegesnachricht in Leipzig verbreitet. Schon am Mittage hieß es in Leipzig, die Verbündeten seien vollständig geschlagen, ihrer 40,000 gefangen. Die französische Garde marschirte auf und schrie in die Luft ihr Hoch auf den Kaiser; auch die Bürgergarde und des sächsischen Königs Leibgrenadiergarde paradirten; vor der Wohnung des Königs von Sachsen spielte rauschende Janitscharenmusik — während draußen die Geschütze Tod und Verderben spieen. In Haufen kamen Verwundete in die Stadt, und von ihnen vernahmen wohl die Bürger: „die Kosaken hätten noch immer dieselbe Stellung.“ Da sprengte der von Napoleon an den König von Sachsen abgeschickte Bote in die Stadt, mit einem wehenden weißen Tuche und beständig rufend: „Victoire! Victoire!“ Die gedrückte Stimmung der Franzosen, die auf dem Marktplatze standen, verschwand; sie waren neu belebt im Siegesrausche. Den Lärm durchdringend scholl ihr Freudengeschrei. Gepreßten Herzens schlichen die Vaterlandsfreunde in ihre Häuser, ihre Trauer zu verbergen. Geschehen war es um Deutschland! Es schlugen von den Thürmen die Uhren vier, gleich darauf läuteten alle Glocken Leipzigs „Sieg“. Und eben, als dies Glockengeläut angefangen hatte, hörte man auf einmal, ganz nahe der Stadt, von Norden her das furchtbare Brüllen der

Geschütze, und von den Thürmen sah man das Blücher'sche Heer im Anmarsch, York's Kampf um Möckern. Da ward eine Doppelschlacht geschlagen.

Die nördliche Seite zu schützen hatte Napoleon, wie wir wissen, die Marschälle Marmont Herzog von Ragusa und Ney Herzog von Moskwa ausersehen. Marmont hatte 20,000 Mann unter seinem Befehle, Ney vielleicht 36,000. Ihre Aufgabe war, die Stadt Leipzig im Besitze der Franzosen zu bewahren, die Straßen von Eilenburg und Düben, auf denen noch Kriegsvolk und Heergeräth sich befand, sicherzustellen und den Feind nicht in die Seite und den Rücken der französischen Hauptaufstellung kommen zu lassen. Insoweit ihre Kräfte frei blieben, sollten sie den auf der Südseite kämpfenden Franzosen beispringen. Marmont hatte am 15ten eine vortheilhafte Stellung zwei Stunden vor Leipzig zwischen Wahren und Lindenthal (oder Linkel), also gegen Halle hin gerichtet, eingenommen und noch am 15ten Erdaufwürfe zum besseren Schutze machen lassen. Seine Soldaten lehnten sich links bei Wahren an die Niederung, ihre rechte Seite deckte neben Lindenthal ein weit vor sich streckender Tannenwald, den sie besetzt hielten und von dem aus sie noch nach Radefeld vorgeschoben waren, wo die Straße von Landsberg und Zörbig vorbeigeht. Ney's Volk stand weiter zurück bei Eutritzsch und von da ostwärts in Mockau und in Plösen, vor sich die Straßen von Düben und Eilenburg. Um 8 Uhr empfing Marmont Napoleon's Befehl, auf das südliche Schlachtfeld hinüberzukommen; die Deckung Leipzig's gen Norden fiel hiernach dem Marschall Ney zu. Marmont erschrak, denn er sah, der Kaiser täuschte sich übe die Lage, aber gehorchte. Eine Stunde später mußte von Eutritzsch Bertrand aufbrechen, damit er Lindenau halte. Außerdem schickte Ney zwei Heerhaufen über Schönefeld nach dem liebertwolkwitzer Schlachtfelde; später, als das schlesische Heer hart zusetzte, wollte er diese zurückhaben und rief sie wieder an sich, noch ehe sie den südlichen Kampfplatz erreicht hatten; sie langten bei ihm nicht

mehr zur rechten Zeit an, kamen weder dort noch hier in Wirksamkeit, verloren also die kostbaren Stunden in einem unnützen Hin- und Hermarsch. Die verwendbare Streitkraft im Norden ward dadurch bedeutend geschwächt.

Auch im schlesischen Heere befand sich der Stab in Unwissenheit über den Aufenthalt des Feindes, und wie unglaublich es scheint, so ist es doch wahr, daß am 15ten unterlassen worden war, die erforderliche Auskundschaftung zu besorgen; erst am Morgen des 16ten fand sie statt. Um 6 Uhr brach Blücher in Schkeuditz mit der Reiterei auf und suchte sich nun erst zu unterrichten. Um 8 Uhr gewahrte er von Lütschena aus Franzosen bei Lindenthal. Seine Meinung war, der Feind stehe bei Freirode, Podelwitz und zwischen Delitzsch und Taucha, also in der Seite seines Vormarsches. Nach 10 Uhr erfolgte der Aufbruch des Fußvolks zur Schlacht. Blücher ließ auf der halleschen Straße neben der Aue und dem Walde den York mit seinen 20,848 Mann vorgehen, des Heeres Stärke legte er aber auf seine rechte Seite, nach der landsberger Straße. Da marschirte Graf Langeron mit seinen Russen, da befand sich Blücher selbst mit Gneisenau während des ganzen Tages.

Marmont's Soldaten begannen eben den anbefohlenen Abzug, als die Russen, die etwas zeitiger als die Preußen sich in Bewegung gesetzt hatten, Radefeld erreichten und angriffen. Die französischen Vortruppen wurden von der Uebermacht zum Weichen gebracht. Marmont wußte sogleich, daß jetzt das ganze schlesische Heer gegen ihn rücke. Anfangs dachte er noch an Abmarsch auf das andere Schlachtfeld, bald aber erkannte er, daß Napoleon's Befehl nicht mehr auszuführen war. Er mußte hier kämpfen. Auf dem wachauer Schlachtfelde waren die Franzosen an Zahl bei weitem die stärkeren, ihrem Feinde zum mindesten gleich; Marmont mußte wider eine große Uebermacht Stand halten. Die Stellung, in der er ursprünglich den Kampf aufzunehmen beabsichtigt hatte, schien ihm bei seiner Truppenzahl nicht haltbar; wie trefflich gewählt sie war, den-

noch wurde es nothwendig, weiter rückwärts zu gehen in eine minder ausgedehnte, bei der er näher an Leipzig und näher bei Ney sich befand, auf dessen Beistand er rechnete. Möckern sollte sein Haltpunkt werden. Einstweilen aber mußten seine Soldaten noch einigen Widerstand in ihrer ersten Stellung leisten und wenn sie auch zum Weichen angewiesen wurden, den Feind aufhalten und mit ihrem Fechten kostbare Zeit gewinnen.

Diesesmal hatte sich Blücher ganz wider seine sonstige Art und Gewohnheit gar nicht beeilt. Viele Stunden hallte schon von Süden her der Geschützesdonner, bereits waren den Verbündeten die anfangs gewonnenen Vortheile wieder entrissen, und Napoleon betrieb schon seinen furchtbaren Hauptschlag, als Blücher erst eintrat. Denn die Uhr wies schon ½ 1, als der Angriff gegen den Tannenwald und Lindenthal seinen Anfang nahm. Langeron drängte hier die Franzosen. Auch York griff gegen 1 Uhr von Lütschena links ab gegen Lindenthal ein. Dabei hielt Blücher die dübener Straße im Auge und stellte gegen sie leichte Truppen. Langeron dehnte sich nach Breitenfeld aus und drückte, nachdem er Lindenthal genommen hatte, auf Widderitzsch. Um nicht überflügelt zu werden, mußte Marmont seine rechte Seite verstärken. Ney schickte einige Hülfe zur Vertheidigung von Widderitzsch, Dombrowski's polnische Reiter und Fußvolk.

Auf der halleschen Straße neben der Elster und der waldigen Niederung drückte Hiller von Gärtringen, mit seinen Grenadieren, die Franzosen aus Stahmeln und Wahren. In Stahmeln stießen österreichische Jäger zu ihm von den Truppen, die Gyulay ausgeschickt hatte, um das schlesische Heer zu erreichen. Hiller bemerkte, daß die Franzosen sich nach Möckern hereinzogen und daß die daneben liegenden Höhen mit starken Massen besetzt waren. Möckern, auf der Straße nach Leipzig gelegen, mußte eingenommen werden. York gab dazu Befehl. Die Vortruppen machten den ersten Versuch. Voran schlängelten sich an Bäumen und Zäunen einige freiwillige Jäger, die viele Franzosen im

Dorfe niederschossen; es folgte schlesische Landwehr. Unter dem Kleingewehrfeuer der Franzosen fiel sie gliederweise; aber freiwillige Jäger der Preußen kamen nach und drangen beherzt in's Dorf ein; darin konnten sie sich nicht festsetzen. „Nie, nie wird den Schlacht- und Hörnerruf der preußischen freiwilligen Jäger vergessen, wer, wie ich, ihn gehört hat", sagte nach dreißig Jahren ein friedlicher Bewohner jener Gegend. — York schickte frische Mannschaft. Marmont verstärkte die Besatzung des Dorfes gleichfalls. Es hielten Möckern die zum Landkrieg verwendeten Schiffssoldaten. Der Herrenhof und eine fest gemauerte Brauerei verschlossen beinahe den Zugang von der Straße aus in das an der Elster langgestreckte Dorf. Hier, an einer Ziegelei, hatten die Franzosen Geschütz, und aus den Gehöften und Gärten die Straße hinauf schossen sie; vor dem Schulhause am Kreuzwege waren wieder Geschütze aufgepflanzt, welche die Eingangsgasse bestrichen. Von Westen her in's Dorf zu dringen, gab es keine Gelegenheit, weil zwischen den Häusern und der Elster nur ein schmaler Weg blieb. Die Ostseite war beschützt durch die hinter dem Dorfe sich ausbreitende Schlachtstellung Marmont's, der von den Höhen mit seinem Geschütze diese ganze Seite beherrschte. Er hatte, wie er selber angibt, 84 Stücke zur Vertheidigung von Möckern aufgestellt. Vornan mußten also die Preußen in's Dorf hinein, wenn nicht York neben Möckern in der ganzen Breite die Franzosen schlug. Todesmuthig stürmten die Preußen immer von neuem auf das Dorf. Der zweite Angriff mißlang, bei'm dritten nahm Wedell's Mannschaft das Herrenhaus mit dem Bajonet, war aber nicht im Stande, es zu halten gegen die Franzosen, die auf das Gebäude losdrangen. Graf Wedell (bis zum Kriege Kammerpräsident) fiel. „Kinder, rettet das Vaterland! Helf' uns Gott!" rief er sinkend. Hiller wurde zweimal verwundet. Bei'm vierten Angriff gelangte Klüx II. mit den Leibgrenadieren bis zum ersten Querweg, weiter aber ging es nicht vor dem Feuern aus allen Häusern, während von vorn und von der Seite die Franzosen sich auf die Preußen warfen. Den Kühnen, die in's Dorf

hereindrangen, stemmten sich die Franzosen wüthend entgegen. Klüx ward herausgeschlagen, und diesesmal verfolgten die Franzosen den weichenden Haufen weit über Möckern hinaus, erbeuteten sogar eine Haubitze. Es war unabweislich, den Kampf mit den neben Möckern Stehenden aufzunehmen. York that es. Während nun eine preußische Fahne gegen die Geschütze neben Möckern unter ihrem Kartätschenhagel anging, nahe diesen Geschützen von französischem Fußvolk erfaßt und geworfen wurde, vollführte Hiller den fünften Sturm auf Möckern. Mit gefälltem Bajonet wurde der Vordertheil des Dorfes genommen, in den Häusern die Franzosen niedergemacht. Jetzo erbangend um den Besitz des Dorfes, zündeten die Franzosen die Schule und andere Häuser der Mitte an, damit sie so das Vordringen der Preußen hinderten; viele Verwundete, die in ihnen lagen, verbrannten mit den Gebäuden. Hiller kam bis zur Mitte des Dorfes, da wurden seine Westpreußen von den Geschützen vor dem Schulhaus mit Kartätschen überschüttet und dann sogleich auf allen Seiten von starken Haufen angefallen. Er muß rückwärts, wird abgeschnitten, haut sich mit Bajonet und Kolben wieder durch. York's Hauptmacht marschirt inzwischen in zwei Treffen der französischen Stellung gegenüber auf. In der ganzen Reihe war Kampf, und der Geschützdonner, bisher schwach, nahm jetzt gewaltig zu, denn immer mehr Stücke wurden von beiden Seiten gebraucht. Als Hiller gewahrt, daß seitwärts von Möckern die Preußen im Vorschreiten sind, setzt er zum sechsten Sturme an. Diesesmal gelangen die Preußen bis nahe an das Dorfende, dann werden sie doch zurückgetrieben, denn furchtbar mörderisch war jeder Augenblick, und je weiter die Preußen im Dorfe vorwärts kamen, desto mehr schmolz ihre Anzahl, lichteten sich ihre Züge. Nur einige Häuser an der Spitze des Dorfes konnten sie behaupten, den übrigen Ort mußten sie wiederum räumen. Von ihnen aus dringen sie abermals vorwärts. Jetzt greifen sie in einzelnen Trupps zu 30, 40 Mann jedes Haus besonders an, um sich die Seiten frei zu machen und so den Weg zu erleichtern. Jäger, die über die Elster

gelangt waren und aus dem Busch auf die Franzosen in Möckern schossen, unterstützten die Blutarbeit sehr, indem sie von jenseits des Flusses die Bedienung der Geschütze wegbliesen. Die Wasserseite des Dorfes ward nun zuerst erobert und auch behauptet.

Indessen hier, in und bei Möckern, der Kampf so furchtbar heftig tobte, siegte auch Langeron bei Groß- und Klein-Widderitzsch und nahm beide Dörfer. Ney entsendete mehr Truppen, die anfänglich Ober- und Unter-Widderitzsch den Russen noch entrissen, sogar über die Häuser hinausrückten, aber ihnen die Spitze nicht bieten, nur Zeit gewinnen konnten, denn Langeron war an Kräften bei weitem überlegen. Hier schlugen sich Polen mit ausharrender Tapferkeit gegen Russen. Auf der dübener Straße kamen eben 4000 Franzosen unter Delmas mit dem französischen Gepäck von Düben: sie mußten sich am Treffen betheiligen, weil die Russen schnell den Birkenbusch nordöstlich von Widderitzsch besetzten und mithin den Zug bedrohten. Delmas griff den Busch an, gewann ihn, vertheidigte ihn. Während des Fechtens eilten die Wagen Leipzig zu. Als Delmas weichen mußte, waren die allermeisten gerettet. Gegen 100 Wagen freilich griffen die Kosaken auf. Delmas erreichte dann glücklich über Seehausen die Parthe bei Plösen. Langeron schob unter fortwährendem Kämpfen den Feind bis zur Parthe zurück. Das schlesische Heer war auseinandergerathen; es kämpfte, wie man sieht, auf zwei abgesonderten Gefechtsfeldern, da York nicht von Lindenthal her, in Anlehnung an Langeron, sondern von der halleschen Straße aus den Kampf führte; Marmont indessen fühlte sich viel zu schwach, um vorgehend die vorhandene Lücke zu benutzen. Die Unterstützung, die er von Ney erhielt, war gering, geringer als er vorausgesetzt hatte. Die Würtemberger unter Normann, die Marmont bei sich hatte, fingen schon an, den Gehorsam zu versagen, und waren nicht mehr recht zu gebrauchen. Marmont's Lage ward mißlich. Er selbst führte sein Fußvolk bis 150 Schritt gegen York's vorgehende Soldaten. So nahe standen sich eine ganze halbe Stunde die schießenden Reihen. Marmont ward dabei an der Hand ver-

wundet. Französische Pulverwagen, in die eine Granate schlug, flogen mitten unter dem französischen Fußvolke in die Luft.

Aber die Preußen waren immer noch nicht im Besitze von Möckern, und neben dem Dorfe scheiterten auch alle Versuche, die Franzosen wegzutreiben. Seine letzten Truppen schon warf York in's Gefecht. Oberst Steinmetz, der mit dem Rückhalt im Sturmschritt herbeigekommen war, schickte drei Fahnen vom rechten Flügel der Aufstellung, um des Ortes Eroberung zu vollenden. In das brennende Dorf drangen sie ein. Mann an Mann stürzte, sie wichen einen Augenblick, die Schlesier gingen dennoch wieder vor, ein letzter Anlauf wurde genommen, und Burghof schlug mit ihnen die Franzosen, die jede Stelle erst vertheidigten, wirklich heraus. Marmont will es nicht fahren lassen; französisches Fußvolk kommt schnell heran, um die erschöpften Krieger abermals aus Möckern herauszustoßen. Schon war es in der sechsten Stunde; mit der Dunkelheit mußte der Kampf still stehen. Konnten die Preußen jetzt nicht Möckern behaupten, so war die Schlacht dieses Tages nicht gewonnen. Gefallen waren die meisten Anführer der Preußen; die Mannschaft hielt sich nach dem langen Gemetzel nicht mehr geschlossen; sie kämpfte im Durcheinander. York sieht da im Rückhalt brandenburger Husaren, kaum 200 Mann, unter von Sohr, sprengt hin und heißt sie einhauen. „Wenn jetzt die Kavallerie nicht etwas thut, so ist Alles verloren!" ruft er. Das nicht stärkere Häuflein mecklenburger Husaren unter Warburg wird rasch herangezogen. Die Trompeter blasen, im Trabe reiten diese Husaren zwischen den ungeordneten Trupps des Fußvolks durch Pulverdampf und Qualm auf zwei in geschlossener Haltung heranziehende Fahnen des Feindes. Schnell bildet das französische Fußvolk Vierecke, aber die tapferen Husaren durchbrechen sie, drei Vierecke! Fast jedes dritte Pferd von Warburg's Schaar bekam einen Bajonetstich in die Brust. Aber die Franzosen wurden niedergeritten wie Binsenhalme und zusammengehauen. „Ich sehe sie noch," — erzählte nachmals ein Zuschauer dieses Kampfes, ein Goh-

liser — „wie sie die französischen Quarrés sprengten. Die Vordersten stürzten allemal. Dann aber waren sie drinnen und durch, daß es ein Schrecken für die Franzosen war." Ein an Zahl vielfach überlegenes Fußvolk — zwanzigfach behauptet einer von den Siegern — erlag hier der entschlossenen Tapferkeit der Reiter. Während dieser Angriff unternommen wurde, waren die würtembergischen Reiter vorbefehligt worden. Die übrigen Dragoner und Uhlanen des preußischen Rückhalts ritten ihnen schnell entgegen und fanden geringen Widerstand; die Würtemberger zerstoben und flüchteten in das französische Fußvolk hinein. Der linke Flügel der Franzosen war somit geschlagen, umgangen, auf die französische Mitte geworfen. Nunmehr ist die (schon kurz zuvor durch das Auffliegen der Pulverwagen vorübergehend erschütterte) Schlachtstellung der Franzosen gebrochen, Möckern gerettet. Schlesische Landwehr, von Oberst Welzin geführt, drängte nach; alle Truppen schritten ohne Befehl drauf auf den Feind, ihre Trommeln wirbelten Sturm, kein Theil wollte zurückbleiben. Auf dem Kirschberge, der hügeligen Höhe vor Möckern nach Gohlis, auf der Straße und im Wiesengrund ging es mörderisch her. Das Durcheinander war allgemein, und die Nacht senkte sich herab. Die Franzosen liefen zuletzt davon, so schnell sie die Füße trugen, in vollständiger Flucht. Auch Marmont's rechten Flügel drückte Horn's Mannschaft gegen Eutritzsch. Gohlis war der Haltort für Marmont's Truppen; dort, im nächsten Dorfe vor Leipzig, sammelte er die Trümmer seines Heeres. Der Eingang des Rosenthals bei Gohlis war mit Geschützen gesichert. Die Preußen hatten gesiegt, sie hatten das Schlachtfeld erstritten, einige tausend Franzosen gefangen und 43 Geschütze dem Feinde abgenommen. Doch mit wie vielem Blute hatten sie den Sieg erkaufen müssen! Langeron's Verlust betrug gegen 1500 Mann, York aber zählte 5680 Getödtete oder Verwundete. Von 13,300 Landwehrleuten, die im August ausgezogen waren, sind wenig über 2000 übrig! 172 Anführer in York's Heer, darunter 28 vom Range des Befehlshabers einer Fahne

aufwärts, waren in diesem Schlachten geblieben oder verletzt, Steinmetz, Hiller, Klür, Sohr, Warburg, Wedell u. a. An der Spitze ihrer Schaaren waren sie stets gewesen. Allen Muth und alle Kraft hatten die Anführer jeden Ranges aufgeboten, um ihre Mannschaft zum Siege zu führen, und sich würdig der Führung gezeigt. Die Soldaten wollten an die Feinde heran und nicht von ihnen lassen, selbst verwundete Gemeine gingen in den Kampf zurück. Im Sturme auf Möckern schlugen die Freiwilligen und die Landwehr sich mit der rechten Tapferkeit, das Leben nicht achtend. Wenn rottenweise die Vorderen stürzten, schritten die Hinteren über sie vorwärts. Steht doch Jedem der Tod bevor! Wann das Leben endet, ist gleichgültig, war ihm nur ein würdiger Inhalt gegeben. Und nicht gegen feige Männer hatten die Preußen gefochten. Furchtlos und wacker hatten sich die Franzosen gewehrt, und gewiß, trotz der Ueberzahl, hätte Marmont gegen minder heldenmüthige, minder ausdauernde Angreifer das Schlachtfeld behauptet. Blücher übernachtete in Möckern. Des Sieges ungeachtet war er sehr unwirsch wegen des schweren Verlustes. Fast alle Bewohner waren, als der Kampflärm anhob, in den Wald geflohen. Böse fuhr Blücher den vorgeforderten Richter an: „Wo seid ihr Leute? Daß ihr alle zur Stelle kommt, oder ich brenne euch alle eure Häuser über'm Kopfe zusammen! Das himmelkreuztausendsakkrementsche Nest hat mir mehr Leute gekostet, als je keines!" Die ermatteten Krieger wollten sich erquicken, aber wo war etwas zu finden? Das Dorf war gleich der ganzen Umgegend von Leipzig längst von den Franzosen ausgezehrt und ausgesogen.

Die Niederlage Marmont's war von entscheidender Kraft. Das schlesische Heer war jetzt dicht an Leipzig und somit im Stande, nicht nur in Uebereinstimmung, sondern auch im Zusammenhange mit dem Hauptheere zu handeln, da einzugreifen, wo dieses focht. Auf dem wachauer Schlachtfelde stand noch der Kampf. Der gewaltige Reiterstoß, der die Mitte der Verbündeten über den Haufen werfen sollte und ihre Schlachtreihe

schon gesprengt hatte, war zuletzt noch von ihnen, aber nur mit dem alleräußersten Aufgebot ihrer Mittel, überwunden worden. Es befremdet, daß französischerseits die Gunst des Augenblicks, in dem die Reiter Bahn gebrochen hatten, nicht nachdrücklicher wahrgenommen wurde. Napoleon befand sich zu dieser Zeit höchstwahrscheinlich nicht mehr auf dem wachauer Schlachtfelde. Viele Leipziger haben nämlich auf das bestimmteste versichert, daß gerade, als auf allen Thürmen Sieg geläutet wurde, Napoleon nach Leipzig gekommen. Er sei an den Bäumen bis zum Thomaspförtchen geritten, dann, sagen sie, habe er zum rosenthaler Thore den Weg nach der halleschen Straße gesucht, und als er dieses verrammelt gefunden, sei er zum Gerberthore hinaus über Eutritzsch gegen Widderitzsch hin geritten. Auch der unter den Würtembergern dienende C. v. Martens, dessen Standort bei Pfaffendorf war, sah ihn um 4 Uhr an demselben vorbeirennen. Sobald Napoleon also den glücklichen Ansatz des Reitersturmes gesehen hatte, wollte er sich über den Gang im Norden unterrichten, da so bedenkliche Nachrichten von Marmont eingelaufen waren. Er mußte sich überzeugen, daß hier keine Truppen abzurufen seien. Zu Marmont ist er nicht gekommen. Er jagte ohne Aufenthalt zurück nach dem wachauer Schlachtfelde.

Nachdem dort die französische Reitermenge zurückgeschlagen und, stark mitgenommen, hinter den Höhenzug zwischen Wachau und Liebertwolkwitz, hinter das Geschütz und des Fußvolks Reihen gewichen war, vermochten die Verbündeten die Ordnung ihres Treffens herzustellen. Kaum waren die französischen Reiter vom Kampfplatze durch die Lücken der Fußsoldaten, als Maison Truppen gegen Güldengossa hin vorführte, um zu sehen, ob sich die Unordnung benutzen ließ, in der sich auch die Verbündeten befanden. Hake's schlesische Panzerreiter stellten sich da (wie schon erzählt) geschlossen entgegen und deckten den Abzug der deutschen und russischen Reiter gegen Störmthal hin; darauf schwenkten sie selbst und stellten sich hinter Gossa. Leerer ward das Kampffeld, und die aus dem Rückhalt zur Stelle gebrachten

russischen Geschütze, 80 (oder gar 112) an Zahl, begannen ihre Eisenbälle auf die französische Schlachtreihe zu schleudern; im vollen Laufe kam die preußische Garde heran und marschirte zwischen Gossa und Auenhain auf. 30 russische Geschütze, welche die französischen Reiter bei ihrem ersten Anlaufe erobert, jedoch bei ihrer Eile stehen gelassen hatten, getrauten sich nachher wegen des heftigen Feuerns die Franzosen nicht hinwegzubringen. Suchosanett bemächtigte sich ihrer wieder und schoß sogleich aus ihnen auf den Feind. In dem ganzen Striche, in welchem die Schlacht am heftigsten entbrannt war, wüthete ein entsetzliches Kreuzfeuer. Ein österreichischer Anführer, der mit einem Befehle hindurchreiten mußte, sagt: „es war gerade, als wenn die Kugeln einander selbst beim Schopf nehmen wollten.“ Ein anderthalbstündiges Geschützfeuer stellte das Uebergewicht der Russen heraus; die Franzosen zogen sich in längere Schußweite zurück. Während dessen war das übrige Fußvolk des Rückhalts im Eilschritt genaht und marschirte auf in zwei Treffen. Schwarzenberg wollte jetzt einen neuen allgemeinen Angriff auf Wachau (dessen lange besetzter Theil für Eugen um 4 Uhr schließlich doch unhaltbar geworden war), Auenhain und Dölitz.

Die Franzosen, deren Flügel ja ausgehalten hatten, dachten ebenfalls an erneuten Ansatz. Von Liebertwolkwitz aus gehen sie gegen das Universitätsholz an; Macdonald unternimmt vom Kolmberg und von Kleinpößnau aus noch einen Sturm auf Seiffertshain (um 5 Uhr). Der Heerführer Gerard stellt sich an die Spitze der stürmenden Franzosen und gewinnt das Dorf: so leicht aber hatte er es nicht. Der herausgetriebene Heerführer der Verbündeten, Schäffer, zieht schnell eine neue Fahne heran; er will dem Feinde keinen Vortheil lassen, und die Franzosen müssen jetzt seinen Sturm aushalten. Klenau kam selbst herbei. Schäffer dringt in's Dorf ein, aber die Franzosen halten sich in Seiffertshain. Lange, sehr lange wurde von den beiden kämpfenden Theilen in Seiffertshain selbst um den Besitz gerungen; zuletzt mußten die Franzosen

heraus. Der linke französische Flügel kam solchergestalt nicht weiter.

Um und nach 4 Uhr waren, wie schon erzählt, die Massen des österreichischen Rückhalts in Kröbern angekommen; es kostete keine kleine Mühe, unter dem Gewirr, das sie dort vorfanden, sich ordentlich zu stellen, so daß sie dem Feinde fest und gegliedert entgegentreten konnten. Sie übernahmen jetzt an Stelle der erschöpften Truppen dieses Flügels, die schon in der Nacht aufgewesen waren und nun schon 7 Stunden ungestüm und hartnäckig gefochten hatten, den Kampf. Eben führten die Franzosen einen neuen Angriff mit der jungen Garde, Fußvolk und Reitern aus. Bianchi begegnete ihm mit der Kraft der Oesterreicher. Schwarzenberg wollte zwischen 4 und 5 Uhr Bianchi zur Mitte heranziehen. Spöttisch lächelnd sagte Bianchi zum Ueberbringer dieses Befehls: „Sehen Sie sich um und sagen Sie dann selbst, ob ich jetzt hier weg kann." Er schlug die Franzosen bis Dölitz zurück. Ein Theil des österreichischen Rückhalts strengte sich nun an, zur Seite die Schäferei Auenhain zu nehmen. Dübreton vertheidigte sie mit größter Tapferkeit. Er hatte schon Rajefski's russische Grenadiere zurückgeschlagen; nun führte er seine Franzosen mit gefälltem Bajonette den Oesterreichern entgegen und warf sie über den Haufen. Allein Feldmarschall-Leutnant Graf Weißenwolf ließ gleich darauf den Oberst Dressery mit 4 Fahnen gegen Auenhain rücken und unterstützte ihn mit Geschützen. Ein halbes Tausend Oesterreicher stürzte, aber Auenhain fiel ihnen zu. Wie hingemäht lagen an der Feldlehne reihenweis die Daniedergeschossenen. Nun erst war die Stellung der Verbündeten gesicherter.

Nachdem die Oesterreicher so weit neben der Pleiße auf dem südlichen Schlachtfelde vorwärtsgedrungen waren und Markkleeberg behauptet hatten, machte Meerveldt neue Anstrengungen, aus der Aue über die Pleiße zu kommen; ein paar herangebrachte Haubitzen verscheuchten die Franzosen von Dölitz, und an mehreren Punkten war der Uebergang im Gelingen.

Napoleon wollte inzwischen mit dem Einsatz aller seiner übrigen Kräfte noch einen letzten Versuch unternehmen. Mortier mit Lauriston, Oudinot mit Victor sollen noch einmal gegen den Feind, die junge Garde, unterstützt von den Zehntausend der alten Garde, hinter sich die wieder gesammelten und geordneten Reiter: so soll der Angriff geschehen. Da sieht er den linken Flügel des Feindes so erfolgreich vorwärts schreiten. Wenn dieser feindliche Flügel siegte und, in den Rücken seines Heeres gerathend, Leipzig erreichte, was fruchtete es ihm dann, vielleicht, im besten Falle, die feindliche Mitte zu durchbrechen? Und war ein solcher Erfolg nicht selbst zweifelhaft? Napoleon giebt den großen Angriff auf, läßt Oudinot den diesseitigen Oesterreichern sich entgegenstemmen und schickt alte Garde nach Dölitz. Poniatowski hatte viel bestanden, endlich wankten seine ermüdeten Krieger gegen den übermächtigen Feind. Eben war dort eine österreichische Fahne durch eine Furt auf das diesseitige Ufer der Pleiße gekommen. Auf Brettern, die zu einem Brückenstege über den Fluß gelegt wurden, ritt Meervelbt voller Eifer, ohne auf die Warnungen seiner zurückbleibenden Umgebung zu hören, hinüber. Er wollte die Gegend in der Nähe beschauen, auf der sein Volk sich bald ausbreiten sollte. Da war es ein Glück für die Franzosen, daß Cürial mit alter Garde eben zur Stelle war. Meervelbt ritt etwa tausend Schritt nach einer Anhöhe: 20 Schritte von ihm stand die Garde, die er bei seiner Kurzsichtigkeit nicht erkannte; sie giebt eine Lage. Des Feldherrn Pferd stürzte getroffen, er selber gerieth in die Gewalt der Franzosen.*) Sein Fall, den die Oesterreicher wahr-

*) Eine außerordentliche Schwierigkeit bei der Geschichte der Schlachten verursacht die Bestimmung der Zeit, in welcher sich jeder einzelne Umstand begab. Sehr oft halten sich die Berichterstatter in allgemeinen Ausdrücken, und wenn mehrere Erzähler die Stunde angeben, so ist es sehr gewöhnlich, daß ihre Uhren verschieden gegangen sind. Und doch ändert sich das Bild der Schlacht, je nachdem die eine oder die andre Handlung eine Stunde früher oder später vorgegangen ist. Häufig ge-

nahmen, veranlaßte eine Stockung bei ihnen. Den über den Fluß Gedrungenen folgte keine Unterstützung. Die alte Garde ging mit gefälltem Bajonette vor; die über die Pleiße gekommenen Oesterreicher, die sich nicht ergaben, wurden von ihr niedergestoßen. Cürial drang sogar auf die andere Seite der Pleiße hinüber und bedrängte das dölitzer Herrenhaus schwer, das Schindler und Pentz mit äußerster Mühe hielten. An Meerveldt's Stelle übernahm Freiherr von Lederer die Führung.

Mit der übrigen Kraft wurde aber doch noch von Napoleon ein letzter Versuch gemacht, Güldengossa dem Feinde zu entreißen. Maison, der bereits mehrere Wunden empfangen hatte, griff, unterstützt von Mortier, es noch zweimal an. Der Schlachthaufe Eugen's war in dem langen, fürchterlichen Kampfe entsetzlich zusammengeschmolzen, zu einem Häuflein. Eugen zählte hier etwa noch 1100. Zum Glück hatten frische Truppen, Preußen und russische Garden, einige Augenblicke eher Gossa besetzt, als Maison's Volk mit großer Heftigkeit angestürmt kam, indeß Gossa zugleich vom Höhenzuge herab stark beschossen wurde. Maison dringt ein, einen Augenblick ist er schon Meister des Dorfes, aber die Verbündeten lassen es sich dennoch nicht entreißen. Maison wird heraus-, zurückgeschlagen. Er unternimmt den zweiten Ansturm. Aber die Verbündeten haben noch mehr frische Truppen herangebracht, er wird vollständig zurückgeworfen, seine Leute weichen in großer Unordnung, er selber bekommt noch einen Bajonettstich.

Die Sonne geht in den Tagen des Oktobers, in welchen die Schlacht geschah, um 5 Uhr unter. Es dunkelte. Die hereinbrechende Finsterniß setzte dem Morden ein Ziel. Die

---

räth der Darsteller in Verlegenheit darüber, welche Angabe den Vorzug verdient. Als Meerveldt über den Fluß retten wollte, waren an seiner Seite Fürst Alois Liechtenstein und Freiherr Ludwig von Wolzogen. Ersterer (und nach ihm der amtliche österreichische Bericht) setzt das Ereigniß „gegen 6 Uhr Abends", Wolzogen (Memoiren aus dessen Nachlaß, mitgetheilt von Alfred Freiherrn von Wolzogen, Leipzig 1851, S. 218) „gegen 5 Uhr", von Hofmann sagt „um 4 Uhr" u. s. w.

Geschütze schwiegen. Der Donner verhallte. Wachtfeuer erglänzten. Ruhe trat nach dem langen Kampfe ein. Ganz hörte das Schießen freilich nicht auf. Nach 8 Uhr machten die Franzosen noch einen Angriff auf das dölitzer Herrenhaus, die Oesterreicher einen auf Konnewitz. Bis 9 Uhr feuerten die Franzosen immer noch auf Gossa, bis 10 Uhr knatterte ab und zu das Gewehrfeuer daneben von Bianchi's Leuten — nach dem furchtbaren Schlachtgetöse des Tages verschwanden diese Nachtgefechte. Einzelne Schüsse fielen in der Pleißegegend bis in die späte Nacht. — Nach dem Ende des Kampfes traten sogleich die Heerführer der Verbündeten auf dem Schlachtfelde zu einer Berathung zusammen. Sie waren einig, in ihrer Stellung zu beharren und auf eine neue Schlacht am nächsten Tage gefaßt zu sein.

Die Großartigkeit dieser Reihe von Schlachten, welche neben einander geliefert wurden, ergiebt sich aus ihrer Erzählung von selbst. Lobend muß jedoch ausgesprochen werden, daß unter den Verbündeten in diesen schweren Stunden Eintracht waltete. Das Auftreten ihrer Heere zeigte Zersplitterung; während des Kampfes aber unterstützte einer den andern, so sehr er konnte. Kein hämischer Neid, keine thörichte Eitelkeit störte irgendwo, verdarb etwas, und wenn es auch mitunter am richtigen Zusammengreifen fehlte und die Ausführung stockte, so waren doch alle von redlichem Willen durchdrungen. Die Aufopferung aller Krieger bot ein großes Schauspiel; ihre Ausdauer war außerordentlich. Mit welcher zähen Hartnäckigkeit ward um den Besitz der Dörfer gerungen, um jeden Fleck Erde gestritten! Es ist nicht zu sagen, wer in diesem Wetteifer der Tapferkeit die Andern überbot — wenn aber ein Name genannt werden müßte, dem der höchste Preis zuzuerkennen, so wäre es der Eugen's von Würtemberg. Wohl haben die Preußen um Möckern gerungen wie Helden. Doch abgesehen davon, daß York den Fehler beging, mit dem Kopf gegen die Wand rennend von vorn her Möckern einnehmen zu wollen, statt, nachdem dessen Beschaffenheit durch den ersten Angriff

offenbar geworden war, von Langeron's Seite aus Marmont's rechten Flügel auf die Aue hin zu werfen, so ras'te doch die größte Wuth der Schlacht bei Wachau und Güldengossa, und Eugen's Heldenschaar, seine Russen und Preußen trugen ihre Hauptlast. Wie Eugen, als Vandamme gegen Teplitz vorbrach, bei Priesten das Heer rettete, so wahrte er jetzt die Mitte, indem er stundenlang in seiner Stellung ausharrte. Eugen zählte am Morgen (nach seiner eigenen Angabe) 9800 Mann, die er in's Treffen führte, am Abend des 18ten, des zweiten Schlachttages, betrug der Bestand nicht volle dreitausend; geflohen war keiner, 246 Anführer waren getödtet oder verwundet. Der Ober-Befehlshaber Barclay de Tolly glaubte, als ihm in dieser Nacht sein Verlust angezeigt ward, das Mitgetheilte nicht. In Unmuth sagte zu ihm der meldende Oberst von Wachten: „Versagen Euer Excellenz den noch Lebenden Ihre Theilnahme, so werden Sie beim Anblick unseres Schlachtfeldes die Todten überzeugen.“ Und Eugen's Namen nennt kaum der Schlachtbericht. Wer das Leben kennt, weiß, daß das wirkliche Verdienst fast immer erst in der Geschichte zur Geltung gedeiht. Vor eingebildeten Größen beugen die Menschen ihre Kniee, und auf den Lippen sind meistens die Namen solcher Männer, welche zufällige Umstände voranstellen oder Schlauheit und Selbstsucht emporhebt. Allzu gering war und ist Einsicht. Leicht und gern lassen die Völker sich täuschen. Wer recht denkt, sinnt nicht auf Gunst der Großen und Gerede der Menge, und allemal kommen Diejenigen vor ihn, die nach der Beschaffenheit der Wege nicht fragen. An diesem allgemeinen Mißgeschick aller Tüchtigen und Edlen hatte auch Eugen Antheil. Ihn traf aber außerdem ein schlimmes Geschick. Czar Paul, der Ermordete, hatte ihn in seiner Jugend zu seinem Nachfolger ausersehen. Deshalb schien die Staatsrücksicht zu gebieten, auf ihn, der wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften warme Anhänger besaß, nie die Augen der Welt sich richten zu lassen. In der großen Noth des Jahres 1812, als Tüchtigkeit schwer wog, hatte man ihm eine höhere Stellung nicht versagt, und seitdem wies man ihm

die schwierigsten Aufgaben zu, denen sich Andere gern entzogen; aber weder den höheren Rang, in Folge dessen sein Name hätte genannt werden müssen, ertheilte man ihm, noch gab man der Wahrheit die Ehre, wenn seine Thaten den Ruhm herausforderten.

Die Heere schliefen auf dem blutgetränkten Schlachtfelde. Eine dichte Vorpostenkette war schon bei Anbruch der Dämmerung angeordnet, vorgeschobene Hecken und Gebüsche besetzt. Nahe aneinander standen die Wachen beider Heere bei Gossa und Auenhain, auf hundert Schritt Entfernung. Unaufhörlich hörte man ihre Anrufe. Im Norden lag das schlesische Heer bis hinter Möckern, zwischen Widderitzsch und Eutritzsch und bis an die Windmühle von Mockau. Leutzsch, Kleinzschocher hielt Gyulay besetzt, der die Masse seines Heeres nach Markranstädt zurückgehen ließ. In und bei Schleußig lagerten Oesterreicher, sie streiften sogar während der Nacht gegen Leipzigs Vorstädte; bis zur konnewitzer Brücke standen sie auch, das dölitzer Schloß, Raschwitz hatten sie inne; dann schrägte sich die Stellung. In und bei Markkleeberg und Auenhain lagerten Oesterreicher, in Kröbern Preußen, in Göhren und Güldengossa Russen, zwischen Störmthal, dem Universitätsholze und dem grünen Teiche Pahlen's Reiterei und Gortschakof's Russen, von Großpößnau bis Seiffertshain Klenau's Volk, gegen Kleinpößnau Kosaken. Schwarzenberg wußte noch nichts von Blücher's Siege. Der muthige Kleist dachte noch daran, die vor Gossa liegende, von den Franzosen besetzte Höhe durch einen nächtlichen Ueberfall zu gewinnen, doch kam es nicht zu diesem Unterfangen. Die Franzosen aber lagen bei Kleinpößnau (Sebastiani's Reiter) und im Kranz über Liebertwolkwitz, Wachau, Dösen und weiter vor, gegen Gossa, Auenhain und Markkleeberg hin, dann im Dorfe Dölitz, in Lößnig und Konnewitz, in Lindenau und Plagwitz, und an der Parthe; jenseits derselben, weiter vorgeschoben, nur Delmas bei Eutritzsch und Marmont bei Gohlis.

Das Ende der Schlacht hatte somit kein Heer zum Wei-

chen gebracht. Die Franzosen lagerten auf dem wachauer Schlachtfelde sogar eine Viertelstunde vor der Gegend, wo sie den feindlichen Anprall empfangen hatten, und befanden sich im Besitze des erstrittenen Kolmberges. Sie hatten den Anfall abgeschlagen, mit Ausnahme der Nordseite: da waren sie unterlegen und auf Leipzig zurückgeworfen worden. Aber außer der Nordseite hatten sie Leutzsch, Schleußig, den Strich von Kröbern bis Raschwitz und das dölitzer Herrenhaus dem Feinde überlassen müssen. Die mitten auf dem entscheidenden Schlachtfelde gelegene Schäferei Auenhain war den Verbündeten geblieben. 3000 bis 4000 Schritt vor ihre Schlachtstellung waren die Franzosen vorgedrungen. Jedes Heer mochte sich des Sieges rühmen. Im Ganzen jedoch hatte jedes nur seinen Stand behauptet. Und dennoch war die anscheinend unentschiedene Schlacht des 16. Oktobers die Entscheidungsschlacht über Deutschlands Schicksal. Ehe sie begann, hatten sich ja die Häupter des böhmischen Heeres gefaßt gemacht, Napoleon keine Niederlage an diesem Tage beizubringen; dem Siege entgegenzugehen meinten sie, wofern sie nur nicht gleich aus dem Felde geschlagen würden, und das war nicht der Fall gewesen! Ja das schlesische Heer hatte sogar die Franzosen schon dicht an Leipzig herangeworfen. Die französischen Feldherren hofften, das böhmische Heer werde als geschlagen abziehen: es wich nicht von der Stelle.

Napoleon hatte im Westen und Süden die Verbündeten zurückgeschlagen, allein war nicht von ihm die Schlacht unternommen mit der Absicht, das böhmische Heer zu zertrümmern? Wenn er nicht mit einem feindlichen Heere nach dem andern sich messen konnte, wenn er nicht eins dermaßen schlug, daß er es zerschlug, so war er dem gleichzeitigen Andrange aller ausgesetzt. Alles, was in seiner Macht lag, war von ihm am 16ten aufgeboten worden. Neue Heere hatte er nicht vorzuführen. Blos seine Stellung zu halten, brachte ihm folglich keinen Nutzen. Bald kamen sie sämmtlich, die feindlichen Kräfte alle, über ihn, Colloredo und Bennigsen und Bubna

und Bernadotte. Er konnte nur noch auf einige Heerhaufen Souham's und Reynier's warten — und vielleicht auf die Baiern, wenn er noch über sie verfügen konnte. Ob er wirklich Eilboten, die weggefangen worden seien, nach Dresden an Saint Cyr geschickt habe, damit dieser Dresden verlasse, steht dahin. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Jede Stunde Blutvergießen schadete ihm mehr als seinen Gegnern. Französische Schriftsteller selbst geben den Verlust der Franzosen auf 26,000 oder 27,000 Mann an; geringer war er gewiß nicht. Wohl war der Verlust der Verbündeten weit bedeutender, als der seinige — die deutschen Kriegsschriftsteller veranschlagen ihn auf 35—40,000 Mann — allein das Verhältniß, in welchem nunmehr sein Heer zu dem stärkeren der Verbündeten sich befand, ward ein anderes. Am 16ten war ihre Ueberzahl nicht beträchtlich, durchaus nicht so, daß auf ihren Grund der Ausgang zu berechnen gewesen wäre. Ohne die Schlacht am 16ten hätte er in einem günstigeren Verhältnisse fechten können, als am 18ten, an dem er nicht mehr 2 gegen 3 einzusetzen hatte, und außerdem befand er sich schon unter den Nachtheilen eines vorangegangenen, aufreibenden und entmuthigenden Kampfes. War es ihm nicht möglich gewesen, am 16ten etwas Durchschlagendes auszurichten, wie durfte er sich versprechen, nachdem die Verstärkungen seiner Gegner eingetroffen — und er wußte, daß sie kommen sollten — doch noch die Ueberhand zu gewinnen?

Im schleunigen Abzuge lag seine einzige Rettung.

Nach dem Ende der Schlacht ließ Napoleon seine Zelte nahe bei Meusdorf in einem ausgetrockneten Teichgrunde neben einer Ziegelscheune an der Straße aufschlagen; um ihn her lagerten seine Garden. Des Kaisers Aeußerungen lauteten, daß er die Schlacht gewonnen betrachte; seine große Unruhe während der Nacht verrieth, daß ihm Schlimmes ahnte. Dem Fürsten Poniatowski, dem Neffen des letzten Polenkönigs, der einst unter Kosziuszko gedient, hernach im Herzogthum Warschau als Kriegsminister das polnische Heer rührig gebildet und

jetzt mit so großer Tapferkeit den rechten Flügel längst der Pleiße gehalten hatte, sendete er den wohlverdienten Marschallsstab. Meerveldt, der gefangene Heerführer der Oesterreicher, war ihm schon am Abende vorgeführt worden. In den Papieren, die er bei sich trug, waren auch die Anordnungen Schwarzenberg's gefunden worden. Aus ihnen war zu ersehen, daß Schwarzenberg auf das Eintreffen und Zusammenwirken aller Heere rechnete. Seit diesem ersten Begegnen mit Meerveldt hatte Napoleon Muße gehabt, seine Lage zu überdenken. Die Berichte seiner Feldherren waren inzwischen bei ihm eingelaufen. Immer düsterer mußte sich ihm die nächste Zukunft malen. Auf neue Auswege richtete sich sein Sinnen. Noch einer bot sich ihm: er baute darauf, daß Kaiser Franz sein Schwiegervater war. Um 2 Uhr Nachts ließ er Meerveldt rufen. Dieser Mann war ihm von alten Zeiten bekannt und lieb. Meerveldt hatte im Jahre 1797 nach dem italienischen Feldzuge in Leoben bei ihm um Waffenstillstand für Oesterreich nachgesucht, dem dann der Friede von Campo Formio folgte, hatte nach der austerlitzer Schlacht gleichfalls Waffenstillstand von ihm verlangt. Napoleon begrüßte ihn freundschaftlich und verkündete ihm, daß er ihn auf Ehrenwort freilasse. Dann suchte er von ihm zu erfahren, wie stark die Verbündeten seien („über 350,000 Mann," sagte Meerveldt), ob man ihm wirklich mit Wissen, daß er zur Stelle sei, eine Schlacht habe bieten wollen und ob man ihn morgen wieder angreifen werde, was alles Meerveldt bejahte, dann fragte er: ob denn dieser Krieg ewig dauern solle? es sei endlich Zeit, ihn zu enden, Oesterreich solle das Wort des Friedens sprechen, es müsse nicht auf Rußland hören, das unter englischem Einflusse stehe. England wolle keinen Frieden. Er wünsche ihn sehnlich und sei zu Opfern, zu großen Opfern bereit. Meerveldt bemerkte ihm, daß sein Kaiser von seinen Verbündeten sich nicht trennen werde und daß England Gleichgewicht in Europa, kein Uebergewicht Frankreichs wolle. „England gebe mir meine Inseln zurück und ich gebe ihm (!) Hannover und stelle die

hanseatischen Städte her." Es wird wohl auch Hollands Wiederherstellung verlangen, fügte Meerveldt hinzu. Darüber könne man sich verständigen, antwortete Napoleon, aber das Protektorat über Deutschland sei für ihn eine Ehrensache. Meerveldt entgegnete hierauf. Aus seinem Munde erfuhr erst Napoleon den vollzogenen Abfall Baierns. „Die, welche meinen Schutz nicht wollen, die gebe ich auf; sie werden es bereuen", antwortete Napoleon. Nach einigem Schweigen sagte er: „gut, wir werden sehen. Aber England will mir auferlegen, nicht mehr als 30 große Kriegsschiffe zu bauen." Meerveldt vertrat auch diese Forderung und suchte ihr den gehässigen Sinn zu nehmen. Napoleon schien nach Meerveldt's Bemerkungen seinen Einspruch fallen zu lassen. Italien aber dürfe nicht zur früheren Ordnung zurückgebracht werden, das Herzogthum Warschau und Spanien lasse er fallen, dazu habe er sich schon erboten; man möge ihm einen Friedensunterhändler schicken, wenn man wolle, so könne ein Waffenstillstand eintreten; er ziehe sich hinter die Saale, Russen und Preußen hinter die Elbe, Oesterreicher nach Böhmen, das schwer heimgesuchte Sachsen bleibe neutral. Auf diese Bedingung würden die Verbündeten nicht eingehen, entgegnete Meerveldt, sie könnten Sachsen nicht verlassen, selbst wenn sie die Hoffnung nicht hätten, ihn noch in diesem Herbst über den Rhein zu bringen. „Dazu ist nöthig, daß ich eine Schlacht verliere, das kann geschehen — aber es ist noch nicht", sagte darauf Napoleon. Mit dem Auftrage, auf solche Bedingungen einen Waffenstillstand und Friedensverhandlungen herbeizuführen, entließ Napoleon seinen Gefangenen und gab ihm einen Brief an seinen Schwiegervater mit.*)

*) Es wäre wohl an der Zeit, diesen Brief zu veröffentlichen. Sein Inhalt gehört in keinem Falle dem Privatleben an und seine Bekanntmachung ist aus dem Grunde wünschenswerth, weil die Angaben französischer Schriftsteller aus Napoleon's Umgebung (Fain's u. a.) nicht mit dem gedruckten Bruchstücke von Meerveldt's Bericht übereinstimmen. Wir sind letzterem gefolgt. Anlangend die Zeit der Unterredung Meerveldt's mit Napoleon, so hat sich Thiers durch einen Schreib- oder Druckfehler irren lassen.

Napoleon begehrt also Waffenstillstand! Gewiß hätte er dies nicht gethan, wenn er nicht deutlich eingesehen hätte, daß der Fortgang des Kampfes ihm verderbenbringend war. Während der Nacht ließ er noch mehrere Feldherren an sein Bett rufen, um sich mit ihnen zu unterhalten. Nach einem erschöpfenden Tage genoß er wenig Ruhe. Seine Feldherren und Unteranführer konnten nicht die Ueberschau der Ereignisse besitzen, die er hatte; jeder wußte nur, was sich an seinem Orte und um ihn herum zugetragen hatte. Weiter ausgebreitet als je war diesmal das Feld der Begebenheiten. Alle waren in gespannter Erwartung.

Abzug hinter Leipzig, die einzige Rettung für Napoleon, hätte noch in dieser Nacht erfolgen müssen. Aber wie vermochte er es über sich zu bringen, einen solchen Entschluß zu fassen, der das Bekenntniß gewesen wäre, daß der mit Glockengeläut gefeierte Sieg — eine verlorene Schlacht war. In seiner langen Siegeslaufbahn hatte er sich nicht mit dem Gedanken vertraut gemacht, als Ueberwundener dazustehen, trotz des unglückseligen russischen Krieges. Rückzug, daß hieß jetzt Aufgeben der Herrschaft über Deutschland! Auch wäre der Rückzug mit gar großen Schwierigkeiten und Opfern verknüpft gewesen. Nichts, gar nichts, war darauf hin vorbedacht. Ein großes Heergeräth mußte folglich preisgegeben werden. Reynier war noch nicht in sein Lager herein; er mit seinem Kriegsvolk ward dann auf dem Marsche gefangen. Unwiederbringlich verloren waren dann die Besatzungen seiner Festungen, Festungen, deren Vertheidiger zusammen ein Heer von weit mehr als hunderttausend Streitern ausmachten. Seine Soldaten waren nach der furchtbaren Anstrengung dieses heißen Tages entkräftet, der Erhohlung dringend bedürftig. Auch mußte der Schießbedarf ergänzt werden. Mehrere von seinen Heerführern (Bertrand, Poniatowski) hatten ihren ganzen Vorrath verbraucht, so daß sie keine Stunde mehr hätten einen Kampf führen können, als mit dem Bajonett. Das Alles stand einem schnellen Rückgange im Wege. Einige vertrautere Feldher-

herren sollen in ihn gedrungen sein, entweder am nächsten Tage den Feind anzugreifen oder das Heer zurückzuziehen. Er mochte aber keines von beiden, er entschied sich, abzuwarten; er hoffte auf Merveldt's Vermittlung, auf Waffenstillstand! —

Wie gescheuchtes Wild störte das sich heranwälzende Toben des Krieges die Dörfler in der ganzen Schlachtgegend auf. Kummervoll hatten sie schon die Verwüstung und Verheerung ihrer Gefilde geschaut und unter der haufenweisen Einlagerung gelitten, Plünderung und Beraubung erduldet, in banger Ungewißheit die letzten Tage hingebracht. Nun überkam sie das Entsetzen vor der Kriegsbraut. Während der Kriegsmann gestählten Sinnes, ja freudig dem Tode entgegenging, bebten und entflohen die Landleute, als das Schießen sich erhob. Die geängsteten Bewohner der Dörfer gaben, wo an Fortkommen noch zu denken war, Haus und Habe preis. Was an Vieh, was an Sachen mitzunehmen möglich war, schleppten sie mit sich. Diejenigen, welche am Rande der Niederung oder in ihrer Nachbarschaft wohnten, fanden im Gehölz Zuflucht. Da lagen sie in Haufen oder trieben sich vereinzelt herum. Aber die Andern in der Mitte der Ebene, wo sollten sie hin? In größtem Schreck kamen sie zur Stadt gelaufen. Nach Leipzig hinein zu flüchten, riethen ihnen auch die Franzosen; dort waren sie noch am besten geborgen. Wo sie gar nicht mehr fortkonnten, da verkrochen sie sich in Kellern, in denen sie mehrere Tage verblieben. Wenige nur hielten in ihren Wohnungen aus. Die Stadt war vollgepropft von den flüchtigen Landleuten, die in den großen Höfen, welche viele Häuser haben, und in den abgelegenen Seitengassen sich aufhielten. Bei dieser großen Noth sanken, wie stets, die eingebildeten Güter in der Schätzung, Geld hatte jetzt geringen Werth, Brod großen.

Die Nacht verlief ruhig. Ihre Schatten verbargen die Schauder des Schlachtfeldes. Wie wenig waren die Uebriggebliebenen im Stande, den Verletzten und Verstümmelten beizuspringen! Unter denen, die schon geendet hatten, lagen hülflos Unzählige, die noch lebten, lechzten nach Labsal, nach einem Tropfen

Wasser, verbluteten sich oder verschmachteten. Wer noch kampffähig war, mußte sich frische Kraft sammeln, denn heute hatte jeder sich auf's höchste angestrengt und morgen, wer konnte zweifeln, daß ein neues Morden bevorstand? Erquickung und Ruhe, wo war sie zu finden? Wen die Ermüdung nicht übermannte, der dachte wohl an gefallene Kameraden und beschäftigte sich mit dem Gedanken, ob auch ihm morgen zum letzten Male die Sonne leuchte. Die Soldaten hungerten, aber es fehlte den meisten Truppen an guter Nahrung, an Nahrung. Die plötzliche Anhäufung so ungeheurer Menschenmengen verursachte natürlich Mangel. Mit hartem Brod, das sie noch aus den Quartieren mitgenommen, mit Kohlstrünken und Kartoffeln vom Felde stillten die Soldaten den Hunger; sie durchsuchten und durchwühlten alles nach Lebensmitteln, nahmen mit dem Allerschlechtesten fürlieb und waren froh, nur etwas für sich aufzutreiben, was sie in andern Tagen Thieren vorgeworfen haben würden. Es war kühl, ein kalter Wind blies von Norden, und sie mußten ihren Ruheplatz unter freiem Himmel auf durchnäßtem Boden suchen. Diejenigen, die nicht an Waldungen standen, hatten Noth, um Holz zu finden, sich ein wärmendes Feuer anzuzünden. Da mußte genommen werden, was die Flamme speisen konnte, in dieser Nacht und in den folgenden; die Noth gebot es, und Niemand kümmerte sich um das Eigenthumsrecht eines Andern. Da wurden Gartenzäune abgebrochen, Obstbäume gefällt, ja man verbrannte Thüren und Balken, das Holzwerk der Häuser und selbst Tische und anderes Hausgeräth. Blücher freilich hatte in dieser Nacht seinen Soldaten verboten, Feuer anzuzünden, wegen der Nähe des Feindes. Frierend schichteten sie die Leichen übereinander zu Schirmwänden gegen den rauhen Wind. Auf dem südlichen Schlachtfelde flammten wohl tausend Wachtfeuer. Um sie gelagert waren die Männer, die der Leidenschaften entfesselte Wuth und der Fluch der menschlichen Verkehrtheit zu Werken der Zerstörung trieb, die Stärkung suchten zu neuem Morden und geringe Erholung fanden. Ueber den Wachtfeuern aber leuchteten ruhig die schönen Sterne, den Blick in's Unendliche ziehend, zum Ewigen.

Der siebzehnte Oktober. Die Pause im Kampf.

Ein Tag dumpfer Stille folgte. So dicht an einander hielten sich die gegenüberlagernden Heere nach dem vorangegangenen Gemetzel ruhig. Wenigstens konnte kaum in Betracht kommen, was an diesem Tage an Kriegshandlungen sich begab nach einem so allgemeinen, langen Schlachten. Jedes Heer war vorwiegend mit sich selber beschäftigt, fügte sich wieder fester zusammen nach der gestrigen Erschütterung der Ordnung und traf die nöthigen Vorkehrungen, um weiter kämpfen zu können. Die Mannschaft fühlte jetzt die Ermüdung und erholte sich, soweit dies eben anging. Es war ein Sonntag, an dem man ruhte; kein Kanonenschuß fiel, wenigstens auf dem südlichen Schlachtfeld. Das Wetter war wieder schlechter geworden; es regnete vom Morgen zum Abend in einem fort.

Bei Dresden dagegen floß Blut. Rollende Schläge und fernes Gedonner war in Dresdens Nähe während des verwichenen ganzen Vormittags vernommen worden. Saint Cyr, ohne alle Nachrichten von Napoleon, schloß daraus, daß eine Schlacht geschlagen würde, und bereitete deshalb einen Ausfall vor. An diesem 17ten bricht er mit 15,000 Mann aus Dresden hervor und treibt die ihm gegenüber befindlichen Russen bis gegen Dohna hin. Aber dieser kleine Sieg hätte dem Kaiser nur dann von Nutzen sein können, wenn er bei Leipzig der Sieger geblieben wäre.

Die Franzosen beharrten dem böhmischen Heere gegenüber in ihrer Stellung und standen an diesem Tage unter Gewehr, eines Anfalles gewärtig. Den Kolmberg befestigten sie. Reynier traf nach einem Nachtmarsche und nachdem er noch zuletzt (wie wir sehen werden) in die Lage gekommen war, den Feind bei Seite zu schieben, um 4 Uhr Morgens in Taucha ein. Seine Leute ruhten dort einige Stunden, dann ging es nach Heiterblick und Paunsdorf. Er brachte 13,500 Mann, darunter

die Sachsen. Napoleon beritt mit Berthier, Mürat und Darü die Wahlstatt: sie sah grauenhaft aus, so daß sie alle, die doch so viele Schlachtfelder geschaut hatten, betroffen waren. Der Kaiser sorgte für neue Ausrüstung zum Kampfe, für Schießbedarf aus seinen Vorräthen, er sorgte nicht für Ueberbrückungen über die vielen Gewässer im Rücken seines Heeres. Nirgends fehlt es an hochstämmigen Bäumen. Da Konnewitz und Plagwitz noch in seiner Gewalt waren, so konnte der Abmarsch der in der wachauer Gegend befindlichen Truppen auf dem nächsten Wege vorgesehen werden. Allein nichts geschah, was darauf berechnet war. Napoleon blieb unthätig, das Schlimmste für ihn. Daß der Feind sich nicht regte, bestärkte ihn in der Hoffnung, daß Meerveldt Gehör finde, daß er den Waffenstillstand erhalten werde.

Bittere Täuschung! Meerveldt's Erscheinen in Rötha erregte wohl Freude, denn man hatte geglaubt, er sei getödtet worden; aber seine Botschaft fand keine günstige Aufnahme. Kaiser Franz, der sich in Rötha befand, erklärte, ohne sich zu bedenken, daß er ihn nur im Beisein seiner Verbündeten sprechen wolle. So geschah es. Aber die Herrscher fühlten sich siegessicher; einmüthig beschlossen sie, in keine Verhandlungen mit Napoleon sich einzulassen und für jetzt überhaupt keine Antwort zu geben. Die Napoleonische Streitmacht zu zertrümmern, nicht blos jetzt einen annehmbaren Frieden herbeizuführen, sondern die Haltbarkeit eines solchen Friedens für die Zukunft zu erreichen, das war die Aufgabe, die man sich nach der glücklich bestandenen Schlacht des 16ten stellte, die Aufgabe, die Schwarzenberg zur Ausführung unternahm.

Im französischen Lager am kaiserlichen Wachtfeuer herrschte dumpfes Stillschweigen. Je mehr die Ereignisse zurücktraten, desto mehr wurde man ihrer Bedeutung inne. Die Gesichter der Anführer wurden finsterer, Mißmuth und Niedergeschlagenheit stellte sich bei den Gemeinen nach der Aufregung des Kampfes ein. Nicht mehr dieselben Leute hatte Napoleon am 18ten, die ihm am 16ten zu Gebote standen. Die gedrückte Stimmung, wenn

das Unterliegen vorausgesehen wird, mindert allemal die Streitkraft.

Als es lange schon dunkel geworden war und immer noch keine Antwort eingetroffen aus dem Feldlager seiner Gegner, da endlich gewann es Napoleon über sich, den Befehl zum Rückzuge zu geben. Nicht vor 7 Uhr Abends wurde Napoleon über seine Lage sich klar, viel zu spät, denn nun mußte er sich gefaßt machen auf eine zweite Schlacht um seinen Abzug. Es ward nöthig, Vieles preiszugeben. Noch immer war der große Stab mit den Verwaltungsbeamten, den Papieren, der Kriegskasse und mannichfachem Bedarf für das Heerwesen und die Kriegsunternehmungen zurück in Eilenburg. Dem Reynier hatte er nachfolgen wollen, jedoch des Feindes Nähe schreckte ihn zurück. Napoleon ließ ihn benachrichtigen: nach Torgau möge er seinen Weg nehmen. Noch sollen seine Mannschaften nicht merken, daß vor dem Feinde das Schlachtfeld geräumt wird. Ney erhält den Befehl, den Bertrand in Lindenau zu verstärken, und Bertrand soll in der Frühe des nächsten Tages nach Lützen aufbrechen und die Straße nach Lützen und Weißenfels frei machen. Denn in Weißenfels stand der Feind. In der Nacht soll das Fuhrwesen mit dem Kriegszeug nach Lindenau fort. Seitwärts von Probstheide wurden ein paar hundert ausgeleerte Wagen verbrannt. Napoleon's Dienstgefolge ging um 11 Uhr nach Stötteritz zurück. Napoleon selber fuhr nach Reudnitz zu Ney. Ruhe hatte er in dieser Nacht nicht. Er mußte in ihr seine Anordnungen für den nächsten Tag treffen. Alle Truppen der südlichen Aufstellung wurden in der Nacht aus ihren Lagerplätzen näher an Leipzig herangezogen.

Dieser Tag war für Napoleon verloren, nicht für die Verbündeten. Blücher war auf. Frühzeitig ließ er seine Mannschaften abkochen, damit sie zu Unternehmungen bald bereit seien. York's gestern so stark mitgenommener Heerhaufe trat zurück und die von Sacken geführten Russen an dessen Stelle. Dann wurde gegen Leipzig angesetzt. Eutritzsch konnte von Widderitzsch her umgangen werden. Die Franzosen verlassen

Eutritzsch, stellen sich hinter der Parthe in ihrer Länge auf und behalten nur zwischen Eutritzsch und Gohlis eine Nachhut. Unterdeß griff Sacken Gohlis an. Ney hatte es stark besetzt, die darin liegenden Würtemberger, wie der Angriff drohte, durch Polen ablösen lassen, und es wurde tapfer vertheidigt. Blücher ward ungeduldig. Er sah vor sich die Aufstellung einer feindlichen Nachhut und hatte vier russische Husarenregimenter zur Hand. Mit Husaren lustig einhauen, das war Blücher's Freude. Wenn's dazu nur irgend Gelegenheit gab, gewiß ergriff er sie. Die Russen mußten aufsitzen und nun vorwärts gegen die feindlichen Reiter auf dem rechten Flügel der Nachhut, die sich an die Parthe lehnte. Die Franzosen vertheidigten sich gegen sie mit Geschützfeuer; ihre eigene Reiterei wartete jedoch den Anprall nicht ab, sondern floh hinter das Fußvolk gegen das hallesche Thor von Leipzig, zur Brücke. Hier ward sie eingeholt und zusammengehauen, viele gefangen, 5 Geschütze genommen und abgeführt. Das französische Fußvolk blieb mitten auf dem Felde, von Feinden umgeben, aber seine Standhaftigkeit verließ es nicht. Es schloß sich fest in Vierecken zusammen, so daß die Reiter ihm nichts anhaben konnten. Noch hatte nicht ein langer und erbitterter Kampf den Muth der Verzweiflung eingeflößt, mit dem am vorigen Tage die Sohr'schen und Warburg'schen Reiter gegen den Bajonettwall angesprengt waren. Die Geschwader des schlesischen Heeres, die nahe an's hallesche Thor geritten, gegen dieses nichts ausrichten konnten, kehrten um, stark beschossen von den französischen Vierecken. Als das Langeronsche Fußvolk herankam, waren jene französischen Vierecke glücklich abgezogen. Der gleichzeitig um Gohlis geführte Kampf war hartnäckig. Sacken nahm das Dorf, jedoch die Franzosen entrissen es wieder; mit Beistand, den York leistete, wurde das Dorf zum zweiten Male genommen. Kanonenkugeln, die das schlesische Heer abfeuerte, flogen schon in die Stadt. Der Feind hielt ein paar Häuser vor dem Thore und Verschanzungen, die er davor angebracht hatte, allein er war nicht mehr im Stande,

mit großer Macht hervorzukommen, ohne zugleich vom schlesischen Heere angefaßt zu werden. Napoleon befahl, das hallesche Thor auf's Aeußerste zu halten. Blücher betrieb indeß nach diesem Erfolge den Angriff auf die feindliche Stellung an der Parthe nicht weiter. Als er wahrnahm, daß auf dem jenseitigen Schlachtfelde alles ruhig blieb, da brach auch er das Gefecht ab. Lebhaft ging indeß das Schießen einzelner Jäger längs der Parthe fort.

Schwarzenberg machte sich in der Frühe gefaßt, von den Franzosen angegriffen zu werden. Es war beschlossen worden, um 11 Uhr den Angriff wieder aufzunehmen. Die Truppen, die immer noch von Kampfbegier brannten, hielten sich bereit, allein der letzte Befehl blieb aus, denn man harrte auf die Verstärkungen, und die erwarteten Mannschaften waren noch immer nicht da. Sie waren weiter abgewesen, als man vorausgesetzt hatte, und als sie erschienen, waren sie überaus ermüdet, der Ruhe bedürftig. Bennigsen's Vortruppen kamen erst in der letzten Mitternacht, seine Masse erst an diesem Morgen nach Grimma. Bennigsen eilte voraus und stellte sich um 10 Uhr ein, aber es vergingen noch viele Stunden, bevor die ersten 4000 Mann seiner Führung in Fuchshain und weiterhin in Seiffertshain eintrafen. Die übrigen Soldaten seines Heeres konnten erst in der Nacht eintreffen. Um 11 Uhr langte des Feldzeugmeister Grafen Colloredo's Heerhaufe bei Magdeborn und Krostewitz an. Dieser kam von Chemnitz, stand am 15ten in Penig und erreichte am 16ten Abends 10 Uhr Borna. Er hätte am 17ten noch nicht zur Stelle sein können, wofern nicht ein österreichischer Unteranführer, von Thielen, der alle Brücken über die angeschwollene Flöha abgebrochen fand, aus eignem Entschluß bei Zeiten der Stadt Oederan die Herstellung einer Brücke über die Flöha anbefohlen hätte, auf der Colloredo's Heer dann ohne Aufenthalt herüber konnte. Graf Bubna brach mit seinem Kriegsvolk in der ersten Morgendämmerung des 16ten von Nossen auf. Als es ein unaufhörlich rollendes Gewitter, den Donner der fernen Schlacht hörte, wurden die Schritte beflügelt; je weiter vorwärts, desto stärkere Schläge

in einem fort — und man war noch so fern und konnte nicht helfen! Mit wachsender Angst marschirten die Soldaten vierzehn Stunden; Nachts 1 Uhr erreichten sie Hubertusburg; in der Dämmerung des 17ten ging es bereits nach Wurzen weiter; hier mußte erst eine Brücke über die Mulde hergestellt und eine Schaar Franzosen gegen Eilenburg hin zurückgedrängt werden. Es dunkelte bereits, als die Spitzen dieses Heerhaufens Machern und Brandis erreichten; erst am 18ten konnte er mitwirken. Er nahm dann die Stellung zur Rechten Colloredo's auf Kleinpößnau zu. Man konnte den vom Marsch ermüdeten Truppen keine Rast gönnen.

Bernadotte war am 16ten nach Landsberg gerückt. Er durfte sich nicht länger zurückhalten. Die Bevollmächtigten der Mächte in seinem Heer nahmen eine ernste Sprache an; der englische, Stewart, soll sogar mit Innehalten der englischen Hülfsgelder gedroht haben. Vorsichtig, immer noch Feinde von der dübener Seite erwartend, nähert er sich der Schlachtgegend. Am 17ten ließ er schon früh um 2 Uhr aufbrechen. Seine Kosaken waren am Morgen des 17ten in Taucha und vertrieben die Franzosen aus dem Städtchen. Als Reynier mit seinen Leuten später nach Taucha kam, mußte er sich schon mit den Waffen den Weg bahnen. Die Heeresmasse zog auf Radefeld. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags traf Bernadotte selbst in Breitenfeld ein; von da nach Podelwitz hin breiteten sich seine Soldaten aus. Auch jetzt wünschte er seinem Heere so wenig wie möglich zuzumuthen und wollte als Rückhalt dienen. Darauf zurückgehend, daß ursprünglich das Nordheer den rechten Flügel der Verbündeten ausgemacht hatte, verlangte er von Blücher, daß dieser dasselbe in die Stellung des schlesischen Heeres eintreten lasse und letzteres linkshin führe. Wäre selbst noch Zeit zu zwecklosem Hin- und Hermarschiren in der Nähe des Feindes gewesen, so hätte doch wohl nicht minder Blücher dieses seltsame Begehren abgeschlagen. Zwischen ihm und Bernadotte war Spannung. Er traute ihm gar nicht. Bernadotte ersuchte hierauf den alten Haudegen um eine Unterredung. Blücher schlug sie im ersten Unmuthe ab. Bernadotte wiederholte sein Ansuchen um eine Besprechung schriftlich,

und nun erst entschloß sich Blücher, zu ihm zu reiten. Während der Nacht hatte Blücher gehandelt. Da 20,000 Preußen unter Bülow dem Befehle Bernadotte's folgten, so forderte er Bülow auf: im Falle ein Befehl von Bernadotte ausbleibe, auch ohne solchen in die Schlacht einzugreifen und sich darüber mit dem russischen Heerführer Winzingerode zu besprechen. Bülow theilte ihm noch in derselben Nacht mit, er und Winzingerode würden nicht zurückbleiben.

Das böhmische Heer sah troß der Erschöpfung getrost der Zukunft entgegen. Der Muth war gehoben durch die am vorigen Tage bewiesene Standhaftigkeit. Zuversicht erfüllte die Gemüther. Schwarzenberg benutzte die Muße, um den größeren Theil der Oesterreicher aus der Aue in das offene Schlachtfeld herüberzuziehen. Auch Gyulay sollte heran, auf die Ostseite der Pleiße. Ein Theil seines Kriegsvolks zog am Nachmittage über Knauthain auf Gautzsch. Der verzögerte Angriff sollte, nachdem wenigstens einige Truppen Bennigsen's heran waren, Nachmittags erfolgen. Bennigsen übernahm die Leitung des rechten Flügels an Klenau's Stelle und sollte den Kampf eröffnen, indem er den feindlichen linken Flügel umging. Bennigsen ließ Geschütze gegen den Kolmberg auffahren. Die Truppen waren hier schon in Bewegung, als ein neuer Befehl Schwarzenberg's Stillstand gebot. Alexander ließ in gewohnter Liebenswürdigkeit Bennigsen sagen: „Ihm zu Ehren werde der Angriff auf den 18. Oktober verschoben.“ Es war der 18. Oktober der Jahrestag seines Sieges bei Tarutino. Um 2 Uhr war Kriegsrath im Dorfe Sestewitz gehalten worden. Sollte man noch an diesem Tage die Schlacht erneuen? Die Gründe dafür und dagegen wurden abgewogen. Bennigsen führte 26,000 Mann und brachte 80 Geschütze, Colloredo fast 20,000 Mann und 60 Geschütze, Bubna 7500 Mann und 18 Geschütze; des Nordheeres Stärke betrug beinahe 48,000 Mann und es hatte 120 Geschütze; einmalhunderttausend frische Streiter vermochte man also demnächst einzusetzen, der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein. Aber als es 3 Uhr geworden, befanden

sich die Oesterreicher und Russen ja noch nicht zur Stelle. Man hatte keine Nachricht, wo Bernadotte sich aufhielt, ob Blücher mitwirken werde? Wege und Felder waren bei dem anhaltenden Regen grundlos, und bei der Kürze der Tage blieben nur wenige Stunden zum Kampfe. Auch war es billig, den Soldaten Zeit zum Abkochen von Nahrungsmitteln zu lassen. Der Kriegsrath entschied sich um 4 Uhr in Schwarzenberg's Sinn für Aufschub und beschloß den Angriff am nächsten Morgen um 7 Uhr. Die Angriffsbefehle für diesen Tag wurden zurückgezogen. Auch Gyulay bekam Gegenbefehl; er sollte zum zweitenmal gegen Lindenau angehen. Schwarzenberg war in Verlegenheit gewesen, wie er dem Blücher die Aufforderung zukommen lasse, am nächsten Tage anzugreifen, da auf dem kürzesten Wege zwischen den beiderseitigen Heeren immer noch die Franzosen lagerten. Ein Uhlanenrittmeister Graf Stefan Széchenyi erbot sich zu einem Ritt. Sein gutes Pferd trug ihn glücklich durch die lagernden Feinde mittendurch zu Blücher, der ihn sogleich (es war schon Abend) zu Bernadotte weiterschickte. In der ersten Morgenröthe des 18ten durchritt Széchenyi noch einmal die feindliche Gegend und brachte dem Oberfeldherrn die erwünschte Meldung.

Einen Blick noch auf Leipzig. Brod mußte in's Heerlager aus der Stadt hinausgeschafft werden. Es mangelte an ihm in diesen Tagen schon den Bürgern, während Wein nicht ausging. Leipzig war bereits vor der Schlacht angefüllt mit Kranken und Verwundeten, denn in den letzten Wochen waren solche in großer Menge hierher geschafft und nur ein Theil aus den Spitälern weiter rückwärts nach Weißenfels abgeführt worden. Tausende von Verwundeten waren nun am 16ten zu allen Thoren hereingeströmt, ächzend und jammernd. Zu einem Verbande war meistens keine Gelegenheit gewesen. Sie hatten sich, so gut sie im Stande waren, ihre Wunden selbst mit Lumpen umwickelt. Sie suchten in der Stadt Spitäler: aber wie geringe Vorsorge war getroffen! Alle wurden am Thore in's Kornmagazin gewiesen, das doch nur 6000 faßte. Da lagen

denn die, welche nicht herein konnten, zusammengesunken auf dem nassen Straßenpflaster, wimmernd, und flehten die Vorübergehenden um einen Labetrunk an. Die Leichtverwundeten waren von Hunger geplagt und Brod fehlte schon in der Stadt. Viele, namentlich solche, die auf dem Felde liegen blieben, sind verhungert. Nun richteten allerdings die Franzosen einige große Gebäude zu Lazarethen ein und drohten, ganze Straßen von ihren Bewohnern zu räumen. Dennoch im drängenden Augenblicke des Bedarfs ließen sich keine ordentlichen Vorkehrungen mehr treffen. Wo diese einströmende Masse von Verwundeten unterbringen? Wie diese vielen Tausende auf einmal verbinden und pflegen? Obschon die Verwundeten, wo es Gelegenheit gab, in Häuser sich schleppten oder krochen, so waren doch viele Verstümmelte dazu außer Stande und blieben im Freien, auf Feld, Wegen und Straßen liegen. Den Schwerverwundeten fehlte selbst ein Tropfen Wasser. Die kalten Nächte erlösten viele solcher Unglücklichen von ihren Leiden. Im Ganzen vernachlässigte man die Zusammengeschossenen. Die Menschen hatten nur so lange Werth, als sie ihre Kräfte zum Kampfe hergeben konnten. Hernach waren sie unnütz und beschwerlich. Hat man doch noch heutigen Tages in den deutschen Heeren weder die Wichtigkeit der ärztlichen Fürsorge noch die Stellung, die dem Arzte gebührt, recht begriffen. In Rußland, wo größere Schätzung der Gelehrsamkeit zu finden ist, als in Deutschland, dem Paradiese des Adels, hat der Doctor den Rang eines Majors. Auch bei den Verbündeten sah es elend aus. Auf die Forderungen der Aerzte wurde, wie der Verfasser aus dem Munde eines damaligen Lazaretharztes weiß, sehr geringe, fast keine Rücksicht von den Anführern genommen. Selbst in den vom Kriegsschauplatz abliegenden Lazarethen vermochten die Aerzte nicht die nöthigen Arzneimittel zu erlangen. Wie geringe Hülfe ward den Verletzten im Angesichte des Feindes!

Der achtzehnte Oktober.
Die Schlacht um den Rückzug.

Am 18. Oktober waren es gerade sieben Jahre, seit die Franzosen ihren feierlichen Einzug in Leipzig gehalten hatten. Sieben böse Jahre waren seitdem über Deutschland hingegangen. Heute leuchtete hell die Sonne am klaren Himmel den Waffenthaten, die zu nichte machten, was diese Zwischenzeit herbeigeführt.

Kaum war der 18. Oktober angebrochen, so rückten von 2 Uhr an die Franzosen aus ihrer alten, in ihrer Ausdehnung nicht mehr zu behauptenden Stellung ab und ungefähr eine Stunde Weges näher an Leipzig zurück. Indem sie jedoch gegen 1 Uhr Nachts Wachau anzündeten, erregte der in Flammen aufgehende Ort die Aufmerksamkeit der Oesterreicher von Bianchi's Heertheil. Sogleich wurden von diesem Leute auf Kundschaft ausgeschickt und sie brachten die Nachricht, daß die Franzosen mit starken Massen zurückgegangen seien. Vortruppen waren in Dölitz, Dösen, Meusdorf, Holzhausen, Zuckelhausen gelassen, auch die Höhe von Liebertwolkwitz blieb noch besetzt; noch etwas weiter hinaus stehen kleine Abtheilungen, um so lange als möglich das Vorrücken des Feindes hintanzuhalten. Um zu täuschen brannten die Wachtfeuer fort. Kaum reichte das Heer, welches Napoleon nach Bertrand's Abgang übrig behielt, aus, auch die minder ausgedehnte Stellung, die immer noch drei Stunden weit sich erstreckte, genügend zu besetzen. Doch war das Heer stark an Geschützen. Dorfgefechte sollten den Feind aufhalten. Häuser, Zäune, Hecken und Gräben erleichterten in den Dörfern die Vertheidigung, aber was hernach? Die Wahrheit ist, Napoleon schlug am 18ten, weil er nichts Anderes mehr konnte, für seinen Abzug.

Das französische Heer, zwischen Pleiße und Parthe, stand jetzt mit seinem rechten Flügel an der Pleiße in Lößnig und Connewitz — da Poniatowski und hier Sebastiani. Dann erstreckte sich die französische Stellung, südwärts vorgehend, so daß sie einen ausspringenden Winkel bildete, nach Probstheide, bis dorthin Mürat, unter ihm Augereau und Victor mit ihrem Volke. Zwischen Probstheide und Zweinaundorf stand in dem Vorsprung, der die Mitte ausmachte, Macdonald. Erst um 5 Uhr in der Frühe wurden vor Macdonald's Reihen die Badenser und Hessen-Darmstädter nach Zuckelhausen geschickt und nach Holzhausen Charpentier's Truppen, die den Kolmberg inne gehabt hatten. Ueber Melkau und Stüntz ging die Verbindung mit dem in Paunsdorf stehenden Heerhaufen Reynier's. Von Paunsdorf stand Marmont bis Schönefeld und bis zur Parthe. Abtnaundorf, Neutzsch, Kleuden waren noch besetzt. Diesen linken Flügel hatte Ney unter seinem Befehl. Zur Unterstützung des ersten Treffens diente ein Theil von Lauriston's Heerhaufen. Zwischen Probstheide und Stötteritz war um 3 Uhr die junge Garde nach Stötteritz zurückgegangen; da stand auch die alte Garde; sie, als Nachhalt, stützte die Mitte und konnte leicht dem rechten Flügel Hülfe bringen. Eine Strecke der Parthe war fast unbesetzt gelassen, dann vertheidigte sie, vor Leipzig, Ney mit Souham. Ney hatte die Scharfrichterei und das Vorwerk Pfaffendorf dicht vor der Stadt, einige vor dem halleschen Thore aufgeworfene Feldschanzen und das Rosenthal, eine zur Aue gehörige, an die Stadt reichende Waldung, mit seinen Truppen besetzt. Die Sicherung des Rückzugs hing daran, daß die Stadt hier gehalten wurde. Mortier wird mit einem Theil der jungen Garde nach Lindenau befehligt. Um 5 Uhr Morgens fuhr Napoleon um die Stadt herum nach Lindenau, besah die dortige Gegend, die ihm des Rückzugs wegen wichtiger wurde, und gab Bertrand den Befehl zum Abmarsch. Das Schlagen von Hülfsbrücken, welches unumgänglich war, wenn das Heer hinter Leipzig mußte, wurde nicht anbefohlen. Ein Oberst, Montfort mit Namen, drang deshalb

bei Zeiten in Berthier und machte ihm die dringende Nothwendigkeit bemerklich, Brücken zu schlagen, damit die lindenauer Straße ausschließlich dem Geschütz, dem Gepäck und der Reiterei vorbehalten bleiben könne; Berthier schlug seine lebhaften Vorstellungen mit den herben Worten nieder: „man müsse wissen, die Befehle des Kaisers zu vollziehen, aber solle nicht die Anmaßung haben, ihnen vorzugreifen.“ Napoleon bildete sich vermuthlich ein, im Stande zu bleiben, einen langsamen, allmäligen Rückgang bequem zu bewerkstelligen. Seine Absicht scheint gewesen zu sein, während die Vordertruppen den Feind zurückhielten, einen Heerhaufen nach dem andern abziehen zu lassen, so daß er, gleichsam unbezwungen, als Sieger in der Schlacht zurückging. Gegen 8 Uhr traf Napoleon bei seiner alten Garde, bei Stötteritz ein; kurze Zeit danach hörte er schon die Geschütze seiner Feinde.

Im Halbkreis um ihn her sind schlagbereit die verbündeten Streiter. Wie während dieses ganzen Feldzuges Napoleon sich in der Mitte seiner Feinde befand, so auch in dieser letzten Schlacht. Sie waren ihm allesammt nahe gerückt. Am 16. Oktober war Napoleon in die Zusammenwirkung zweier feindlichen Heere gerathen, am 18ten wurde er von allen feindlichen Heeren zugleich angegriffen.

Zwischen Blücher und Bernadotte gingen freilich noch lebhafte Verhandlungen hin und her. Blücher hatte sich nun doch zu einem Besuche Bernadotte's in Breitenfeld entschlossen und ritt um 7 Uhr zu ihm. Bernadotte verstand kein Deutsch, Blücher nicht Französisch: das Gespräch mußte durch die Vermittelung des beide Sprachen redenden Rühle von Lilienstern geführt werden. Bernadotte ging von der Voraussetzung aus, daß, da das böhmische Heer die Franzosen im Westen umfasse, Napoleon, nordöstlich durchbrechend, seinen immer beabsichtigten Zug auf Berlin ausführen werde. Auf Grund dieser Ansicht hatte er am Tage vorher die Kosaken mit der Zerstörung der Brücken über die Parthe auf der Straße nach Eilenburg und der Brücken auf der Straße nach Wurzen beauftragt. Wenn Napoleon sich

nun einen Ausweg nach der Elbe bahnen wolle, war seine Meinung, so sollten seine Streitkräfte ihm in die Seite gerathen, aber sich nicht vor ihn stellen, so daß seine ganze Macht auf sie falle. Diese Annahme war freilich ganz und gar unrichtig. Indessen fehlte ja den Feldherren während der Hergänge die Ueberschau. Auch Langeron schreibt in seinem Tagebuche: „Niemand dachte an die Möglichkeit eines Rückzuges der Franzosen nach Weißenfels, da ihnen der Weg dahin verlegt war, sondern man glaubte, Napoleon würde die Straße nach Eilenburg einschlagen.“ Bennigsen hegte dieselbe Meinung, weshalb er seine Heerschaaren mehr nach rechts, als gegen die Mitte hin richtete, um Napoleon den Weg zur Elbe zu versperren. Blücher hingegen war von dem Drange belebt, auf die Franzosen einzuhauen, wo sie gerade zu treffen waren, und bei den gegenwärtigen Umständen war dies ohne Zweifel das Richtige. Er verlangte, daß unverweilt die Parthe überschritten werde. Er beharrte darauf mit steigendem Unwillen und erbot sich, die von Bernadotte's Kosaken gestern zu Schanden gemachten Uebergänge über die Parthe herstellen zu lassen. Bernadotte fügte sich schwer; endlich erklärte er sich bereit ohne Säumniß zum verlangten Angriff, aber da sein Heer durch den Abgang Tauentzien's geschwächt sei, müsse, damit er nachdrücklich handeln könne, ein Theil des schlesischen Heeres ihm zugesellt werden. Im ersten Augenblick widerstrebte Blücher dieser Forderung heftig, schnell aber besann er sich und nicht nach dem Rufe seines Namens und dem eitlen Scheine fragend, erklärte er und sorgte so am besten für seinen Nachruhm, daß er selbst sich mit seinem linken Flügel — Langeron's 30,000 Mann — unter der bestimmten Zusage, anzugreifen, die Bernadotte schriftlich gebe, für diesen Tag ihm zur Verfügung stelle. Wenn er dabei war, so kam es gewiß zum Einhauen. Die Schweden sollten den Rückhalt bei Breitenfeld bilden. Sie möglichst zu schonen, das war es ja, worauf es Bernadotte viel ankam und was ihm wirklich gelang. Während der langen Unterredung hörte man schon das beginnende Feuer, und ehe

noch der Aufsatz mit der Abrede niedergeschrieben war, sprengte Blücher zu seinem Heere zurück und richtete Langeron's Volk gegen Abtnaundorf und Mockau. Bernadotte aber gab Befehl, bei Taucha und den nördlich daneben gelegenen Dörfern Grasdorf, Segeritz, Plaussig die Parthe zu überschreiten.

Für die Franzosen war die Sicherung der Rückzugsstraße das Wichtigste. — Die Hartnäckigkeit des Kampfes am 16ten hatte vermuthlich Schwarzenberg nach den ihm gemachten Vorstellungen von dem Gedanken abgebracht, dem französischen Kaiser den Ausweg aus Leipzig zu verlegen. Gyulay ward von ihm sogar noch im Laufe des Vormittags mit seiner Hauptmacht nach Kröbern zur Unterstützung des Angriffes längs der Pleiße abgerufen. Gyulay's Vortruppen wurden in der Frühe von den Franzosen angegriffen; darauf stellte Gyulay seine Mannschaft von Kleinzschocher auf Schönau zu, sperrte also nicht den Ausweg. Gegen 10 Uhr griffen ihn dort die Franzosen mit Macht an, um sich inzwischen die Straße zu sichern und den Abzug zu decken, und drückten ihn südwärts. Aus Plagwitz führte Beliard Franzosen hervor und stürmte mit großem Ungestüm Kleinzschocher zugleich an drei Stellen, schlug die Oesterreicher, verfolgte sie, nahm über 700 abgeschnittene Oesterreicher gefangen und dehnte den Angriff gegen Schleußig aus, wo ihm kräftiger Widerstand entgegengesetzt wurde. Während dieses Gefechts ließ Bertrand den Abzug auf der Straße nach Markranstädt antreten, voran Reiter, dann in geschlossenen Gliedern das Fußvolk mit Geschützen, hernach der lange Wagenzug mit dem Gepäck. Später folgte die Mehrzahl derer, die nicht zu den fechtenden Truppen gehörten, Leichtverwundete zu Fuß und Wagen mit den Schwerverwundeten, in großer Unordnung, Soldaten und Hornvieh zwischen den Wagen. Ununterbrochen bewegte sich der Troß auf der Straße. Schaaren von Soldaten, die an der Seite auf dem Felde zogen, deckten den Marsch. Ohne Hemmung erreichte Bertrand Markranstädt. Die Nachhut wehrte einige Reiterangriffe von der Straße ab. Bertrand fand die Straße nach Lützen offen,

ging weiter auf Weißenfels, wo um 5 Uhr Nachmittags Feldmarschall-Leutnant Murray sogleich ohne Kampf vor ihm nach Zeitz hin wich, nachdem er noch vorher die Brücke zerstört hatte. Gegen Abend schickte Napoleon noch Reiter durch Lindenau nach Schönau, um diese bei dem bevorstehenden allgemeinen Rückzuge gleich bei der Hand zu haben.

Die Schlacht mußte in der Ebene auf der Ostseite Leipzigs geschehen. Nachdem am 16ten die Erfahrung von den Verbündeten gemacht worden war, daß der rechte französische Flügel an der Pleiße festgestützt war, zielte ihr Vorhaben heute dahin, den linken feindlichen Flügel zum Angriffspunkt zu machen. Die herbeigekommenen Soldaten Bubna's sollten sich, unterstützt von Platof, der wurzener Straße bemeistern und ihm so in die Seite und den Rücken gerathen. In der Nacht dachte Schwarzenberg noch an eine Verstärkung des Mittelangriffs, wünschte nach der Mitte hin den Hauptangriff zu wenden, doch erklärte Bennigsen, der den Angriff wider den linken Flügel auszuführen hatte, rundweg, es sei jetzt zu spät zu Aenderungen, und gab keine Truppen zur Mitte ab. Der Angriff, zu dem die Verbündeten sich in diesen Stunden anschickten, war allgemein, obgleich er anfänglich in mehreren Stößen von verschiedenen Ausgangsorten erfolgte. Je näher die Verbündeten an Leipzig herankamen, desto zusammenhängender wurde, indem ihr Kreis sich verengerte, ihre Schlachtreihe. Daß die verschiedenen Hauptschläge nicht gleichzeitig geführt wurden, that allerdings dem Nachdrucke Abbruch. Ein rechtes Zusammengreifen der verschiedenen kämpfenden Theile gab es auch heute nicht. Die näher aneinander stehenden Franzosen vermochten besser, sich gegenseitig zu unterstützen. Großartig aber war bei alledem die Ordnung und Eintracht, die unter den vielen verschiedenen Heeren der Verbündeten so bald nach einem heißen Kampftage, wie der 16te gewesen, immer noch herrschte. Sie bestand unter den Kämpfenden; sie war vorhanden, weil ein Sinn, ein Geist alle belebte; soweit es sich jedoch um planmäßige Anlage, um die in's Ganze ein-

gehende Berechnung und die eigentliche Leitung handelte, war es übel bestellt. So viele Feldobersten befehligten und so wenige unter ihnen waren tüchtig geschulte Theoretiker, daß weder das Zweckmäßigste geschah, noch Uebereinstimmung herrschte. Darüber wurden viele Menschen überflüssigerweise hingeopfert und Alles hing lediglich an der Tapferkeit der Soldaten. Auf die Frage: „wer in der leipziger Schlacht befehligt habe?" antwortete ein Mitkämpfer: „Gott der Vater! Es wußte niemand, wo Küche oder Keller sei, es war Alles in Unordnung, die Heerführer waren nicht zu finden u. s. w." Wie anders verhielt es sich da bei den Franzosen! Ihre Befehlshaber berechneten klug, ihr Heer war aus einem Gusse, und während Schwarzenberg, ein Mann mittlerer Tüchtigkeit, weder genial, noch kühn, durch tausend bindende Rücksichten gelähmt war, alle verbündeten Führer schonen mußte, nirgends durchgreifen durfte, stand ihm gegenüber ein Kaiser, und einer, der wirklich ein Kaiser war.

Ein Theil der Truppen stand weit ab. Dieser brach schon in der Nacht um 3 Uhr auf. So die Truppen des rechten Flügels. Platof lagerte in Zweenfurt. Er führte seine Leute vor Engelsdorf nach der wurzener Straße, über die hinaus er den Zusammenhang mit dem Nordheere gewann, und stellte sich bei dem Vorwerk Heiterblick. Sein frühzeitiges Erscheinen erschreckte die Franzosen, die in der Richtung seines Zuges lagen. Bubna's Truppen hatten auch noch einen langen Marsch vor sich. Sie mußten die Parthe in Beicha durchwaten, weil das angeschwollene Wasser die Brücke weggeschwemmt hatte. Nach 8 Uhr rückten sie gegen Kleinpößnau, wo nur wenige Franzosen waren, die nach kurzem Widerstande wichen.

Ein anderer Theil des Heeres hatte auf und neben dem Schlachtfelde geruht und brauchte erst später sich zu erheben. Der linke Flügel, der am weitesten vorstand, mußte sogar zurückgehalten werden, um möglichst in gleicher Höhe mit den übrigen Schlachthaufen zu sein. Noch vor Tagesanbruch war Langenau in der Mitte des Heeres der erste zur Stelle, um

nach Lage der Umstände den auf die achte Stunde angesetzten Vormarsch von allen Ausgangsstellen zu ordnen. Die Vorposten meldeten von allen Seiten, daß der Feind sich zurückgezogen habe. Langenau überzeugte sich selbst davon und ermahnte sogleich die Befehlshaber zur Beschleunigung des Vorrückens, um den auf dem Rückzuge begriffenen Feind eher zu erreichen.

Als der neue Angriff begann, plänkelten Schwärme von Schützen voran, und Reitergeschwader sprengten gegen den Feind los. Die Hauptarbeit blieb aber dem geschlossen vorgehenden Fußvolke und den Geschützen aufgespart. Der Rückhalt harrte in langsamer Vorwärtsbewegung auf den Ruf, die Entscheidung zu geben. Mit Siegeszuversicht zog der Soldat heute gegen Frankreichs Macht.

Die etwa 65,000 Streiter des rechten Flügels führte Bennigsen in vier Heersäulen getheilt. Die beiden auf die Mitte zu gestellten fanden die blutigen Kampfstätten, die sie heute erringen zu müssen geglaubt hatten, unbesetzt, gelangten ohne Schwierigkeit über Seiffertshain hinaus und auf den Kolmberg, waren überrascht, ihn verlassen zu finden, und folgten raschen Schrittes dem Feinde. Nur Liebertwolkwitz verursachte Aufenthalt. Erst wurde es mit den Geschützen beschossen, dann im Sturme angegangen. Da wichen die Franzosen aus dem Flecken heraus und lösten sich dahinter in Plänklerreihen auf. Bei Holzhausen stellte sich der Feind. Wider ihn bespickte Klenau den Kolmberg mit Geschützen. Während das Feuer unterhalten wurde, eroberte eine andere Heersäule Baalsdorf. Bubna endlich marschirte mit dem vierten Schlachthaufen von Engelsdorf gegen Paunsdorf.

Den mittleren Angriff führte Barclay de Tolly mit ungefähr 50,000 Mann. Um 7 Uhr stellten sich die Soldaten zwischen dem Universitätswalde und Gossa und traten den Marsch gegen Wachau und den nach Liebertwolkwitz streichenden Höhenzug unter klingendem Spiele an. Noch lag Nebel über der Erde, bald aber erglänzte die Sonne. Das Schlacht-

feld, über das es im Vorrücken ging, bot einen gräßlichen Anblick dar; den Soldaten schauderte die Haut bei dem Tönen der zerschmetterten Menschengebeine, über welche die Geschütze hinwegrollten. — Heftiges Geschützfeuer ward von der Höhe auf die Anrückenden gerichtet, als diese jedoch nahe waren, zogen sich die Franzosen schnell zurück. Wachau wurde verlassen gefunden. Kaiser Alexander, der schon in der sechsten Stunde hier bei dem Heere war, hielt sich hinter der Mitte. Die beiden andern Herrscher kamen zu ihm, und sie wählten zusammen als ihren Standort den Galgenberg, auf dem zwei Tage vorher Napoleon die Vertheidigung und den verunglückten Angriff geleitet hatte. Barclay zögerte nun mit dem weiteren Vorgehen, damit der rechte Flügel in die gleiche Reihe vorrücken könne. Ein Theil nach dem andern eröffnete das mörderische Feuer.

Auf dem linken Flügel befehligte der Erbprinz von Hessen-Homburg 45,000 Mann. Gradaus auf Dölitz richtete sich sein Angriff Schlag 8 Uhr, demnächst wendete er sich von Kröstewitz und Markkleeberg gegen Wachau und Dösen. Ein hitziges Vorpostengefecht entspann sich. Oesterreichische Schützen bemächtigten sich nach kurzem Gefechte der Schäferei Meusdorf; auf Wachau zu wurde die Verbindung mit der Mitte hergestellt. Da rückten Fußvolk und Reiterei der Franzosen gegen Meusdorf hervor, entrissen es den Oesterreichern und machten den Versuch, weiter vorwärts zu dringen. Nahe daran waren sie, österreichische Geschütze wegzunehmen, als die Kartätschen auf die Reiter und der Andrang im Sturmschritt zu Hülfe eilender Oesterreicher sie mit großem Verlust zurücktrieben. Um 10 Uhr umgingen die Preußen aus dem Mitteltreffen Meusdorf. Bevor sie noch zum Sturme kamen, zogen die Franzosen aus Meusdorf ab.

In der Aue beschoß Feldmarschall-Leutnant Lederer seit 9 Uhr das Dorf Dölitz, in dem die Franzosen verstärkt standen. Die Oesterreicher hatten durch Wald und Wiesen einige Geschütze mehr herangebracht, welche über die Pleiße hin schossen.

Um 10 Uhr waren die Franzosen also allenthalben auf ihre neue Stellung zurückgedrückt. Als der Geschützesdonner im weiten Umkreis immer heftiger geworden war, ritt Napoleon auf eine Anhöhe, neben die Quandt'sche Tabacksmühle, westlich von Stötteritz, da wo später der sogenannte Napoleonsstein gesetzt ward. Hier betrachtete er die feindlichen Massen, nahm die Meldungen an und ertheilte seine Befehle. Die alte Garde stellte sich in seiner Nähe auf. Bald war an Abzug nicht mehr zu denken, blos an Abwehr.

Nach 10 Uhr suchte der rechte Flügel der Verbündeten Holzhausen und das nahe Zuckelhausen sowie Paunsdorf zu nehmen, während das Mitteltreffen abwartend mehrere Stunden auf Schußweite vor Probstheide anhielt. Die Herrscher begaben sich vor, auf die neben Meusdorf gelegene Anhöhe, welche nach ihnen die Benennung des „Monarchenhügels" erhielt. Der linke Flügel kam inzwischen in's Gedränge. Napoleon schickte nämlich zur Unterstützung Poniatowski's den Marschall Oudinot mit einem Theile der jungen Garde. Oesterreichische Husaren und Dragoner waren bereits in Dösen eingedrungen. Sie mußten heraus und gleichzeitig stellten die auf diesem Schlachtfelde wirkenden Geschütze ihr Feuer ein, weil alle zur Hand befindlichen Geschosse schon verbraucht waren. Die österreichischen Panzerreiter beschützten noch die Abfahrt der Kanonen. Schwer verwundet ward hier der österreichische Heerführer Hardegg. Gleichzeitig wurde um den Besitz von Dölitz hart gerungen. Vor dem Dorfe wurden Poniatowski's Truppen nach einem heißen Gefechte zum Weichen gebracht; sie verloren darauf Dölitz. Da schickte Augereau starke Massen ab, die Dölitz wiedereroberten. Weißenwolf's Grenadiere erstürmten es von neuem. Die Anstrengungen der Franzosen, dieses Dorf wieder zu erringen, waren ebenso vergeblich, wie die der Oesterreicher, vorwärts zu kommen. Der befehligende Erbprinz von Hessen-Homburg wurde selbst verwundet; an seiner Stelle übernahm Graf Nostitz die Führung, auch diesen traf später dasselbe Loos. Eine Weile sah man auf

österreichischer Seite die Lage für bedenklich an. Schwarzenberg war selbst zu diesem Flügel gekommen und befahl einem Theile des für den Rückhalt bestimmten Flügels, sowie auch dem Gyulay, zur Verstärkung herbeizukommen. Ehe sie jedoch anlangten, war durch die österreichische Uebermacht das Gefecht zum Stehen gebracht. Die Franzosen wurden freilich nicht von der Pleiße abgedrängt, denn Napoleon unterstützte seinen Flügel mit alter Garde. In dem ganzen Striche, den die Oesterreicher von Dölitz zur Mitte hin besetzt hielten, ging das Feuern ununterbrochen bis zur Dunkelheit fort. Mehrmals versuchten die Franzosen, von Probstheide aus gegen diese österreichische Stellung vorzugehen: Schwärmen von vorausziehenden Schützen folgten die dichten Massen des Fußvolks, immer wurden sie durch das Feuern der Oesterreicher zurückgetrieben. Vom jenseitigen Gehölz aus unterstützte Lederer; gegen 2 Uhr schoß er das Dorf Lößnig in Brand. Am Nachmittage wurde Lößnig von den Oesterreichern auf der östlichen Pleißeseite angegriffen, wiederholt drangen sie ein und wurden doch wieder herausgeschlagen, zuletzt blieb indeß das Dorf in ihrer Gewalt. Dann erstreckte sich Lederer's Angriff gegen Konnewitz: die Polen schlugen ihn jedoch ab. Hier über die Pleiße zu dringen, war Lederer auch nicht im Stande.

Mittlerweile suchte auf dem rechten Flügel Klenau um 11 Uhr das schon geraume Zeit seinem Geschützfeuer ausgesetzte Holzhausen zu gewinnen. Den Stürmenden wurde fester Widerstand entgegengesetzt. Bis in die Mitte des Dorfes drangen die Oesterreicher mit großen Menschenopfern, dann wurden sie herausgetrieben. Die Franzosen bekamen aus der hinteren Aufstellung Unterstützung, aber auch die Oesterreicher verstärkten sich; Russen kamen zur Hülfe herbei. Das Dorf gerieth über dem Gefechte in Brand. Zwischen 1 und 2 Uhr erstritten es endlich die Verbündeten. Sowie es erstürmt war, zogen die Franzosen, von Geschütz gedeckt, weiter rückwärts und räumten auch Zuckelhausen schleunig. Sie wichen zurück nach Probstheide und Stötteritz. Auch der Steinberg wurde von

ihnen aufgegeben und von den Oesterreichern und Russen mit Geschützen besetzt. Pahlen's Reiter verbreiteten sich kämpfend gegen Stötteritz.

Während solchergestalt die Verbündeten auf dem südlichen Schlachtfelde Raum gewannen, war auch auf der Nordseite der Kampf eingeleitet worden. Blücher ließ nach 9 Uhr 36 Zwölfpfünder hinter Neutzsch auffahren, durch deren Feuer bald das freie Feld vom Feinde geräumt war. Die Franzosen, welche hier noch nördlich von der Parthe sich aufhielten, zogen schnell ab. In dieser zehnten Stunde wurde von Blücher's Stabe mittelst guter Fernröhre wahrgenommen, daß starke Truppenzüge aus Leipzig nach Stötteritz hin sich bewegten. In der Besorgniß, es könne im Süden eine nachtheilige Entscheidung fallen, bevor das Nordheer eingreife, ließ Blücher ohne Verzug die Russen im Angesicht des Feindes bei Mockau durch die Parthe waten. Sie warfen im ersten Anlauf die Franzosen zurück, die sich nach Schönefeld zogen. Hinter dem Flusse erst stellten sich Blücher's Soldaten in Ordnung. Aus Scheunthorflügeln wurde hernach eine Laufbrücke hergerichtet. Langeron erzwang bei Neutzsch den Uebergang über die Parthe. Abtnaundorf ward von ihm bald genommen, dann suchte er sich Schönefelds zu bemächtigen. Hier stieß er jedoch auf einen entschlossenen Widerstand. Bernadotte war seinem Heere vorangeeilt auf den Schlachtplatz, um den Stand der Dinge zu übersehen. Marmont befehligte ihm gegenüber. Lagrange stand in Schönefeld, welches Dorf auch die Franzosen in ihrer Schlachtreihe besetzt hielten; ein schwerer Kampf war nothwendig, es ihnen zu entreißen, wofern es überhaupt gelang. Gegen 1 Uhr stürmten die Russen, unterstützt durch das Feuer der Geschütze, die auf dem rechten Parthe-Ufer standen, auf Schönefeld. Schon bis zur Mitte des Dorfes waren die Russen gedrungen, da wurden sie überwältigt von neu anrückenden Truppen der Franzosen und ein russisches Regiment beinahe völlig aufgerieben. Die Russen hielten sich indeß in den letzten Häusern, erneuten den Angriff, drangen abermals in's Dorf und wurden aber=

mals herausgeschlagen. In Flammen stand Schönefeld. Für Napoleon war es ein Schlag, daß seine Feinde so rasch über die Parthe drangen.

Nicht müßig blieb unterdeß der übrige Theil des schlesischen Heeres. Sacken griff Pfaffendorf und die Stellung vor dem halleschen Thore der Stadt an. Dombrowski und Arrighi hatten hier die Abwehr; erleichtert wurde ihre Aufgabe dadurch, daß sie aus dem Rosenthal, selbst sicher vor dem Feinde, Gohlis bedrohen konnten. Sacken's Russen wurden vollständig zurückgeschlagen, und in der Verfolgung drangen die Franzosen sogar in Gohlis ein; York mußte Hülfe senden, um Gohlis nur zu erhalten. Das war nach 1 Uhr.

Inzwischen ging eine Hälfte des Nordheeres durch Taucha. Die ersten Preußen zogen durch „im vollen Trabe unter frohem Jubel und Gesang; alle Thüren und Läden waren verschlossen, niemand von den Einwohnern ließ sich sehen." Mit Mühe nur bekamen sie einen Boten zum Wegweisen. Freilich war es noch sehr früh. Die gegen Mittag die Stadt durchschreitenden Preußen wurden „mit lautem Freudengeschrei", welches sie erwiderten, begrüßt. Obgleich in der Nacht wenig Ruhe gewesen war, eilten alle munter vorwärts, da sie den Schlachtlärm hörten. Um 12 Uhr überschritt die Masse den Fluß. Die Schweden rückten nach bei Plaußig. Im Nu errichteten sie hinter diesem Dorfe 4 Brücken, Leiterwagen in die Parthe fahrend, Bäume fällend, daraufwerfend und ausgehobene Thüren darüberlegend. Ueberraschend schnell waren sie jenseits des Flusses. Dies geschah um 1 Uhr, und das Nordheer war nun bereit, einzugreifen in die Schlacht. In seiner Nähe kämpfte zwischen 1 und 2 Uhr Bubna um Paunsdorf, welches Dürette gegen ihn vertheidigte, und eroberte es. Die Russen strengten sich an, Zweinaundorf und Melkau zu gewinnen.

In den ersten Nachmittagsstunden also erst entwickelte sich der Angriff auf die französische Hauptstellung und die ganze Heftigkeit der Schlacht war nun los. Um 2 Uhr wüthender Kampf um Dölitz, um Dösen, um Probstheide, um Paunsdorf,

um Schönefeld; auf Stötteritz hin wurde gefeuert, auf Zweinaundorf und Melkau der Angriff vorbereitet. Von seinem Standorte aus unterstützt Napoleon die Vertheidigung mit seinen Garden, denen es heute obliegt, dieses Kampfes Hauptlast auf sich zu nehmen. In vier Theile hatte er sie gesondert, mit denen er unterstützte.

Probstheide war gleichsam der entgegengestemmte Fuß. Diesen Platz mußte Napoleon behaupten, wenn Connewitz, wenn die Straße nach Leipzig nicht verloren gehen sollten. Hierhin war er gegen 12 Uhr geritten, um selbst nachzusehen. Ueberall waren Geschütze aufgestellt, auch am oberen Ende des schräg hingestreckten Dorfes, vonwo sie die ganze Angriffsseite in ihrer Breite bestrichen. Gärten und Häuser waren mit Scharfschützen gefüllt. Victor hatte die Vertheidigung, zu seiner Unterstützung waren Lauriston und Drouot mit seinen Geschützen bereit.

Bald 2 Uhr war es, als Kaiser Alexander, über das lange Stillstehen der Mitte ungeduldig, Sturm auf Probstheide verlangte. Barclay war bedenklich; er getraute sich nicht, zögerte, aber auf wiederholten Befehl Alexander's mußte er es wagen. Die preußischen Geschütze, welche unausgesetzt feuerten, waren nur 5—600 Schritte von diesem Orte ab und hatten trotzdem die vordere Lehmmauer um das Dorf noch immer nicht zusammenzuschießen vermocht. Befehl ward nun den Preußen gegeben, das Dorf mit gewaffneter Hand zu nehmen. Mit großer Tapferkeit unternahmen sie es an zwei Stellen, und mit Erfolg. Diejenigen, welche auf die Ostseite losgingen, wurden allerdings vom Kartätschenhagel niedergeschmettert. Zu ihrer Seite kämpften die beiderseitigen Reiter. Diejenigen aber, welche gegen die Westseite sich gekehrt hatten, siegten. Auf die Mitte des langgestreckten Probstheide, gegen seine dünne Gestalt drangen sie los und quer durch. Vom wüthenden Geschrei der Kämpfenden wurde fast das Brüllen der Geschütze übertönt. Wie verzweifelt die Franzosen sich wehrten und jeden Fleck streitig machten: sie verloren das Dorf. Aber auch diesesmal wurde derselbe Fehler begangen, den uns fast alle diese Dorf-

angriffe zeigen: nach gelungener Einnahme war kein Nachschub frischer Mannschaft zur Hand, um alsogleich das Errungene wider die Verstärkung des Feindes zu behaupten und sich gehörig festzusetzen. Die durch den heftigen Kampf geschwächten und zerrütteten Sieger unterlagen dann dem stärkeren, nun auf sie eindringenden Feinde, und das blutige Spiel mußte von neuem aber- und abermals wiederholt werden, bis auch der Feind keine kräftigen Massen mehr einzusetzen besaß. Napoleon war eben bei seinem linken Flügel gewesen, hatte die Tapferkeit geschaut, mit der dort die Polen sich für ihn schlugen, und schickte ihnen Unterstützung. Da gellt in sein Ohr der entsetzliche Lärm bei Probstheide; er reitet heran. Auf der Höhe in Probstheide's Nähe kann er vom Gefecht vor dem Pulverrauch nur wenig erkennen, aber bald sieht er schon die in unordentlicher Flucht aus dem Dorfe Herausstürzenden. In schnellster Eile müssen seine Garden herbei. So wie sie da sind, begiebt er sich selbst in die vorderen Reihen, um die Lücken auszufüllen; dann, wie das Gefecht hier steht, reitet er zu seinem Standort zurück. Die in Probstheide wieder in Massen eindringenden Franzosen stürzten Alles vor sich nieder und behielten die Oberhand. Auch die russischen Reiter wurden geworfen. Den Sturm versuchte darauf Funk mit zwei Fahnen Preußen; Prinz August von Preußen war dabei. Wie Viele auch unter dem feindlichen Feuer stürzten, die Preußen drangen in's Dorf ein. Aber französischerseits kam Rochambeau mit frischen Streitern, und zum zweiten Male ging Probstheide den Verbündeten verloren. Um den Preußen Zeit zu verschaffen, sich wieder zu sammeln und zu ordnen, führte Eugen schnell 2400 Mann Russen zum Sturme heran. Fürst Schachowskoy übersteigt mit seinen Leuten die ersten Lehmwände, dann aber wurden auch die Russen genöthigt, heraus und zurück zu weichen und ließen 600 der Ihrigen auf dem Platze. Prinz August schickte sich zu einem neuen Sturme an: da machte Fürst Schwarzenberg dieser Schlächterei ein Ende, weil er die Schlacht für bereits gewonnen ansah. Den Feind ohne Fechten zurückzudrücken, war ihm lieber, als Men-

schenleben zu opfern. Den Abmarsch der Franzosen nach Markranstädt hatte bereits am Mittage der Beobachter der Hergänge vom gautzscher Kirchthurm aus, Wolzogen, dem Kaiser Alexander gemeldet und Schwarzenberg an Blücher die Weisung erlassen, zur Verfolgung der Franzosen York's Heerhaufen nach Halle abzuordnen. Noch am Nachmittage gab er auch Lederer in gleicher Absicht den Befehl, auf Zwenkau zu marschiren. Nur einen geringen Theil des Rückhalts verwickelte er in's Treffen; eine Kette von Geschützen, die Tod und Verderben in den Feind senden, mag genügen. Um 4 Uhr sah Wolzogen jene markranstädter Straße so mit Fuhrwerk aller Art bedeckt, daß er den Kaiser als Sieger begrüßte. Schwarzenberg verbot nun jedes fernere Vorgehen gegen Probstheide und befahl nach 4 Uhr, daß die Soldaten sich aus dem Bereiche der feindlichen Geschosse herausziehen sollten. Achthundert Schritte ging das Fußvolk zurück bis zu einer Vertiefung des Bodens, alle Geschütze aber fuhren fort, Probstheide zu beschießen. Radetzky gebot, an Geschützen herbeizubringen, was in der Nähe zu finden war; russische Kanonen fuhren noch vor; die Franzosen vermochten nur matt zu antworten, denn schon war es bei ihnen auf den Punkt gekommen, daß Napoleon befehlen mußte, den Schießbedarf zu schonen! Er fing an, knapp zu werden. Ueber zweimal hundert und zwanzigtausend Kanonenschüsse hatten die Franzosen vom 14ten an abgefeuert! In Probstheide stemmten sich die Franzosen dem Feinde mit einem Muthe entgegen, den der Feind selbst bewunderte. Eigenthümlich war der Tod Vial's, der im Dorfe selbst befehligte. Als Marschall Victor in's Dorf ritt, kam Vial ihm entgegen. Während sie sich unterhielten, flog eine von der Erde abprallende Kugel an Vial's Gesicht vorüber. Vial stieß einen Schrei aus und sank vom Pferde. Man hob ihn auf, sah nirgends eine Verletzung, und doch war Vial getödtet. Auch Rochambeau verlor das Leben. Während die Franzosen so hart in Probstheide bedrängt wurden, kam Napoleon zum zweiten Male herangeritten und ließ rasch Cürial

mit Garde von allen Waffengattungen holen. Als sie zur Stelle, wollte er den gegenüberstehenden Feind angreifen. Zweimal setzten sich die Franzosen voller Wuth gegen die feindliche Geschützreihe in Bewegung, beidemal hielten sie die Kartätschenlagen in der Ferne.

Dem rechten Flügel der Verbündeten lag es gleichzeitig ob, an der Seite der in der Mitte Kämpfenden fortzuschreiten. Zweinaundorf, in demselben Striche mit Probstheide gelegen, ward das Ziel der Angriffe Klenau's und Stroganof's. Während Klenau mit den Oesterreichern den oberen Dorftheil zu gewinnen strebte, griff Stroganof mit den Russen Unterzweinaundorf an und schickte sich zum Sturm an, sowie ihm Paskiewitsch mehr Mannschaft zuführte. Auch hier war der Widerstand der Franzosen gewaltig und das Dorf, so wie es erstürmt worden, den Siegern wieder entrissen. Allein als Paskiewitsch zum zweiten Mal des Dorfes sich glücklich bemächtigt hatte, brachte ihm schnell Dochtorof Unterstützung und so vermochte er in dem erkämpften Orte sich festzusetzen. Macdonald suchte das Gefecht um Zweinaundorf selbst durch einen allgemeinen Reiterangriff wieder in Zug zu bringen; allein die Russen hatten schon zum Schutze des Dorfes Geschütze herbeigebracht, welche Kartätschen auf die Reiter ausspieen, und die russischen Reiter sprengten dem Feinde entgegen. Wie nun dieser Reiterangriff nicht dahin führte, die Wiedergewinnung von Zweinaundorf zu erleichtern, war Macdonald genöthigt, seine Stellung zu ändern: seine linke Seite war hier besiegt. Zurück gingen seine Soldaten zur Spitze von Stötteritz gegen 2 Uhr. Das österreichische Geschütz auf dem Steinberg beschoß Stötteritz und sollte die feindliche Stellung dort erschüttern. Darauf, zu derselben Zeit, in welcher der zweite Sturm der Preußen auf Probstheide vor sich ging, führte Klenau selbst von Oberzweinaundorf zwei Regimenter gegen die Spitze von Stötteritz. Ueberaus mörderisch war der Kampf, wüthend der Angriff, verzweifelt die Vertheidigung. Am Dorfende und an der Windmühle ging das Handgemenge, das Niederstoßen mit den Ba-

jonetten vor sich. Gegenseitig spießen sich die Erbitterten. Zwei Aussagen sind vorhanden, die beinahe unglaublich klingen; der Merkwürdigkeit wegen seien sie wiederholt. Ein stötteritzer Gutsbesitzer gab nachmals an: in derselben Stellung, in welcher sie einander durchstochen haben, seien sie starr und steif stehen geblieben, da sei nichts übertrieben. „Wir haben sie starr und steif gefunden, wie sie gestanden haben; das war schauerlich anzusehen.“ Der Andere, ein sächsischer Soldat, der die russische Heerfahrt von 1812 mit durchgemacht, erzählte: in allen seinen Feldzügen habe er keinen gräßlicheren Anblick erlebt, als den, da er an Stötteritz vorüberkam. „Dort lagen und standen Gesicht gegen Gesicht und Stirn gegen Stirn das Militair gegenseitig angespießt. In den Thüren hatten sie wider einander gekehrt und gegenseitig angespießt gelegen.“ Französische Geschütze konnten auch hier die Angreifer von der Seite in ihrer ganzen Breite mit Kartätschen zerschmettern. Mit großem Verluste mußten die Oesterreicher weichen. Wäre Stötteritz gefallen, so war Probstheide umgangen, unhaltbar, die französische Mitte auseinandergesprengt, der nahe Weg an die Thore von Leipzig nur noch zu erstreiten, um dann die beiden französischen Flügel ganz zu erdrücken.

In der sechsten Stunde wurde von den Oesterreichern und Russen noch Melkau erobert. Bei Konnewitz wurden zuletzt die beiderseitigen Soldaten der handwerksmäßigen Todtschlägerei überdrüssig. Konnewitzer Bauern haben erzählt, daß sie mit eigenen Augen angesehen, wie die Oesterreicher sowohl als die Franzosen von ihren Anführern mit Stock und Degen, durch Schläge mit der flachen Klinge zum fortgesetzten Kampfe genöthigt werden mußten; „hinter den Franzosen,“ erzählte einer, „hauten zuletzt ihre eigenen Offiziere vom höchsten Range ein; ich habe es gesehen, daß sie sich die Finger abschossen, um als Blessirte gelten zu können. Es war da nicht Volk wider Volk, es waren nur Soldaten wider Soldaten, die hatten es alle miteinander satt.“

Es war zwischen 2 und 3 Uhr, als Bernadotte seine

Heeresmacht ausbreitete und, während um den Besitz von Stötteritz gerungen wurde, von Osten her vorschritt. Gegen Reynier war sein Andrang gekehrt. Auf einmal begab sich ein Vorgang seltener Art.

Unter Reynier standen auch die Sachsen, deren Befehlshaber von Zeschau hieß. Das Fußvolk führten Generalmajor von Ryssel und Oberst von Brause. Am Morgen des 17ten, als sie von Eilenburg ausgerückt waren, betrug ihre Stärke genau 143 Anführer und 4404 Gemeine; davon war jetzt ein Theil in Leipzig. Ihre hiesige Stärkeanzahl dürfte unter 4000 Mann geblieben sein. Sie hatten 19 Geschütze bei sich. Während des Marsches am 17ten nach Paunsdorf redete sie Zeschau, wie man, in des Schlachtfeldes Nähe gekommen, flüchtende Franzosen sah, an: „Wir werden in diesen Tagen im eigentlichen Sinne für unsern König fechten; er ist in Leipzig. Jeder treue Sachse hat also Ursache, alle seine Kräfte doppelt anzustrengen, um seine Pflicht zu erfüllen!“ und brachte ein Lebehoch auf seinen König aus. Er war überzeugt, daß „ein guter Geist die ganze Masse beseelte.“ Der Geist war besser, als Zeschau dachte. Wir wissen, daß einzelne sächsische Soldaten, ja eine ganze Fahne, bereits die Reihen der Franzosen verlassen und auf die deutsche Seite übergetreten waren, um für das gemeinsame Vaterland aller Deutschen ihre Kräfte einzusetzen. Wir wissen auch, daß unaufhörlich Mahnungen aus dem Lager der Verbündeten an's Ohr der sächsischen Soldaten drangen: doch endlich als deutsche Männer zu handeln, doch endlich von der Schmach und Schande sich loszumachen, Deutschland zu bekämpfen. Und wirklich war das eine Schmach und wurde auch von den Sachsen gefühlt. Sollten sie etwa aufhören, Deutsche zu sein, weil sie Sachsen waren? Schon längst wankten sie, doch zu einem großen Entschlusse waren sie noch nicht gelangt. Wie schwer war es doch, den Fahneneid, wenn auch einen auferlegten Schwur, doch immer einen Schwur, zu brechen! Was in der Seele dämmerte, mußte erst allmälig reifen. Die Franzosen plünderten und plagten ihre Lands-

leute, die Sachsen, schonungslos. Wie ihre Heimath zertreten und verwüstet ward, hatten sie täglich vor Augen. Und was sollte nun werden? Sollten sie nach der Schlacht den Franzosen nachziehen, ihr Vaterland verlassen? Es wäre ihr verdientes Schicksal gewesen. Der Entschluß ward reif. Die That mußte ohne Zaudern geschehen. Wenn auch nicht jeder einzelne Gemeine unter den Sachsen so fühlte und dachte, ihre Anführer, denen ja die Sorge für die Gemeinen oblag, erwogen das Alles. Auch die Gemeinen hatten längst gemurmelt und geklagt. Sie waren erbittert auf die Franzosen, und ihre Anführer wußten es recht gut. Sie wollten nicht, wie nachmals einer von ihnen sich ausdrückte, „an eine ausländische Nation versalbadert, verkauft und verrathen werden." Manche unter ihnen wußten freilich nicht, um was es sich handelte, was vorging, sondern fochten blind. In einem jener großen Widerstreite der Pflichten, in denen nur die höchsten Gesichtspunkte den Ausschlag geben sollen, in denen die Stimme des eigenen Gewissens entscheiden muß, befanden sich die Sachsen, und gewiß waren ihre Herzen schwer bekümmert. Außerdem war es eine gefährliche Sache, aus dem bisherigen Verhältniß herauszukommen. Denn die Feldherren keilten in gerechtfertigtem Mißtrauen ihre Hülfsvölker zwischen französische Truppen ein. Reynier selbst, ein wohldenkender und von seinen sächsischen Untergebenen sehr geachteter Mann, begriff das Mißliche ihrer Lage und handelte richtig und würdig. Bereits am 16. Oktober, als er noch in Düben stand, schickte er einen sächsischen Anführer, von Schreibershofen, nach Leipzig, dem er außer einer Meldung an Napoleon auftrug, dem König von Sachsen zu sagen: „daß, falls er über seine Truppen zu verfügen wünsche, Reynier dem Befehle nachkommen und sie, vielleicht nach Torgau, entlassen wolle." Er gab dem Könige sogleich den Ausweg an die Hand. Der König aber beließ Alles beim Alten. Reynier hatte redlich gethan, was in seiner Macht stand; wahrscheinlich legte auch seine Meldung an den Kaiser die Mißstimmung der Sachsen unumwunden dar, denn in

der Nacht zum 18ten kam Napoleon's Befehl, die Sachsen nach Torgau zu schicken, zu dieser Zeit war es aber nicht mehr ausführbar. Einige höhere Anführer der Sachsen wußten um Reynier's Schritt. Die sächsischen Anführer tauschten im Laufe des 17ten untereinander ihre Gedanken und Meinungen aus und beredeten sich noch am Vormittage des 18ten. Nicht als Einzelne, sondern zusammen, geschlossen, gemeinschaftlich als sächsisches Heer wollten sie handeln. Sie wünschten ihrem Könige nicht abtrünnig zu werden, da sie ihm geschworen hatten und er, als Mensch, gutartig und von den Sachsen allgemein geachtet war.

Der Uebergang der Sachsen begann abtheilungsweise. Der Vorposten in Heiterblick war längst übergegangen. Die Reiter hatten denselben Willen; sie befanden sich ohnehin in einer sehr mißlichen Lage, weil sie vor sich überlegene Reitermassen gewahrten und gewärtigen mußten, in kurzer Zeit angegriffen und zersprengt oder gefangen zu werden. Der Oberst von Lindenau freilich mochte nichts hören, aber der Husarenanführer Fabrice schickte zum Fußvolk und ließ sagen, die Reiterei schwebe in großer Gefahr und habe sich entschlossen, überzugehen. Zeschau wollte nicht einmal Trennung von den Franzosen zulassen.

In der Nähe der sächsischen Reiter hielten auch sechsthalbhundert (nach abweichenden Versicherungen doppelt so viele) Würtemberger unter von Normann. Sie wollten ebenso wie diese Sachsen nicht länger ihr Blut für Napoleon verspritzen. Jetzt stand die Wolke russischer Reiter im Begriff, sich zu entladen. Da zögerte Normann nicht länger und führte seine würtembergischen Reiter zum Feinde. In die entstandene Lücke brachen die Schwärme der Kosaken ein. Marmont, der sich gedeckt glaubte, gewahrte mit einem Male das Gefilde mit leichten Reitern bedeckt. Im ersten Augenblicke hielt er sie für fliehende Würtemberger. Zum ersten Mal in seinem Leben ließ er den großen Marschlärm schlagen, damit auf's schleunigste seine Fußsoldaten eintraten. Nach wenigen Augenblicken standen

sie geordnet, ein fester Damm. Jetzt bedrohte die russische Reiterei die sächsischen Geschwader. Soeben hatte Fabrice erfahren, daß Zeschau sich auf nichts einlasse. Fabrice durfte nicht zögern. Um dem Anprall auszuweichen, machten die sächsischen Reiter Kehrt, bis sie an eine geschützte Stelle gelangten, da ordneten sie sich und sprengten dann mitten durch die französischen Reihen in vollem Galopp, die Säbel in der Scheide, mit Hurrahruf, ihre Anführer voran, zu den Kosaken. Diese legten die Lanzen ein: da hielten die Sachsen an. Schnell war die Verständigung mit dem russischen Heerführer Emanuel erfolgt. Bei den Vortruppen zu bleiben, gegen die Franzosen mitfechten zu dürfen, verlangten diese Sachsen von Langeron. Es war um die Mittagsstunde.

Das Beispiel wirkte. Am weitesten vor, in den Parthewiesen, stand eine sächsische Fahne leichten Fußvolks. Ihr Anführer von Selmnitz fragte die Mannschaft: ob sie die französischen Fahnen zu verlassen bereit sei. Ein freudiges „Ja" wurde ihm zugerufen. Sogleich ward das Beschlossene vollführt. Die Kosaken geleiteten diese Sachsen zu Bernadotte nach Plaußig. Dieser redete sie an und fragte: ob sie am Kampfe gegen den Feind Theil nehmen wollten. „Hurrah!" war ihre Antwort. Sie sollten erst einige Stunden ausruhen und sich mit Lebensmitteln stärken, war sein Befehl. Auf die Nachricht vom Uebergange der Reiter hatten, während jene Fahne überging, bei der Masse des sächsischen Fußvolks die oberen Anführer an Zeschau sich gewendet und gebeten: dem Könige zu eröffnen, daß der Wunsch des Heeres **Trennung** von den Franzosen sei. Zeschau that es. Der König, meinten sie übrigens, sei im französischen Lager zu unfrei. Nachmittags nach 2 Uhr traf des Königs schriftliche Antwort beim Heere ein. Sie wies die Truppen, ohne eine ausdrückliche Ablehnung des Gesuchs auszusprechen, einfach und kurz auf „Erfüllung ihrer Pflichten" und den Zeschau dahin an, selbige dazu anzuhalten. Als Zeschau diesen Bescheid mitgetheilt hatte, sprach Ryssel heftig: daß **die Pflicht gegen das Vaterland eine**

Grenze für die Pflicht gegen den Souverain ziehe. Ein Wortwechsel mit Zeschau erfolgte. Bald sich fassend, schwieg Ryssel. Er sah ein, daß er nun die Zügel zur entscheidenden That ergreifen müsse. Dem entfernt stehenden Befehliger der Geschütze, Oberstlieutnant Raabe, ließ er mittheilen: das Fußvolk werde übergehen, und erhielt von ihm die Antwort: sobald Ryssel zum Abmarsch würde schultern lassen, werde auch er mit den Geschützen vorwärts gehen. Mehreren Unteranführern ward das Vorhaben mitgetheilt und ihnen freigestellt, wie sie sich verhalten wollten. Keiner mißbilligte den Schritt. Einen seiner Adjutanten entsendete Ryssel zu dem gegenüberstehenden Heere Bernadotte's, um den Uebergang der Sachsen zu verkündigen, einen anderen zu den sächsischen Reitern bei Stötteritz, damit diese nachfolgten.

Die Stellung der Sachsen war anfangs bei Heiterblick und Paunsdorf gewesen. Nur auf ausdrücklichen Befehl Ney's, dem der Besitz von Paunsdorf, welches die Vordertreffen des böhmischen und des Nordheeres auseinanderhielt, sehr angelegen war, hatte Reynier ganz gegen seinen Willen die Sachsen so weit vorgeschoben. Reynier wollte die Gelegenheit von ihnen fernhalten, die französischen Fahnen zu verlassen. Hinter ihnen zu ihrem Schutz wie zu ihrer Behütung mußte Durütte's Mannschaft aufziehen. Während des Tages wurden sie weiter zurückgenommen. Paunsdorf war in dieser Gegend die Stätte des Kampfes. Durütte entrang sie den Oesterreichern Bubna's. Während des Gefechts um Paunsdorf wurden die Sachsen seitwärts von Sellerhausen in zwei Treffen aufgestellt bis zur Windmühle von Stüntz. Jetzt eben, gegen 3 Uhr, als die Franzosen ansetzten, das Ende des rechten österreichischen Flügels zurückzuschieben, nahm das Nordheer Theil, Bülow warf sich mit Preußen, Arnoldi mit Russen auf Paunsdorf. Bernadotte hatte in seinem Heer auch eine Schaar Engländer unter dem Hauptmann Bogue, welche eine Vernichtungswaffe, die bisher in den Kriegen noch nicht angewendet worden war, Brandraketen, auf den Feind schleuderten. Angefallen von

großer Uebermacht und erschreckt durch die unbekannten Brandraketen, stürzten die Franzosen in jäher Hast, in voller Flucht aus dem Dorfe, nach Sellerhausen und Stünz zu.

Das war der Augenblick, den Ryssel ergriff. Aufschub hätte zur Folge gehabt, die Sachsen in Kampf mit den Verbündeten zu verwickeln. Die Zeichen wurden gegeben. Die Sachsen, Fußvolk und die Bedienung der Geschütze mit diesen, setzten sich in Bewegung, um überzugehen. Ryssel ritt vor und mit seinem weißen Taschentuch wie mit einer Fahne wehend rief er: „Mir nach, Schützen, mir nach!“ Reynier hielt sich gerade in diesem Zeitpunkt bei den Sachsen auf und hatte eben Befehl gegeben, die Geschütze in bessere Deckung zurückzufahren. Das Entgegengesetzte erfolgte. Das französische Fußvolk des Hintertreffens sieht das Vorgehen der Sachsen, meint, einen neuen Angriff gelte es, und bricht in das übliche „Vive l'Empereur“ aus. Zeschau aber ahnt, was es bedeutet, jagt auf Ryssel zu und stellt ihn zur Rede. Ryssel antwortet ihm offen und klar: „er sei mit den Truppen entschlossen, überzugehen.“ Ein heftiger Wortwechsel folgte. Zeschau erklärt ihm: er, Ryssel, höre auf, Befehlshaber zu sein; in seine Würde ernennt er den Fahnenführer von Hollenfer und ruft selber den Soldaten zu: „Halt! Gewehr beim Fuß!“ Auf ihn wurde nicht mehr gehört, ohne Aufhalten ging es vorwärts, auf's schnellste, über die Felder querein. Reynier erfährt sogleich aus Zeschau's Munde, was vorgeht. Er jagt zu den Geschützen und schreit zu den Anführern: „Wo geht ihr denn hin? was macht ihr?“ Die deutschen Berichterstatter sagen: er habe keine Antwort bekommen, rascher nur seien die Sachsen vorwärts geeilt. Die französischen erzählen, die Antwort habe gelautet: „Fügen Sie zu unserer Schandthat nicht noch die, unseren Feldherrn dem Feinde zu überliefern!“ Während dieses Ueberganges geriethen die Sachsen in ein Doppelfeuer, denn hindurch mußten sie, durch ein weites Feld, über das die Geschosse der Verbündeten sausten, und in ihren Rücken schickten ihnen die Franzosen einen Kartätschenhagel nach und franzö-

sische Dragoner hieben wüthend auf sie ein. Die Geschütze gelangten zuerst im Trabe zu den Russen. Ryssel ritt voraus, ließ sich zu Bennigsen führen und erklärte vor ihm: seine Mannschaft sei entschlossen, in die Reihen der Verbündeten zu treten und mit gegen den gemeinschaftlichen Feind zu streiten. Durch die gleichzeitige Flucht der Franzosen von Paunsdorf her, die sich zum Theil in die Reihen des sächsischen Fußvolks ergoß, wurden auch mehrere Züge der Sachsen abgedrängt, die nun nicht folgen konnten, so daß Zeschau 616 Sachsen behielt, die noch schweren Verlusten ausgesetzt waren, bis er sie nach Leipzig zurückgeführt hatte.

Das unglückliche Sachsen hatte Deutschland zu seiner Befreiung einen Fichte gestellt, der sie vorbereitete, einen Körner, der den eröffneten Krieg mit hochtönendem Gesange weihte: nun, da er zum Ende neigte, einen Ryssel, der den Ueberrest des sächsischen Heeres von den Banden Napoleon's frei machte.

Der Uebergang der Sachsen war ein Augenblick völligen Durcheinanders und großer Verwirrung. Die Russen, zu denen sie kamen, herzten, drückten, küßten ihre neuen Kameraden. Als eine Fahne Preußen ihrer ansichtig ward, hielt sie an; der Befehlshaber rief seiner Mannschaft zu: „Kinder, singt einmal, singt doch: den König segne Gott! und ihr, Hoboisten, blaset dazu!" Stehenden Fußes, mit frohem, frommem Gesange, nahm diese Fahne die sächsischen deutschen Brüder auf. Schnell lief die Kunde durch das verbündete Heer und machte einen großartigen, erhebenden Eindruck. Den sächsischen Panzerreitern bei Stötteritz brachte sofort ein Adjutant von Schorlemmer mit der Nachricht zugleich die Aufforderung Ryssel's und Brause's, nachzufolgen. Diese Reiter neigten dazu, allein ihr Befehlshaber — Lessing ist sein Name — hielt zurück, ließ erst in Leipzig beim Könige anfragen; einem französischen Befehl, einzuhauen, verweigerte er Gehorsam, „weil die Pferde zu matt seien"; allein er trennte sich mit seinen Reitern nicht von den Franzosen.

Die übergegangenen Sachsen marschirten ohne Aufenthalt hinter die Schlachtreihe nach Engelsdorf; 10 sächsische Geschütze

ließ Bernadotte sogleich auf die Franzosen richten, doch nur so lange, bis die seinigen zur Stelle waren. Hatten doch auch die Franzosen auf die übergehenden Sachsen gefeuert.

Sobald die Herrscher aus Bennigsen's Meldung die erfreuliche Kunde vernahmen, ließen sie Ryssel und Brause zu sich rufen und dankten ihnen für diesen Beweis deutscher Gesinnung. Friedrich Wilhelm von Preußen setzte hinzu: sie hätten lange auf sich warten lassen. Sächsische Angaben legen den Bundesfürsten auch die Versicherung in den Mund: „daß die Integrität Sachsens durch ihren Uebertritt gerettet worden sei“; allein unwahrscheinlich klingt dies, weil Alexander und Friedrich Wilhelm längst untereinander ausgemacht hatten, daß Sachsen ein preußisches Land werden solle, und der Gedanke einer Zertheilung, auf dessen Abweisung der Ausdruck „Integrität“ zielt, einer späteren Zeit angehört. Wozu eine Lüge? Ryssel, dem oblag, in diesem Augenblicke als Vertreter und Wortführer des sächsischen Stammes zu handeln, wendete sich an Kaiser Franz und an Schwarzenberg und sprach die Bitte aus: nicht eher über Sachsen zu verfügen, als bis sein König im Stande sei, sich für die deutsche Sache zu erklären, da seine dermalige Lage als eine unfreiwillige gelten müsse.

Anders war die Behandlung, die Normann erfuhr, der mit seinen Leuten zum schlesischen Heere gekommen war. Platof behauptete, diese Würtemberger seien seine Gefangenen. Als Normann zu Gneisenau trat und seine Absicht aussprach, von seinem Könige Befehl einzuholen, um gegen Napoleon kämpfen zu dürfen, gab ihm Gneisenau die würdige Antwort: „Auf dem General Normann haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützow'sche Corps überfiel und niederhauen ließ; weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre theilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten.“ Die Würtemberger wurden von den Kosaken abgeführt und später nach Hause geschickt.

Der Uebergang von 4 bis 5000 Soldaten zum Feinde riß natürlich in die Schlachtreihe des linken französischen Flü-

gels eine arge Lücke, und weiter vor, auf Stüntz und Sellerhausen, erstreckte sich Bernadotte's Angriff. Bernadotte selbst bewies übrigens in diesem Schlagen von neuem seine Unerschrockenheit immitten der Gefahr: die Preußen selber mußten es bezeugen. Mit großem Nachdruck leitete Bernadotte den Angriff. Marmont und Ney sahen sich nunmehr außer Stande, die frühere Stellung zu halten. Zum Glück für sie hatte Napoleon kurz vorher, noch ehe er den Uebergang der Sachsen und Würtemberger kannte, einen Theil der alten Garde mit 20 Geschützen zur Verstärkung im Eilmarsch nach Krottendorf geschickt. Nansouty sollte mit diesen Truppen, so war Napoleon's Absicht, sich über Melkau zwischen Bennigsen und Bernadotte werfen und Bennigsen von der Seite fassen, um der Mitte Luft zu schaffen. Nansouty wird nun selber angegriffen. Bülow's Soldaten schlagen sich mit den seinigen. Brandraketen wurden (unter Bogue's Leitung) gegen die französischen Gardereiter abgeschossen; ihr zischender Feuerstrahl, ihr sprühender Feuerregen überrascht und entsetzt. Bogue wurde vor Bernadotte's Augen durch eine Kanonenkugel zerrissen, doch die erschreckten Reiter, die ihrer Pferde nicht mächtig blieben, waren auseinandergesprengt. Nansouty richtete nichts aus, aber noch zur rechten Zeit brachte er dem linken Flügel Hülfe.

Napoleon zeigte sich ruhig, gleichgültig, kalt während der Schlacht. In sich gekehrt, wie nachdenkend, ging er bei der Quandtschen Tabacksmühle umher. Ein viel zu guter Feldherr war er, um sich selbst das Drangvolle seiner Lage und den wahren Stand zu verbergen. Er hatte schon Deutschland verloren. Mit einem Male, während des fortdauernden heftigen Ansturms auf Probstheide, den Mittelpunkt, der nothwendigerweise gehalten werden mußte, ließ er sich ein Pferd bringen und galoppirte, zum Erstaunen seiner Umgebung, in entgegengesetzter Richtung gen Reudnitz. Der Abfall der Sachsen war ihm soeben gemeldet worden. Bei den Straßenhäusern fand er Ney und Reynier. Nachdem er sie gesprochen, ritt er nach der Quandtschen Mühle zurück. Obgleich Napoleon verbot, da-

von zu sprechen, daß ihn die deutschen Hülfsvölker verlassen hatten, verbreitete sich diese üble Nachricht doch auch in den französischen Reihen von Mund zu Mund; es ward dabei das Ereigniß vergrößert und man überschätzte seine Bedeutung. Ermuthigend war sie selbstverständlich nicht, aber bei den alten französischen Kriegern war ihre Wirkung auflodernder Zorn. Man bemerkte seitdem in des Kaisers Gesicht Anzeichen von Unmuth. Von seinem Standorte schickte er nach allen Richtungen Verstärkungen aus, so lange seine Garden vorhielten. Je mehr sein Umkreis sich verengerte, desto mehr sah er sich verhindert, glückliche Bewegungen auszuführen.

Wenn auch Probstheide gehalten, die Mitte unerschüttert geblieben war und auf dem rechten Flügel Poniatowski sich nur etwas zurück, aber nicht von der Pleiße abdrängen ließ, sondern Konnewitz hielt, so war doch sein linker Flügel durch Bernadotte geschlagen, denn Marmont mußte näher an Leipzig zurück, auf Volkmarsdorf sich stützen. Sellerhausen wurde von Bülow genommen. Sellerhausen entrissen ihm zwar die Franzosen noch einmal, indem sie die Preußen in die Flucht jagten, ja sie versuchten sogar, hier weiter vor sich Boden zu gewinnen und durch ihre Geschütze den Feind vom Vorgehen gegen ihre Aufstellung nach Stünz zu abzuhalten; mehrmals setzten sie an zum Angriff, um so die Andringenden zu hemmen, ohne Erfolg. Zwischen 5 und 6 Uhr ordnete Bernadotte Sturm auf Sellerhausen und Stünz an, Preußen und Oesterreicher trieben die Franzosen aus beiden Orten. Diese zogen sich nach Krottendorf zurück. Delmas, der den linken Flügel verstärkt hatte und mit seiner Mannschaft noch in die Lücke getreten war, fiel. Die Franzosen verloren hier immer mehr Boden. Ihre Vierecke wankten endlich unter dem feindlichen Feuer.

Wir haben noch den Blick auf den letzten Kampfplatz zu richten, der allein mit dem Blute von fast zehntausend Menschen getränkt ward. Am rechten Flügel der Verbündeten lag der Schwerpunkt in der Einnahme von Schönefeld. Um diesen Angriff zu unterstützen und Ney zu verhindern, Marmont's

Vertheidigungskraft zu verstärken, unternahmen die Russen um 2 Uhr einen neuen Angriff auf Pfaffendorf und das hallesche Thor. Er wurde wiederum abgeschlagen. Die Russen steckten bei diesem Kampfe das Vorwerk Pfaffendorf in Brand. Das Jammergeschrei, das heulende Gebrüll der darin liegenden Verwundeten, die nun elend verbrannten, wurde durch das Schlachtgetöse hindurch weithin vernommen. Den Sturm auf Schönefeld führte Langeron um 3 Uhr aus. Die Franzosen in und um das Dorf machten es sich bequem und deckten sich nach Möglichkeit; erst wenn die Russen auf Schußweite gesehen wurden, traten sie in Reih' und Glied, zielten und schossen. Waren die Russen zurückgewichen, so lösten sich die Vertheidiger wieder auf. Drangen die Russen ein, so machten ihnen die Franzosen jeden Fuß breit streitig. Immer und immer wieder setzten die Russen an. Bald drangen sie hinein, bald wurden sie wieder herausgeschlagen. Sie vermochten nicht, sich festzusetzen, kamen aber unermüdlich immer von neuem. Während des Würgens in dem brennenden Dorfe stürzte der in Flammen stehende Kirchthurm krachend zusammen. Am Nachmittage sechsmal, im ganzen achtmal wurde das Dorf von den Russen erstürmt und von den Franzosen zurückerobert. Den Russen, die auf der Südseite der Parthe standen, leisteten zuletzt andere Russen und Preußen von der Nordseite her Hülfe, indem sie Bäume in den Fluß warfen und nach und nach auf ihnen hinüberkletterten, was keineswegs leicht war, da die Stämme das jenseitige Ufer nicht ganz erreichten. Marmont erzählt: am Ende des Tages sei sein ganzes Geschütz unbrauchbar geworden oder ohne Geschosse gewesen, während das feindliche näher herangerückt. Da sei keine Möglichkeit mehr für ihn gewesen, den Ort zu halten, und seine Truppen hätten eine leichte Bewegung nach rückwärts ausgeführt, aber die Abtheilung Ricard und das Geschütz des dritten Heerhaufens habe noch Beistand gebracht und mit ihr sei das Dorf Schönefeld zum achtenmale wieder erobert worden; so geendet habe dieser unglückliche Tag voller Ruhm. Alle deutschen Gewährs-

männer jedoch, und namentlich auch der zu den Leitern des Stabes im schlesischen Heere gehörende Müffling, versichern, daß, als es dunkel wurde, Langeron sich in Schönefeld mit großen Massen Fußvolk festgesetzt habe. Wenn nicht heraus-geworfen, dann freiwillig haben zuletzt die Franzosen Schönefeld geräumt. Ney ist von Langeron auf Reudnitz zurückgedrängt. Bernadotte's Vortrapp, Winzingerode's Soldaten, gelangen siegend nach Reudnitz, bis zu den Kohlgärten, die schon von den Verbündeten besetzt wurden. Auch dicht vor Krottendorf standen ihre Truppen in den nächsten Dörfern vor Leipzig.

Bei anbrechender Dunkelheit war somit der linke französische Flügel nahe an die Stadt getrieben. Ueber den ganzen weiten Strich, in welchem die Heere sich gegenüberstanden, ras'te noch das Feuer der Geschütze. In den letzten Stunden der Schlacht, in denen von beiden Seiten sämmtliche Geschütze, die noch brauchbar waren, tausend, vielleicht anderthalb tausend Stück gleichzeitig in ununterbrochener Thätigkeit sich befanden, hatte der Donner eine Stärke wie kaum jemals. Man konnte, erzählt ein Mitkämpfer, in der That das eigene Wort nicht hören. Die in Ruhe haltenden Rosse zitterten fort-während und Schaum trat ihnen vor die Nüstern. Vom tage-langen gräßlichen Gefecht und Getose waren die Soldaten in einen Zustand der Uebermüdung, Abstumpfung und Betäubung gerathen, „wie in einem Delirium", sagte mir ein tapferer frei-williger Husar. Bis in die Nacht hinein donnerten die Feuer-schlünde, knatterte das Kleingewehrfeuer. Die Soldaten im verbündeten Heere waren vom Ausgange nicht befriedigt. „Also kein vollständiger Sieg", sagten sie, „also morgen geht die Blutarbeit von neuem los!" Weit gedrückter war sicherlich die Stimmung der Franzosen. Bange Ahnungen mußten ihr Herz bewegen. Ungleich war ihr Verhalten. Bei manchen Schaaren spürte man bereits an diesem Tage den Druck der Niederlage. Einzelne liefen schon hier und da fort. Aber der Kern der alten Krieger hatte ungebeugten Muth, unverwüstliche Spannkraft bewiesen und mit heldenmäßiger Tapferkeit dem

Feinde sich entgegengestemmt, mit einer Tapferkeit, die Frankreich das Recht giebt, seinerseits auf den 18. Oktober mit dem Stolz hinzuweisen, daß an diesem Tage seine Söhne glänzende Waffenthaten vollbracht haben. Unterliegen können auch Helden.

Noch ehe der Schlachtlärm ausgetos't hatte, verkündete der Oberfeldherr der Verbündeten dem Kaiser Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm den Sieg. So sicher war er heute des Erfolges gewesen, daß er große Massen gar nicht erst in den Kampf gebracht hatte. Die Zahl der nicht in's Feuer gekommenen Truppen veranschlagt Plotho auf beinahe 100,000 Mann und ein sehr tüchtiger Geschichtsschreiber dieses Krieges, Bade, zu 120,000. Dieser Umstand veränderte bedeutend das Verhältniß, in welchem die Kämpfenden standen: das Uebergewicht, welchem die Franzosen wirklich ausgesetzt gewesen waren, so groß als sie glaubten, war es nicht. Auf die Anhöhe zu den Herrschern hatte Schwarzenberg noch vor Sonnenuntergang alle Oberbefehlshaber beschieden. Als sie beisammen waren, kam man überein, falls der Feind nicht während der Nacht weiche, am folgenden Tage seine Niederlage zu vollenden. Mit Tagesanbruch sollten alle wieder bereit stehen. Alexander drang mit seinem richtigen Blick auf Vorkehrungen gegen die Abzugsstraßen des Feindes, damit man ihm während seines Rückganges in die Seite gerathe.

Was in dieser Hinsicht geschah, war gänzlich ungenügend; indessen muß man billigerweise in Anschlag bringen, welchen Anstrengungen die Soldaten in diesen Tagen ausgesetzt gewesen waren und wie schlecht überdies ihre Verpflegung beschaffen war. Blücher ließ in der Nacht York's Heerhaufen abmarschiren, der die Saalübergänge bei Halle und Merseburg besetzen sollte, und zog, um sein Heer auf Leipzigs Nordseite zu ergänzen, Langeron's Schaaren über die Parthe zurück. Platof's Kosaken mußten nach Zwenkau, um die Elster zu überschreiten und den fliehenden Franzosen auf dem Nacken zu sitzen. Lederer hatte schon Befehl, denselben Weg zu nehmen. Er ließ vorerst seine Leute abkochen, ehe er, ziemlich spät, den Ab-

marsch nach Zwenkau antrat. Alle diese Truppen mußten erst aus der Aue heraus oder um sie herum. Gyulay aber stand der einzigen Rückzugsstraße, die Napoleon hatte, nahe. Schon gegen Abend erhielt er von Schwarzenberg den Auftrag, „alle Kräfte anzuwenden", um dem Feind in der Richtung nach Kösen zuvorzukommen und dann die dortige Brücke auf's äußerste zu vertheidigen; der Meerveldtsche Heerhaufe, wurde ihm zugleich mitgetheilt, werde am Morgen des 19ten auf Pegau und dann auf Naumburg ziehen. Gyulay war aber ein gemächlicher Herr, der sich nicht beeilte. Dergestalt wurde versäumt, dem französischen Heere den Untergang zu bereiten.

Siegesboten wurden von den Verbündeten nach allen Richtungen ausgesendet.

Die Baiern, die Napoleon in seinem Heere hatte, waren noch im Anzug nach Leipzig und stießen am Abend dieses Tages, die eilenburger Straße verfolgend, auf die Schweden. Unlustig, für Napoleon zu kämpfen, traten sie den Rückweg nach Torgau an.

Vor Leipzig war an diesem Tage wegen der großen Nähe der Schlacht ein solches Gewühl, daß es schwer fiel, aus einem der Lager die Stadt zu erreichen. Alle Wege waren voll von Menschen, Pferden, Geschützen, Fuhrwerk. An den Thoren verstopften sich die Massen der Zurückgehenden. In Leipzig selbst war ein entsetzliches Gedränge: die Straßen mit gesunden und verwundeten Soldaten und mit geflüchteten Landleuten bedeckt. Kugeln schlugen hin und wieder in die Stadt. Der König von Sachsen begab sich deßhalb mit Gemahlin und Tochter aus seinen Stuben in einen gewölbten Keller des von ihm bewohnten Hauses. Hier kam zu ihm Zeschau sehr betrübt und meldete ihm, daß er von den ihm anvertrauten Soldaten nur wenige zurückbringe. „Desto größer ist der Werth derer, die treu blieben," antwortete Friedrich August. Bis zum späten Abend hielten die Franzosen durch falsche Nachrichten diesen König in dem Wahne, daß die Schlacht gewonnen werde: erst um 9 Uhr enttäuschte ihn ein sächsischer An-

führer, der ihren Verlauf von der Sternwarte aus beobachtet hatte. Seine Unterthanen waren besser berichtet, als er. Die Einwohner hörten von den Zurückkommenden, daß es schlecht stehe. „Der Feind ist sehr stark", sagten die Franzosen. Deutlicher noch entnahm man die eingetretene Wendung daraus, daß Franzosen, die noch am Tage vorher den Mund vollgenommen hatten, mit herabgestimmtem Tone von dem Unglück des Krieges und der Wohlthat des Friedens sprachen. Bereits seit mehreren Tagen hatten französische Beamte und sogar Soldaten die bürgerliche Kleidung hervorgesucht, woraus man schloß, daß sie bevorstehende Gefangenschaft befürchteten, und daß sie wünschten, gleichsam als Reisende den Rhein zu erreichen. Als die Hoffnungen der Franzosen sanken, stieg mit einem Male wunderbarerweise die deutsche Sprache im Werthe. Der Leipziger Hußell erzählt: Solche, die noch kürzlich ihrer deutschen Muttersprache sich so sehr geschämt und sie vor ihren Wirthen verleugnet hatten, wollten mit einem Male für Deutsche gehalten werden, ja sogar Stockfranzosen aus Flandern erinnerten sich plötzlich, daß ihr Vaterland zum deutschen Reiche gehört hatte. Den Bewohnern Leipzigs wurde gleichwohl bang im Gemüthe. Die Dörfer der Nachbarschaft sahen sie vor sich brennen. Jetzt wälzt sich der Kriegsbraus über Leipzig. Was wird aus ihrer Stadt werden? Was wird die nächste Zukunft über sie selbst verhängen?

Zur Nachtzeit herrschte eine schauerliche Stille auf dem Schlachtfelde. Heiter schimmerten die Sterne am hohen Himmel, tief unten erglühte er im Wiederschein von zwölf brennenden Dörfern*) in hochrothem Feuer. Aus dicken schwarzen Rauchwolken leckten die Flammen empor wie Feuersäulen. Dabei brannten überall die hellen kleinen Wachtfeuer, denn auch die Franzosen hatten welche angezündet, weil sie über ihren Rückzug täuschen wollten. Eine Feuermasse erschien der

*) Markkleeberg, Lößnig, Dölitz, Wachau, Probstheide, Meusdorf, Holzhausen, Zweinaundorf, Paunsdorf, Heiterblick, Sellerhausen, Schönefeld.

Horizont, und so licht war es, daß man bequem Briefe lesen konnte, was wirklich geschehen ist. Gegen Morgen aber verhüllte dichter Nebel das Schlachtfeld.

Als die Schlacht zu Ende war, ließ Napoleon seine Verfügungen über den Rückzug nach Erfurt durch Berthier noch am Wachtfeuer schriftlich mittheilen. Um ihn herrschte tiefes, düstres Schweigen. Einige französische Schriftsteller behaupten, er habe die Schlacht fortsetzen wollen, auf die Vorstellung der Befehlshaber über die Geschütze, daß nur noch 15,000 Geschosse übrig seien, jedoch eingesehen, daß er fort müsse, um sich in Erfurt mit Schießbedarf zu versorgen. Seine Streitmittel waren aufgebraucht! Wozu hatte das Gemetzel dieses Tages genutzt? Der Abzug, der am 17ten in einiger Ordnung, mit mäßigem Verluste zu bewerkstelligen gewesen wäre, mußte nunmehr dennoch und nachdem so viel Boden verloren gegangen, diese zweite Schlacht das Gefüge des Heeres noch stärker erschüttert hatte, in Hast, mit steigender Verwirrung, den Feind am Leibe, vor sich gehen. Er war vor den Augen der Welt aus dem Felde geschlagen. Die Verbündeten hatten den Vortheil, daß, weil Napoleon sich ihnen zur zweiten Schlacht gestellt hatte, nun seine Heereskraft und mit ihr seine Macht über Deutschland vernichtet, seine Stärke zur Vertheidigung Frankreichs unzulänglich gemacht war. Der verhängnißvolle Todesstreich gegen sein Glück war gefallen, seine Siegeslaufbahn geschlossen.

Die erschöpfte Natur forderte ihr Recht. Auf seinem Schemel an der Tabacksmühle sitzend, schlief Napoleon übermüdet ein. Nach kurzem Schlummer raffte er sich auf. Sein Erstes war nun, eine Botschaft an den König von Sachsen zu schicken und sich zu entschuldigen, daß er ihn heute nicht besuchen könne. Als 8 Uhr vorbei war, ritt er vom Wachtfeuer langsam fort. Murat begleitete ihn. Auf dem Thonberge lagen die Häuser voll von Verwundeten, daher suchte er Unterkommen für diese Nacht in der Vorstadt und bezog auf dem Roßplatze ein Gasthaus, welches den für seine Lage übel passenden Namen

Hôtel de Prusse führte. Bis spät in die Nacht arbeitete er mit einigen seiner gewöhnlichen Gehülfen. Um 2 Uhr wurden Pferde für ihn bereit gestellt, denn auf Alles, auf das Schlimmste mußte er sich gefaßt halten. Sein Wagen und sein Dienstgefolge war schon in Lindenau. Alte Garde lagerte auf der Erde vor dem Gasthaus. In den ersten Stunden kämpfte Napoleon, der so große Gewalt über sich selbst besaß, noch die Gemüthsbewegung nieder, aber kalte Fassung auf die Länge zu bewahren, vermochte er nicht; seine Verstörung wurde sichtbar.

Trüben Gedanken nachzuhängen, war keine Muße. Rasch zu handeln gebot der fürchterliche Drang der Umstände, zumal nicht zu rechter Zeit an den Rückzug gedacht worden war. Nur in Torgau, Magdeburg oder Erfurt konnte der Kriegsbedarf ersetzt werden. Torgau war gar nicht, Magdeburg auf Umwegen möglicherweise, Erfurt eher und mit geringerer Gefährdung zu erreichen. So wurde Erfurt das Ziel. Boten wurden abgefertigt nach Mainz, Dresden, Torgau, Wittenberg, Hamburg, Bremen, Minden (wo ein neues kleines Heer in der Bildung war), sowie nach Kassel an den König von Westfalen. Den Marschall Saint Cyr ermächtigte er, zu unterhandeln wegen der Räumung von Dresden und Torgau, wenn freie Rückkehr der französischen Truppen nach Frankreich mit ihrem Kriegsvorrath zugestanden werde; sonst solle man sich auf's äußerste wehren. In Frankfurt a. M. sollten sogleich Lebensmittel angehäuft, in Frankreich Vorkehrungen zur Vertheidigung der Grenze eingeleitet werden. Aber noch verbirgt er sich die Beschaffenheit und Tragweite des Ereignisses oder will einen Schleier über dasselbe werfen, denn in der Mittheilung an Saint Cyr, der doch klar sehen mußte, stellte er es dergestalt dar, als habe er einen Angriff auf Leipzig abgeschlagen und sich den Weg zur Saale erzwungen. Der Weg nach Frankreich war freigelassen; ob er wirklich frei sei, beunruhigte ihn, und wiederholt erkundigte er sich darüber in dieser Nacht bei einem Leipziger, der von einem Thurme aus alle Bewegungen beobachtet hatte. Um den Abzug aus der leipziger Gegend möglich zu machen, mußte noch für

die letzte Stellung und für die Stadt so lange gekämpft werden, bis die Masse glücklich hinter Lindenau stand. Das Förderlichste, um die Vertheidigung gehörig vorzubereiten, wäre nun wohl gewesen, sie den zunächststehenden Heertheilen zu übertragen, die dann einige Zeit, alle Vortheile wahrzunehmen, behielten, und die entfernteren ohne Verzug durch die Stadt nach Lindenau abrücken zu lassen. Allein im nächsten Bereiche befanden sich die Garden, Napoleon's letzter Anker. Sie wollte er schonen. Sie sollten zuerst abziehen. Die Vertheidigung fiel somit auf die Vordertruppen. Was lag ihm an den Verlusten, welche die Westfalen, die Hessen, die Italiener, die Polen erleiden mußten? Diese waren nicht seine sichere Kraft. Noch während dieser Nacht sollten die Abtheilungen, eine nach der andern, ihren Abmarsch antreten, und zwar die Mannschaft links um die innere Stadt herum, Geschütze und Wagen, Pferde und Schlachtvieh rechts zwischen innerer Stadt und Vorstadt sich haltend. Auch ein paar Tausend Gefangene sollten mit fortgeschleppt werden. Nach Mitternacht, bei Mondenschein begann der Rückzug, jedoch nur in beschränktem Maße war er ausführbar. Denn noch immer war viel Gepäck in der Stadt zurück, die Wagen hielten in der Straße nebeneinander, und bei ihrer Nähe und Menge verfuhren sie sich ineinander. Langsam war fortzukommen, viele Stellen verstopften sich. Bereits am vorigen Tage war ein arges Durcheinander gewesen, seit dem Abende ein wilder Drang aus den Lagern in die Stadt, um fortzukommen. Sogar vor der Stadt lag Alles voll von Soldaten und Heergeräth und war ein Getümmel, durch welches jeder aufgehalten wurde. Zerbrochene, umgeworfene Fuhrwerke hemmten da den Fortgang. Gegen die Thore hin mußte, wer sich Eingang in die Stadt verschaffen wollte, fast mit Gewalt durchbrechen; in dieser versperrten sich die Wege. Dem Mangel an Ruhe und der Verwirrung, die ein langes Gewirr um den Menschen herum in seinem Innern hervorbringt, ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß auch jetzt keine Hülfsbrücken geschlagen, noch den Truppen die Straßen bezeichnet wurden,

welche, eine jede Abtheilung einzuhalten hatte. Eine Anzahl Stege und kleine Brücken über die vielen Gewässer waren im Gegentheile von den Franzosen zerstört, eine einzige kleine Bockbrücke im Südwesten der Stadt am Richterschen (nachherigem Gerhardschen) Garten eilfertig geschlagen worden. Die durch drei Thore in die kleine, innere Stadt Einziehenden mußten aus einem einzigen Thore heraus und hatten dann zu durchschreiten die lange, schmale frankfurter Vorstadtstraße, der rannstädter Steinweg genannt, die ein Flußarm nach ihrer Länge durchläuft, bevor sie den nach Lindenau führenden Damm erreichten. Von drei gleichzeitig in Leipzig Ankommenden mußten folglich immer zwei abwarten. Nun kamen sie von verschiedenen Seiten her in dieselben Straßen hinein, kreuzten sich und drängten ungeduldig und geängstigt alle nach dem Ausgangsthor. Zum rannstädter Steinwege gelangten aber auch diejenigen Fuhrwerke und Truppen, die in größerer Breite um die innere Stadt rechts und links marschirten, so daß bei diesem eine große Stauung eintrat. Und aus dem äußeren Thore konnte allemal nur ein einziger Wagen, neben dem blos für ein paar Fußgänger Platz war! Bringt man zu alledem in Anschlag, daß die vielen Schlachttage und Niederlagen das Heer bereits in eine unbeschreibliche Unordnung gebracht hatten, daß die Soldaten halb verhungert und schlaftrunken waren, daß noch in nächtlichem Dunkel der Durchzug erfolgte, so begreift man, daß sehr bald ein Gedränge und eine Verwirrung entstand, der gegenüber auch die Besonnensten rathlos waren.

Der Abmarsch ging unter solchen Umständen sehr langsam von statten. Nur ein geringer Theil des Heeres vermochte während der Nacht schon aus Leipzig herauszukommen. Erst in der dritten Morgenstunde räumten die Franzosen die mit so großer Tapferkeit behaupteten Dörfer Probstheide und Stötteritz, nur eine Nachhut daselbst auf einige Stunden zurücklassend.

Indessen waren die Vorkehrungen hiermit nicht erschöpft.

Damit der Abzug der letzten vom Feinde angegriffenen Truppen möglich würde, mußte schließlich die Stadt oder wenigstens die Vorstadt angezündet werden. Die Gemeindebeamten Groß, Werner und Gruner erhielten Befehl, Pechtonnen und Reisigbündel zu beschaffen. Den Hauptauftrag erhielt Gruner. Dieser Mann handelte mit seltener Umsicht. Begreifend, daß der Brennstoff offenbar zur Brandlegung bestimmt sei und daß, falls er Widerstand entgegensetzte, ein Anderer vollziehen würde, was er verhindern wollte, gehorchte er ohne Weigerung und schaffte soviel Pech zusammen, als aufzutreiben ging. Sowie er es aber im Besitz hatte, verbarg er es an einem abgelegenen Orte, den er Niemandem sagte. Alsogleich durften die Franzosen die Vorstädte nicht anzünden, weil sie selbst noch in ihnen lagen, weil sie durch sie hindurchziehen mußten. Bereit war Alles zum Anzünden, das wußten sie. Später aber, als die Zeit der Gefahr wirklich drohte, versteckte sich Gruner. Vergebens suchten ihn dann die Franzosen; sie konnten auch nicht erfahren, wo die Pechvorräthe lagen, und da es sich um wenige Stunden handelte, war die Stadt vor dem Brande behütet. Unter die über den Stadtgraben führende Brücke hatten die Franzosen einen Haufen Pulver und Patronen geschüttet. Der Polizeibeamte Püschel kam in der Frühe des 19ten dahinter, und auf Anordnung des Stadtrathes warfen einige Sänftenträger ganz in der Stille diesen gefährlichen Vorrath in den nahen Teich. Dergestalt wurden einige Vorkehrungen der Franzosen vereitelt.

Um ferner den Feind von der Verfolgung abzuhalten und Zeit zu gewinnen, ließ Napoleon durch sein gefügiges Werkzeug Gersdorf dem Rathe der Stadt am 19ten früh um 5 Uhr befehlen, an Fürst Schwarzenberg ein Schreiben folgenden Inhalts zu richten: der Stadtrath habe, damit nicht die Stadt zu einem Schauplatz des Kampfes werde, sich an den französischen Befehlshaber mit der Bitte um ihre Räumung gewendet und habe von diesem die Erlaubniß erwirkt, ihn, den Fürsten Schwarzenberg, anzugehen. Er bitte nun den Fürsten, zu be-

stimmen, wo die städtische Gesandtschaft vorgelassen werde und zugleich auch daß er befehle, die Stadt zu verschonen. Der Rath gehorchte, richtete auch noch ein Schreiben mit dieser letzten Bitte an den Befehlshaber der verbündeten Vorhut und beschloß außerdem eine zweite Absendung an Bernadotte.

Während der Nacht noch ließ Napoleon dem König von Sachsen sagen, wenn er ihm nach Erfurt folgen wolle, so werde er für seine Sicherheit sorgen. Vom deutschen Volke hatte sich Friedrich August getrennt, von seinem Lande mochte er sich nicht trennen. Er bleibe in Leipzig, ließ er dem Kaiser antworten.

Der neunzehnte Oktober.
Die Einnahme der Stadt Leipzig.

Wäre der Sieger in der leipziger Schlacht, wäre Schwarzenberg ein großer Feldherr gewesen, so würde er den sofortigen Untergang der Napoleonischen Macht herbeigeführt und mit einigen fortgesetzten Opfern unzählige Menschenleben geschont haben, welche der sich weiterhinspinnende Krieg zweier folgenden Jahre kostete. Wenn er noch am Abend des 18ten einen Theil der nicht im Feuer gewesenen Truppen die Aue umgehen und Lederer's Kriegsvolk aus der Aue sich über Schleußig und Zschocher ziehen, wenn er Gyulay mit ungeschwächten Kräften sich auf die lützener Straße und auf Alles, was sich auf ihr bewegte, werfen ließ, gleichviel mit welchen Verlusten seinerseits, so konnte es zweifelhaft werden, welches das letzte Schicksal des französischen Heeres war. Kaiser Alexander verlangte auch sogleich nach der Schlacht nachdrückliche Verfolgung des besiegten Feindes. Jedoch Vieles, was unverzüglich hätte geschehen müssen, wurde unterlassen. Alle österreichischen Truppen der linken Seite wurden allerdings im Laufe des 19ten

nach Pegau gerichtet, um weiterhin Naumburg zum Ziele zu nehmen, allein daß am 18ten die Oesterreicher sich begnügten, die Bewegung auf der Straße von Lindenau nach Lützen zu beobachten, anstatt sie ununterbrochen zu stören oder, falls ein Theil heraus war, den folgenden am Anschluß an jenen zu verhindern, daß ferner Feldmarschall-Lieutnant Murray Weißenfels, Generalmajor Salins Naumburg geräumt hatte, weil die Franzosen kamen, anstatt ihnen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen, der, wenn auch an Ort und Stelle überwunden, gleichwohl eine erfolgreiche Rückwirkung auf das niedergeschlagene Heer, welches Bertrand's Vortruppen nachfolgte, ausgeübt haben müßte — das mochte sehr klug scheinen, aber vortheilhaft für das Ganze war es gewiß nicht. Kein Wunder, daß die Franzosen zuvorkamen und Kösen gewannen, wo ihnen der Weg zu sperren gewesen wäre, und daß Napoleon sonach rettete, was er aus Leipzig glücklich herausbrachte. Alexander war höchlich unzufrieden und mit vollem Recht. So tadelnswerth ist diese Nachlässigkeit und Versäumniß, daß man nach verborgenen Ursachen derselben suchen zu müssen glaubte und demzufolge den Schlüssel zu ihr in Meerveldt's erwähnter Sendung mit Napoleon's Antrag zu finden meinte, die — wie man dafürhielt — denn doch wohl auf Kaiser Franz einen großen Eindruck gemacht habe, also daß er es gegen Napoleon nicht auf's äußerste habe treiben mögen. Darum sei geflissentlich kein Nachdruck im Verfolgen angewendet worden. Allein diese Annahme ist bloßer Argwohn, den weder Beweise noch sonstige Wahrscheinlichkeitsgründe unterstützen. Man wird also aus näherliegenden Veranlassungen die Saumseligkeit erklären müssen. Die nächste ist, daß fünf Tage vor dem Feinde, wie die vom 14ten bis 18ten, Abspannung zurücklassen und daher an ihrem Ende nicht die Schnellkraft vorhanden ist, die zum rüstigen Verfolgen gehört. Sodann muß man sich erinnern, wie vor dem Zusammenstoß Schwarzenberg's Absicht gewesen war, sich auf die Rückzugsstraße der Franzosen zu werfen, daß ihm aber gegen diesen Plan

von allen Seiten Einwürfe gemacht worden waren, und daß er auch am Vormittage des 16ten, so lange er diesen seinen Plan wenigstens noch theilweise betrieb, gar kein Glück dabei gehabt hatte. Auf einen Gedanken, den man fallen ließ, kommt man gewöhnlich nicht so leicht zurück. Außerdem mochte wohl Schwarzenberg nach dem gewaltigen Widerstande, auf den er von der Pleiße bis Probstheide und Stötteritz gestoßen war, unter dem lebendigen Eindrucke des Gegenwärtigen nicht ganz richtig den Zustand sich vorstellen, in dem das Heer Napoleon's, weil es überwunden war, am folgenden Tage sich befinden mußte. Endlich veranschlage man die österreichische Art überhaupt, der die rasche Rührigkeit nicht eigen ist. In den Geschicken, unter denen dieser Stamm sich während der letzten Jahrhunderte gebildet hatte, war er leichtlebig und bedenklich zugleich geworden. Seine ganze Kriegführung in diesem Feldzuge zeigt ihn tapfer und tüchtig, aber auch weitschweifig, umständlich, schwerfällig und stets langsam. Man hat also durchaus nicht nothwendig, schlimme Hintergedanken vorauszusetzen. Wohl ließe sich darüber rechten, ob es nicht klüger gewesen wäre, Leipzig gar nicht erst anzugreifen, da ja doch Napoleon unmöglich im Stande war, sich in ihm zu halten, und einen Theil der Streitkraft auf ein anderes Feld zu werfen; aber man darf nicht, weil die Menschen das minder Kluge gewählt haben, sich dies durch Verdächtigungen ihres Willens erklären. Als am Vormittage Leipzig eingenommen wurde, schickte Radetzky einen Unteranführer dem Gyulay nach mit der Weisung: alsogleich nach Naumburg zu marschiren. Dieser fand Gyulay um 2 Uhr noch in Pegau und bekam die Antwort: „Der Feldmarschall hat gut befehlen, aber meine Leute haben seit 36 Stunden nicht abgekocht. Das geht vor.“ Dem abgeschickten Anführer folgte Langenau selbst auf dem Fuße nach, und Langenau brach, als er vor Pegau vernahm, wo Gyulay stand, in die Worte aus: „Noch hier? Donnerwetter!“ Es gab dann einen sehr heftigen Wortwechsel zwischen Langenau und Gyulay, und nach einer

[illegible]

kurzen Weile ließ Gyulay Generalmarsch schlagen und marschirte weiter.

Napoleon's Wille ging dahin, daß seine Nachhut vor der Stadt den Andrang des Feindes bis gegen Mittag hinhalte, alsdann diese Reynier mit Dombrowski gen Norden, Marmont mit Souham gen Osten, Macdonald sowie Lauriston und Poniatowski gegen Osten und Süden mindestens bis Mitternacht behaupten, jedes Haus vertheidigen sollten. Die Vorstädte waren mit Gartenmauern und Bretterwänden umgeben, in welche, theils vorher, theils während dieser Nacht Schießluken geschlagen waren. An ihrer Nordseite fließt die Parthe vorüber, auf der Südseite erleichterten große Sandgruben die Vertheidigung; die Eingänge waren verrammelt und verpallisadirt, am Gerberthor, in welches die Straße von Halle führt, Schanzen und Brustwehren aus Geschirr gemacht worden; die innere Stadt schützten Wall und Graben; die Straßen sollten verbarrikadirt werden. Indessen war doch bisher sehr wenig geschehen, um die Stadt in guten Vertheidigungsstand zu bringen, und diejenigen Soldaten, die vom Schlachtfelde hereinkamen mit dem Auftrag, den Feind in Leipzig nicht eindringen zu lassen, waren unbekannt mit den kleinen Vortheilen, welche die Oertlichkeiten gewähren konnten, benutzten mithin nicht alle, wie sie vielleicht gekonnt hätten. Ihre Befehlshaber besaßen ebensowenig eine Uebersicht über die Vertheidigungsmittel. Obenein kamen sie hinein in die vollständige Verwirrung, die in der Stadt herrschte. Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, daß der Gang des Gefechts ihrerseits dem Zufall überlassen blieb und vom Angreifer bestimmt ward.

Der Beschluß der Verbündeten war, zeitig auf Leipzig loszugehen. In der Nacht hatten sie zahlreiche Streifwachen ausgeschickt, um sich über die Vorgänge zu unterrichten. Als die Truppen um 6 Uhr aufbrachen, lag ein dicker Herbstnebel über der Erde. Wie er nach einer Stunde fiel, schien klar die Sonne auf den Zug eines großen und siegreichen Heeres gegen eine unbefestigte Stadt, aus der ein geschlagenes Heer floh.

Ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, ging es in mehreren Schlachthaufen vorwärts. In Konnewitz wichen die Polen den Oesterreichern nur Schritt für Schritt; erst gegen 10 Uhr sollen sie in die Stadt zurückgeworfen worden sein. In Probstheide zündeten die Franzosen, die bei ihrer Annäherung abzogen, den noch stehengebliebenen Theil des Dorfes an, ungeachtet sehr viele Verwundete in den Häusern lagen. Einige von diesen wurden bald darauf noch von Kleist's ankommenden Preußen gerettet. Aus Stötteritz wichen die Franzosen fechtend nach der Stadt. Volkmarsdorf und Reudnitz wurde um 8 Uhr stärker vertheidigt gegen die unter Bernadotte's Befehl stehenden Preußen. Vorstell drängt die Franzosen an die Vorstadt. Sonst fielen auf dieser Seite mehr nur Vorpostengefechte vor, und gar manche heranmarschirende Soldaten, die jeden Augenblick den Ausbruch eines abermaligen fürchterlichen Schlachtlärms erwarteten, wunderten sich nicht wenig über die tiefe Stille, welche nur von einzelnen Schüssen unterbrochen wurde. Hier und da sprengten die Franzosen, indem sie flohen, noch stehengebliebene Pulverkasten, die nicht fortzubringen waren, in die Luft. Oefter aber wurden einzelne Franzosen zu Gefangenen gemacht. Erst unmittelbar vor den Thoren waren Geschütze aufgepflanzt, die etwas spät das Vorrücken beschossen. Ihnen gegenüber fuhren nun auch die Verbündeten zwischen Krottendorf und Reudnitz und weiterhin ihr Geschütz auf. Zwei Stunden lang und länger donnerten wieder die Feuerschlünde. Hart an den Vorstädten ging der Kampf. Was außen zu decken suchte, wurde in die Stadt geworfen; übrigens entspann sich auf der ganzen Ost- und Südseite ein lebhaftes Gefecht der beiderseitigen Vorposten.

Am schärfsten ging es her, wo das schlesische Heer mit dem Versuche, in die Stadt einzudringen, beginnen konnte. Blücher's dem Nordheere zugegebene Truppen mußten aber erst wieder herüber über die Parthe; ohne ihre Mitwirkung war es zu schwach; auch erfuhr er erst nach 8 Uhr, als der Nebel sich verzogen hatte und Bülow schon Reudnitz angriff,

des Feindes allgemeinen Rückzug mit völliger Bestimmtheit. Des leipziger Rathes Abgesandte gelangten nicht vor Blücher, weil sie sich nicht herausgetrauten in's Gefecht. Der sie ankündigende Rathsaufwärter Müller aber gelangte mit einem Trompeter und einem französischen Anführer zu dem ersten Posten und zum Feldherrn des schlesischen Heeres. Blücher gab ihm den Bescheid: von den unter seinem Befehle stehenden Truppen habe Leipzig keine Plünderung zu besorgen. Mit dem Rathswärter schickte er einen Anführer von Rang zum Thore und forderte durch diesen nach altem Soldatenbrauch förmlich die Uebergabe der Stadt. Sein Beauftragter ward nicht eingelassen. Das Gefecht war zu dieser Zeit schon im Zuge. Jener Rathswärter hatte Blücher's Frage nach der Stärke der Franzosen in der Stadt dahin beantwortet, daß er eine geringe Zahl angab, wie er es vom vorigen Tage wußte. Blücher also war der Meinung, daß es nur eine schwache Gegenkraft zu überwältigen gälte, und ließ in der zehnten Stunde sogleich den Hauptangriff auf das Gerberthor richten, den ein Scheinangriff an der Seite des Rosenthales (wo auch ein schmaler Eingang in die Vorstadt sich befindet) fördern sollte. An dieser Stelle hatten sich die Franzosen in den letzten Tagen auf die Vertheidigung eingerichtet und vorbereitet, da setzten sie einen sehr tapferen Widerstand entgegen. Das Gefecht wurde überaus hitzig. In's Thor waren die Franzosen, die noch vorgeschobene Deckungsorte besetzt hatten, sehr bald geworfen; hinter der Parthe, aus den Häusern schossen sie aber stark. Blücher ließ Langeron's Schlachthaufen stürmen und sein Geschütz wirken. Damit die Stadt nicht in Brand gerathe, verbot Blücher, Granaten abzuschießen. Doch wurden einige (vielleicht vorher) geworfen, und an drei Stellen des Brühls brach Feuer aus. Zum Glück für Leipzig gelang es, trotz der furchtbaren Verwirrung in der Stadt, diese Feuer bald zu löschen. Blücher stürmte am Thore. In Massen drangen die Russen darauf, indeß die Abwehr war so gut und das Gemetzel ward so arg, daß der Sturm bei tausend Russen das Leben kostete. Mitten unter

den stürmenden Russen rief Blücher ihnen unaufhörlich sein „Vorwärts! Vorwärts!" zu. An diesem Tage war im Heere bekannt geworden, daß Blücher zum Feldmarschall erhoben sei. Feldmarschall Vorwärts wurde er seitdem geheißen.

Welches Gewirr inzwischen in der Stadt! Die angstvollen Bürger hielten ihre Hausthüren geschlossen und sahen mit Bestürzung dem schlimmen Geschicke entgegen, das sich über sie zu entladen drohte. Je näher und heftiger das Schießen wurde, desto ungestümer ward das Drängen der Franzosen, herauszukommen. Da schon in der Nacht viele Stellen verfahren worden waren, so setzte die Unordnung sich fort mit der wachsenden Besorgniß. Abhülfe war da gar nicht zu schaffen, an geschlossenes Fortrücken nicht zu denken; sowie die Gliederung der Truppen gestört wurde, ward auf keinen Befehl mehr gehört. Jeder wollte nur für sich selber sorgen. Fußsoldaten aller Abtheilungen und Reiter mit einander vermengt, dazwischen Kanonen und Wagen und mitten im Gewühle noch Schlachtvieh. Nichts hielt mehr zusammen. Bequemer fortzukommen, warfen viele Soldaten ihre Gewehre und Patrontaschen auf die Straße. Alle Zeugen sagen aus, daß die Fassung verloren ging. Da sie den Feind an die Thore pochen hörten, strebten auch die Besonneneren auf's eiligste heraus. An den Häusern auf der Gasse lagen noch viele Verwundete, manche wurden jämmerlich zertreten. Je mehr sich die Hinteren häuften von den Fliehenden, desto größer wurde der Gedrang. Das Pressen derer, die schneller von der Stelle wollten, verursachte im Gegentheil Stockungen. Die Unruhe bringt immer Unordnung, und der wachsende Eifer, herauszukommen, beschleunigt nicht, sondern vermindert die Bewegung, und, wie in verworrenen Massen, nahm Schreien und Lärmen, das doch nicht weiter hilft und nur die ansteckende Furcht rascher verbreitet, überhand. Wehklagen und Jammern mischten sich noch darein. Jedes kleine Hinderniß, welches einem Wagen widerfuhr, verursachte ein langes Halten des ganzen Wagenzuges. In diesem Knäuel von Menschen verlor der Einzelne seine Selbstbestimmung und

eigene Bewegung, wurde geschoben und getragen. Je näher dem Ausgangsthore, desto schlimmer war das Durcheinander und Gewühl. Auf dem Damme wälzte sich der Strom in Hast fort. Pferde und Privatwagen wurden vom Damme heruntergedrängt, herabgeworfen, um die Straße freier zu machen.

Daß nun diese Verwirrung in und um die Stadt auch auf die Abwehr des schon an mehreren Stellen stürmenden Feindes in der nachtheiligsten Weise einwirkte, ergiebt sich von selbst.

Kaiser Napoleon hatte gegen Morgen noch einige Stunden geschlafen. Als man bereits schießen hörte, in der 9ten Stunde, brach er auf, um Leipzig zu verlassen. Er ritt zuerst zu seinem Verbündeten, dem König von Sachsen, dessen Land er verspielt hatte, um Abschied zu nehmen. Friedrich August empfing ihn, den Mann im grauen Rocke, mit der gewöhnlichen Etikette, in Gala, in seidenen Strümpfen und Schuhen, mit Ordensband und Stern. Was sie mit einander geredet haben während einer guten Viertelstunde, weiß man nicht; man hat nur bemerkt, daß Napoleon's Gesichtszüge kalt und ruhig waren und daß die Königin viel und lebhaft in ihn hineinsprach, sonst weiß man blos aus einer späteren Aeußerung des Königs, daß Napoleon ihm gesagt hat: er verlasse Leipzig nur, um im freien Felde zu manövriren, werde aber in zwei, drei Tagen die Stadt entsetzen. Französische Schriftsteller wollen über manche Auslassungen berichtet sein, die zu jenen Worten durchaus nicht passen; jedenfalls suchte Napoleon des Königs Zuversicht zu stärken. Nach diesem Besuche sprach Napoleon einige gleichgültige Worte zu der sächsischen Leibgarde, die mit allen übrigen sächsischen Fußsoldaten vor des Königs Behausung auf dem Markte aufmarschirt war, und ritt in die Hainstraße, um das rannstädter Thor zu erreichen. Mürat, Ney und andere Heerführer waren an seiner Seite. Man beobachtete, daß Napoleon öfter an einem Riechfläschchen roch. Er fand die letzte Strecke vor dem Thor mit Geschützen und Wagen so vollgepfropft, daß er umkehrte und mit einem Führer auf einem Umwege

durch die Fleischer-, Kloster- und Burggasse zum Petersthore hinausritt. Auch dort war kein Durchkommen. Er kehrte wieder um, wollte durch das Barfüßerpförtchen; das war geschlossen. Zum zweiten Male versuchte er am Petersthore, und diesmal gelangte er aus der inneren Stadt. Zuerst ritt er noch einmal gegen seine letzte Wohnung, ermahnte Soldaten, die er auf dem Roßplatze antraf, sich tapfer zu wehren, und suchte alsdann den Ausweg zu gewinnen. Da kam er bald in ein so arges Gedränge, daß seine Begleiter, weil keine Zurufe fruchteten und öfter minutenlanges Stillhalten eintrat, mit flachen Hieben in die Menge schlugen, um Schritt für Schritt Platz zu schaffen. Ney wurde, als er Gewalt brauchte, selber mißhandelt. Eine ganze Stunde verging, ehe Napoleon vom Petersthore bis an das Ende der äußeren Stadt (bei der großen Funkenburg) gelangt war. Ruhig, in sich gekehrt, ritt er in dem langsamen Menschenstrome fort, geschoben vielmehr von dem Schwalle der Flüchtigen. In Lindenau hält er an, steigt vom Pferde, stellt Anführer, welche die auf der gangbaren Fläche anlangenden wirren Massen nach ihren Abtheilungen ordnen sollen, an, bezeichnet die Plätze, wo jede Abtheilung sich sammeln soll, dann begiebt er sich in die Mühle und läßt noch einige Befehle niederschreiben, namentlich einen an Macdonald, den Oberbefehlshaber der Nachhut, daß er sich noch 24 Stunden in der Stadt halten möge, und sinkt hierauf in tiefen Schlaf.

Nun war Napoleon aus Leipzig fort und es war an dem König von Sachsen, die Zügel zu ergreifen — in seinem eigenen Lande. Völlig rathlos jedoch blieb Friedrich August zurück. Nachdem ihn Napoleon verlassen, ging er in seinen sicheren Keller hinunter. Er fragte wohl seinen Adjutanten von Bose: „Was thun?" und erhielt von diesem den guten Rath, so geschwind als möglich einen Unterhändler an die verbündeten Herrscher zu schicken. Seine Lage war höchst peinlich, die Wahl, die vor ihm lag, war: entweder mit Napoleon zusammen flüchten oder in Gefangenschaft gerathen. Man konnte

noch versuchen, ob es möglich sei, durch schnelles Unterhandeln und geeignetes Befehlen in der Stadt dies letzte Schicksal abzuwenden. Bose bezeichnete also das Einzige, was die Umstände geboten, und jeder Augenblick des Verzugs war vom Uebel. Aber ein eigenthümlicher Unstern leitet die sächsischen Fürsten in der Wahl ihrer Rathgeber und Gehülfen. Friedrich August wollte sich doch erst mit seinen gewöhnlichen Berathern, den alten Getreuen, die ihn auf den Abweg gebracht hatten, benehmen!

Schon löste sich die Napoleonische Macht. Die Völker, die für Napoleon ihre Kraft hergegeben hatten, schüttelten selber die Bande ab. Die Würtemberger, die Sachsen waren von freien Stücken übergegangen zu den Verbündeten. Die Badenser, die in der Stadt lagen, hatten schon vor einigen Tagen offen herausgesagt, so daß Jedermann es hören konnte, sie würden keinen Widerstand leisten, ja mancher unter ihnen verkaufte schon am 17ten sein Gewehr. Selbst ein Theil der Polen besann sich, daß sie keine Franzosen seien und daß ihr Gebieter eigentlich Friedrich August war. Dombrowski schickte den Heerführer Uminski zu ihm und ließ ihm erklären, daß er und sämmtliche polnische Truppen bereit seien, jeden seiner Befehle auf's pünktlichste zu vollziehen. Wenn sie auf einmal um Vorschriften für ihr Verhalten ihren Fürsten angingen, so war doch klar, was dies bedeutete: sie wollten am Schiffbruche Napoleon's nicht weiter Theil nehmen, sich von ihm trennen. Sie setzten Friedrich August nur in Verlegenheit! „Er habe ihnen noch nie einen Befehl ertheilt" — lautete seine Antwort — „sie möchten auch jetzt die von Napoleon erhaltenen Befehle vollziehen!"

Wie häufig geschieht, daß ein Ereigniß, indem es sich zuträgt, kleiner und unbedeutender Denen, die es vollbringen oder durchleben, erscheint, als es ist, als es nachher sich ausweist, so war dies auch der Fall mit der leipziger Schlacht. In den ersten Morgenstunden fuhren Schwarzenberg und Radetzky auf's Schlachtfeld. Ihnen begegnete bald unweit Geschwitz Wolzogen. Als dieser sie ansprach und dem Oberfeldherrn seinen Glück-

wunsch zur gewonnenen Schlacht ausdrücken wollte, antwortete Schwarzenberg: „So weit sind wir leider noch nicht. Wir werden heute noch einen harten Strauß bei Probstheide zu bestehen haben.“ Wolzogen gab ihm die bestimmte Versicherung, daß die Franzosen seit gestern Abend im vollsten Rückzuge begriffen seien. Nachdem Schwarzenberg sich überzeugt hatte, daß sie das Feld nicht mehr hielten, ordnete er an, bei welchen Thoren Leipzigs ein jeder von den Heerführern den Eingang zu erzwingen habe. Da aber beschäftigte ihn noch der Gedanke, daß Napoleon sich ihm bei Erfurt zu einer neuen Schlacht entgegenstellen werde. Das Gespräch der Feldherren war an diesem Vormittage, wie den Franzosen nachzurücken sei.

Früh um 7 Uhr war Kaiser Alexander von Rötha, allwo er seit dem 16ten sein Nachtlager genommen, bei dem Heere eingetroffen, ritt zu den in geschlossenem Zuge aufgestellten Mannschaften und sprach den Befehlshabern seinen Dank für die bewiesene Tapferkeit aus; darauf verfügte er sich mit dem Oberfeldherrn und dem Könige von Preußen, den meisten Heerführern und einem unabsehbaren Gefolge in die Nähe des Thonberges, als eben Bennigsen's Geschütze ihr Feuer begannen. Die drohenden Schlachthaufen standen in langen Reihen oder zogen auf Leipzig zu. Allgemein war der Wunsch, von der Stadt Leipzig die Zerstörung abzuwenden. Diese Rücksicht hat nach einer Versicherung den Fürsten Schwarzenberg mitbestimmt, seine Macht nicht weiter auf die lindenauer Straße zu werfen. Selbst der damals beim Heere befindliche Russe Michailofsky-Danilefsky sagt: „Wessen Herz, der Liebe zu den Wissenschaften hegt, konnte wohl ruhig schlagen, als über Leipzig eine vernichtungsschwangere Wolke aufzog?“ Solche Betrachtungen hatten schon die Gedanken beschäftigt, als die leipziger Gesandtschaft vor Alexander kam — zwar nicht die Gesandtschaft selbst, denn Bürgermeister und Rathsherren hatten erst das Hofkleid hervorgesucht, sich mit dem Salondegen und Hütlein angethan und waren hernach, als sie das Gefecht vor Augen sahen, heimgekehrt, wohl aber der zu ihrer Anmeldung voraus-

geschickte Landsteuereinnehmer Wichmann. Dieser galt nun als Abgesandter Leipzigs und war es in diesem Augenblicke in der That. Wichmann empfahl die Stadt der Großmuth der Sieger und bat um Schonung.*) Zu gleicher Zeit kam auch vor Alexander der sächsische Oberst Ryssel der Jüngere, der von freien Stücken, jedoch mit Vorwissen des sächsischen Kabinetsministers Grafen Einsiedel den Versuch einer Vermittelung für seinen König auf sich genommen hatte. Ryssel der Jüngere soll in französischer Sprache Alexander angeredet haben: „sein König habe ihn beauftragt, zu eröffnen, daß Leipzig den verbündeten Truppen ohne Schwertstreich übergeben werden würde, wenn diese den französischen Truppen nur vier Stunden zur Räumung der Stadt zugeständen; falls dieser Vorschlag nicht berücksichtigt werden sollte, würden die Franzosen die Stadt zu deren Verderben bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen." Alexander soll ruhig zugehört, dann aber nach vorwurfsvollen Bemerkungen über das Betragen des Königs von Sachsen, dessen Worten zu glauben, dessen Vorschläge anzunehmen er keine Veranlassung mehr haben könne, geäußert haben: nicht einmal eine Minute gewähre er. „Ich habe Ihnen nun alles gesagt, Sie können zurückkehren."**) Anders

*) Wie sich von selbst versteht, ist Wichmann, gleich den Meisten, die etwas Rechtes thun, mit Undank belohnt und in Leipzig gehörig schlecht gemacht worden. Man glaubte ihm einfach nicht — aber wie schlecht die vornehmen Herren vom Rathe sich benommen hatten, dafür hatte man kein Auge. Die kleine Denkungsart, die aus des damaligen Senators, nachherigen Bürgermeisters und Geheimen Justizrathes Groß „Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1850" spricht, wird natürlich da nicht gespürt, wo man selber klein denkt. Groß greift auch den edlen Reil an wegen eines damaligen Berichtes an Stein über verwahrloste leipziger Zustände. Die Dienstbeflissenheit und Schmeichelei, der sich die leipziger Spitzen der Behörden und Bewohner (die Professoren leider mit einbegriffen) gegen Napoleon jahrelang ergeben hatten, konnten sie nun gegen seine Besieger fortsetzen. Die alten Redensarten paßten bei veränderter Anrede vortrefflich, und für „klug" galt dies ja doch!

**) So nach der Erzählung in: „Das erwachte Europa." Berlin 1814, zweiten Bandes drittes Heft; deren Verfasser S. 55 versichert, sie nach den Berichten von Augenzeugen entworfen zu haben.

verhielt es sich mit Wichmann's Anliegen. Alexander's Antwort lautete: „Nun gut, ich will es!" und sogleich rief er nach Trompetern, die den Geschützen zujagen mußten. Die Absicht der Verbündeten ging dahin, Leipzig zwar, wenn es sein müsse, mit stürmender Hand einzunehmen, jedoch nicht mehr zu beschießen, als erforderlich sei, um das feindliche Geschütz zum Verstummen zu bringen. Daher sollten auch keine Granaten geschleudert werden. Wittgenstein's russische Truppen zogen, zum Sturm anmarschirend, mit klingender Musik und fliegenden Fahnen wie zu einer Prunkvorstellung vor ihrem Herrscher vorüber. Er begrüßte die Soldaten einer jeden Fahne und er, der Czar, sprach sie bittend an. „Kinder," rief er, „gekämpft habt ihr in den letzten Tagen auf's neue als tapfere Krieger, als unbesiegbare Helden. Jetzt aber seid großmüthig gegen die Besiegten und gegen die unglücklichen Bewohner der Stadt. Euer Czar bittet euch darum, und wenn ihr mich liebt, so werdet ihr meine Befehle treu erfüllen." Den Anführern sagte er: er habe keine Worte, um ihnen seine Dankbarkeit auszudrücken. „Krönen Sie heute Ihre Thaten durch Erhaltung einer gerechten und strengen Mannszucht, machen Sie, daß die fernste Nachwelt Sie als Muster einer bis auf den heutigen Tag unbekannten Seelengröße aufstelle." Und mit lauter Stimme gelobten es Anführer und Gemeine. Die warmen Worte waren den Kriegern zu Herzen gegangen. Manchen sollen Thränen in die Augen getreten sein. Sie waren schon weit ab von ihm, schon nahe am Feinde, da brach aus ihren Reihen der Ruf aus: „Es lebe der Kaiser von Rußland! Vivat der Kaiser Alexander, Vivat! Hurrah!" Alexander befahl auch, die unregelmäßigen Truppen, die, wie er wußte, nicht im Zaume zu halten waren, nicht die Stadt betreten zu lassen. Um indeß auf die Absendung zu antworten, sandte er aus seinem Gefolge Toll und Preußens König seinen Natzmer an den sächsischen König. Der Auftrag, den sie diesen mitgaben, lautete: „Von Unterhandlungen mit dem Könige von Sachsen könne nicht mehr die Rede sein, nachdem er alle

früheren Anträge zurückgewiesen habe, die sächsischen Truppen wolle man nicht feindlich behandeln, wenn der König sie sofort aus dem Gefecht zurückziehe, die Stadt Leipzig würde man gern schonen, wenn der Feind sie unverzüglich räume." Dem Toll sagte noch Alexander: „er gebe dem König von Sachsen eine halbe Stunde, sich zu entschließen."

Ziemlich viel Zeit verstrich, bevor Toll und Natzmer in des Königs Wohnung gelangten. Dort erregte ihr Erscheinen sichtbare Verwirrung, und es hieß: „Seine Majestät seien jetzt nicht zu sprechen." Sie traten entschieden auf, es sei keine Zeit zu verlieren. Darauf kam der König aus dem Keller hervor, in Gala, bleich.*) Nach ihrem Vorbringen antwortete er, die Berührung der Unterhandlungen unbeachtet lassend: „was die Schonung der Stadt betreffe, so verweise er an den Herzog von Padua (Arrighi), den Napoleon, sein hoher Alliirter, zum Gouverneur der Stadt ernannt habe. Seine sächsischen Truppen könne er nicht aus dem Gefechte zurückziehen, denn er habe sie dem Kaiser Napoleon, seinem hohen Alliirten, überwiesen; von dessen Marschällen, nicht von ihm, hätten sie Befehle zu erhalten." Und dabei blieb er auch, als die Abgesandten ihm ihr Erstaunen ausdrückten. Zurückzukehren zu dem Heere, wäre nun überflüssig gewesen, denn sie konnten nicht Einhalt thun. Daher verweilten sie bei dem Könige.

Es war nicht nöthig, noch lange zuzureden: in diesem Augenblick wurde schon die innere Stadt genommen.

Der Angriff auf Leipzig war allgemein, trug aber das Gepräge eines verworrenen Gefechts. Schützen von Hessen-Homburg's Heertheile wagten sich überall heran an die Umfassungswände und schossen. Dicht an die Mauer sich andrückend, richteten sie ihre Büchsen auf die eingebrochenen Schießlöcher, indessen konnten sie die Mauer nicht ersteigen. Sie

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. III. 466. Leipzig, 1857.

erblickten nicht einen Franzosen, aber viele Wackere wurden von den feindlichen Kugeln getroffen. Sie waren Bennigsen im Wege, der mit den Geschützen die Wände einschießen wollte, um Lücken zum Eingange zu öffnen. Eine Weile that Alexander's Befehl ihm noch Einhalt. Schon hoffte die Mannschaft, ohne Gemetzel einzuziehen, und reinigte erfreut Kleider und Waffen zum stattlichen, feierlichen Einzug; da kam ein zweiter Befehl Alexander's: „zu einem Vergleiche sei keine Zeit mehr, die Waffen sollten rasch entscheiden.“ Jene Schützen waren da so eifrig, daß es schwer hielt, sie aus der Richtung der Geschütze herauszuziehen. Um 10 Uhr wurde heftig geschossen. Bennigsen's schwere Zwölfpfünder thaten aber geringe Wirkung, ihre Kugeln schlugen durch die dünnen Wände hindurch, stürzten sie aber nirgends ein. Endlich wurden die Befehlshaber ungeduldig und geboten zu stürmen. Zum Uebersteigen der Mauern und Planken waren jedoch gar keine Geräthe, keine Leitern, keine Beile, keine Brechstangen zur Hand, nichts darauf hin vorbereitet, und durch die Schießluken, von den Dächern der Häuser richteten die Franzosen ein höchst wirksames Feuer auf die Anstürmenden. Auch hatten die Franzosen noch viele Geschütze in Thätigkeit. Mit Todesverachtung mußten die Stürmenden sich Oeffnungen brechen und eindringen.

An mehreren Stellen bahnten sehr bald die Verbündeten sich den Weg in die Vorstädte Leipzigs, wo zuerst, läßt sich jetzt keineswegs mit Sicherheit feststellen; jede eindringende Schaar hielt sich für die zuerst Leipzig betretende. Wahrscheinlich erfolgten die verschiedenen Einbrüche ziemlich gleichzeitig.

Im Süden machten Bennigsen's Russen, nachdem sie einen harten Widerstand an der Sandgrube gebrochen, wobei viele Franzosen umkamen, zwischen dem grimmaischen und Hospitalthore (oder wahrscheinlicher erst südlich von letzterem) den Einbruch, zogen sich dann langsam an den Umfassungsmauern westwärts zu dem Petersthor, schossen dieses ein und verbreiteten sich kämpfend über das Petersviertel und zum Roßplatz. Colloredo's Oesterreicher, die ihren Anmarsch über das Vorwerk Brand

nahmen, fanden das Petersthor schon vom Feinde verlassen, schritten vorwärts, stießen erst auf dem die innere Stadt umgebenden Anger bei der alten, kleinen Feste Pleißenburg auf Polen, die sich daselbst sammelten und zu vertheidigen suchten. Andere Russen drangen näher am Hospitalthor durch die Mauer des Bose'schen Gartens (ungefähr am Ende der heutigen Königsstraße) ein. Plünderung hatte Bennigsen bei Todesstrafe verboten.

Als auf der Ostseite Bernadotte dieses Vordringen der Russen gewahrte, befahl er — es war ¼10 Uhr — seinen Truppen, schnell das äußere grimmaische Thor zu stürmen. Der Prinz von Hessen-Homburg (der jüngere Bruder des österreichischen Heerführers) griff am grimmaischen Thore an, Borstell weiter rechts gegen einen großen Park, die Milchinsel genannt, und das in ihrem Rücken gelegene Hinterthor. Wir beschäftigen uns zuerst mit der Erstürmung des grimmaischen Thores und werden erst dann die gleichzeitigen, entscheidenden Vorgänge des Sturmes auf die Milchinsel betrachten. An beiden Stellen waren es die Preußen, welche den Eingang erzwangen.

Das grimmaische Thor war stark verrammelt, mit eisernen Widerhaken geschützt, mit Schießlöchern versehen, und in seiner Umgebung waren die Gebäude stark besetzt. Der Prinz von Hessen-Homburg stellte sich an die Spitze der Fahne königsberger Landwehr, welche den Sturm auszuführen befehligt ward. Ihr Führer Friccius rief seine Kameraden an: „Wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Einwohner Leipzigs, nur die Franzosen sind unsere Feinde, welchen wir keinen Pardon geben. Was ihr mit Kolben und Bajonett erreichen könnt, stoßt nieder!" Nahe dem Thore standen schon Pommern, die aber nicht wußten, wie hineinzudringen sei, und mehrmals vergebens vom Prinzen zum Sturme angefeuert wurden. Friccius eilte mit seinen Landwehrleuten vor sie, seine Leute drücken sich dicht an die Wände, trotzdem gerathen sie in ein heftiges Kleingewehrfeuer. Stehenbleiben war sicherer Tod, wie aber vor-

wärts? Eine Stelle der Mauer zwischen dem Thor und dem Armenhause schien weniger dicht. Friccius ergriff das Gewehr des nächsten Soldaten und stieß mit dem Kolben dawider, mehrere Landwehrmänner halfen; die Mauer wich. Der Erste, der durch die Oeffnung sich zwängte, Maluga, bekam einen Bajonettstich in's Gesicht, hinter ihm sprang Friccius mit dem Rufe: „Ihr werdet mich nicht verlassen!" durch, nach ihm der Hauptmann und frühere Regierungsrath Motherby und Lieutnant Stumpf. Motherby ruft: „Kameraden, folgt mir!" und fällt sogleich, von einer Kugel in den Kopf getroffen. Seinen Tod besang Max Schenkendorf. Die Gemeinen folgten nach, etwa 50 Mann. Sowie sie sich durchzwängen, läuft die Besatzung, dem Handgemenge zu entrinnen, auf 30—40 Schritt zurück, stellt sich dann auf und feuert unaufhörlich. Mehrere Preußen fielen. Die Eingedrungenen konnten nicht zurück. Sie sammeln sich zu Hauf und stürzen sich mit gefälltem Bajonett auf die Schießenden, die darauf sich in die Flucht warfen. Aber aus den nahen Häusern im Rücken wurde auf die Preußen geschossen. Sie drangen in diese und warfen mehrere Franzosen aus den Fenstern. Es war 11 Uhr, als das grimmaische Thor erstürmt wurde.

Die Einwohner kamen sogleich freudig aus den Häusern, riefen laut: „die Preußen, unsere Retter sind da!" streckten die Hände entgegen und brachten Lebensmittel herbei. Ohne sich aufzuhalten, des Feindes Bestürzung benutzend, führt Friccius seine Handvoll Tapfere vorwärts durch die Johannisstraße, ohne auf einen Feind zu stoßen, bis zum Roßplatz, den er mit Truppen angefüllt sieht, so weit er blicken kann. Friccius ging zurück zum Thore, wo durch die Lücke unterdessen nach und nach eine Menge seiner Soldaten durchgedrungen waren. Jetzt aber ward die königsberger Landwehr von Uebermacht, die aus dem Anger auf sie losging, angegriffen. Sie hielt Stand. Ein äußerst blutiges Handgemenge erhob sich. Die Preußen hieben gewaltig ein. Ein Landwehrmann, Johann Tiedtke, seines Zeichens ein Schornsteinfeger, schlug 12 Franzosen zu Boden. Die

Franzosen wurden abgewehrt. Zur Seite der Landwehr, im Johanniskirchhofe, befand sich noch eine Abtheilung, die erst dem Gemetzel zusah, darauf herausstürzt. Friccius hält sich für verloren; allein die Anführer überreichen ihm ihre Degen als Gefangene, die Gemeinen laufen davon. Furcht war über die Franzosen gekommen. Sie sahen ihre Sache verloren. Indessen gab es noch Unverzagte, die in demselben Johanniskirchhof widerstanden. Gegen diese kehren die Königsberger ihre Waffen und machen sie nieder. Der Landwehrmann Schwartz, der dabei umringt wurde, erlegte in verzweifelter Wuth 7 Gegner. Da rückten zum zweiten Male von der inneren Stadt die Franzosen her, und diesesmal in großer Stärke und mit Geschütz, auch Badenser waren dabei; aber inzwischen war die Oeffnung des verrammelten Thores gelungen und die Kraft der Preußen konnte in's Gefecht treten. Die Franzosen fuhren in ihrem Angriff fort. Der Prinz von Hessen-Homburg wurde schwer verwundet. Bis gegen die Querstraße wurden die Franzosen unter heftigem Fechten gedrückt.

Mittlerweile war der Sturm auf das Hinterthor vor sich gegangen. Vor diesem Thore hatten die Franzosen sich in großer Stärke in der Milchinsel und den anderen Gärten und Gebäuden festgesetzt. Aus ihnen fügten sie den Preußen*)

*) Die Preußen griffen demnach auf dem heutigen Marienplatze, vom großen Kuchengarten aus, an. Das Kugeldenkmal am Zusammenstoß der jetzigen Marien-, Mittel- und Reudnitzer-Straße erinnert an diesen blutigen Kampf. Die Franzosen, welche hier so tapfer entgegenstritten, gehörten zur „Division Ricard" und standen unter Marmont. — Die Milchinsel ist der längliche Park südöstlich vor der Stadt neben dem „Felde"; der Deutlichkeit wegen mußte der Name nördlich darüber geschrieben werden. Am südöstlichen Ende der Milchinsel standen einige Gebäude. Auch sei bemerkt, daß auf einer Anzahl Abzüge der Karte in Folge eines Mißverständnisses bei der Correctur die Windmühle östlich von Stötteritz als die Quandt'sche bezeichnet wurde, während Quandt's Mühle die westlich von Stötteritz gelegene ist. Dieser Fehler wurde während des Abzugs berichtigt. Uebrigens ist die Karte mit großer Sorgsamkeit ausgeführt.

großen Schaden zu, und vollführten auch einen so kräftigen Ausfall, daß diese anfangs weichen mußten. Vorstell schickte Verstärkung, und nachdem in langem Kampfe die heftige Gegenwehr überwunden worden war, drangen die Preußen an mehreren Stellen durch. Klassig, ein freiwilliger Streiter aus Leipzig, zeigte die günstigsten Stellen. Hauptmann Schmeling war es, der mit seinen Pommern die Milchinsel einnahm. Bajonnett und Kolben entschied. Es ging sehr blutig her. Kein Franzose wurde verschont. Mitten im Kampfgetümmel warfen die Einwohner aus den Fenstern den Preußen Aepfel zu, die begierig aufgesucht wurden, reichten ihnen auch einige Flaschen Wein. Mit einstimmigem Hurrahgeschrei ging es an gegen den Feind, und ein rauschendes Lebehoch der Leipziger begleitete ihr herzhaftes Vordringen. Man schlug sich bis zum grimmaischen Thor in allen Gärten, und jedes Gartenhaus mußte unter Kampf dem Feinde abgenommen werden; manchmal rückwärts getrieben, erreichten die Preußen nur unter heftigen Gefechten das eine Ende der Querstraße und rechts von dieser die hallesche Vorstadt und den Anger. Sie geriethen hierdurch den Vertheidigern der halleschen Vorstadt, welche sich am Gerberthore noch immer Blücher's glücklich erwehrten, in den Rücken. Augenblicklich tritt Marmont an die Spitze zweier Regimenter, um sie zurückzuwerfen, anfangs auch mit gutem Erfolge. Die Preußen wurden aufgehalten, aber von Minute zu Minute sah Marmont ihre Menge schwellen, und überdies wurde (wie er wenigstens in seinen Denkwürdigkeiten erzählt) auch aus der innern Stadt von den sächsischen und badischen Soldaten auf sein eigenes Kriegsvolk geschossen. Seine Stellung war nun nicht mehr haltbar. Die Unordnung war allerwegen so allgemein und so groß, daß auch für Marmont das Befehlen aufhörte. Er blieb nicht mehr im Stande, seine Leute zusammenzuhalten und nach seinen Weisungen zu bewegen. Auch er mußte auf schleunige Rettung Bedacht nehmen. Seine Soldaten flohen. Unter Hurrahgeschrei folgten ihnen die Preußen und stießen mit dem Bajonette jeglichen nieder, den sie erreichten.

Es war zwischen ½1 und 1 Uhr, als die Franzosen die Parthe-Brücke am Gerberthore aufgaben. Sacken's Schützen bemächtigten sich ihrer ohne Verzug, stellten die Gangbarkeit her, und in Hast ging es die Gerberstraße entlang dem Feinde auf dem Nacken.*) Blücher mit seinem Gefolge war dabei. Als er den Anger, der die innere Stadt von den Vorstädten trennt, erreichte, schaute er, so weit das Auge trug, ineinander gefahrene Pulverwagen, Brodwagen, Gepäckwagen, Geschütze, von denen viele ohne Pferde waren, und Knechte sowie einzelne Versprengte, welche sich hindurchzwängten und aus dem Gewirre herauszukommen trachteten. Nicht möglich schien's, rasch durch diese Wagenmenge zu gelangen, und es war auch nicht nothwendig, denn Blücher gewahrte bereits auf der andern Seite eingedrungene Preußen in großer Anzahl. So befahl er denn seinen Truppen, vor dem Thore zu bleiben, damit sich nicht allzuviel Soldaten in der Stadt anhäuften, wohl auch, damit den Russen keine Versuchung, zu plündern, gegeben würde.

Neben den grauenhaften Erinnerungen an die losgelassene Wuth, Mordlust und Grausamkeit der Menschen erquicken einzelne Züge des Edelsinns. Preußische Freiwillige waren auch in die hallesche Vorstadt gestürmt und jagten fliehende Franzosen nach dem inneren Stadtthore zu. Die Einwohner warfen ihnen aus den Fenstern Brod und Semmel (sie selber hatten es spärlich) zu. In der Geschwindigkeit genossen sie die Bissen, dann ging's rüstig wieder auf den Feind. Ein solcher Freiwilliger wollte eben die ihm zugeworfene Nahrung genießen, als er einen Franzosen in seiner Nähe erblickt. Er läuft gegen ihn, der Franzose ruft Pardon, der Preuße blickt ihn an und sieht ihm auf dem Gesichte Hunger und Krankheit geschrieben. „Da," ruft er und giebt ihm sein Brod, „Du brauchst es nöthiger als ich, da iß." Schnell eilt er vorwärts, schießt und ein Franzose liegt in seinem Blute. So dicht aneinander waren die Gegensätze.

*) Zufolge einer mündlichen Ueberlieferung wären Preußen auch westlich von der Brücke in den Löhrschen Garten eingedrungen.

Während dies sich hier begab, bahnten sich Sacken's Jäger im Rosenthale den Weg. Einmal in diesen Wald eingedrungen, was von Gohlis aus nicht schwer fiel, konnten sie auch weiter, als der Widerstand sich schwächte, und kamen, ihren Weg verfolgend, bei dem ihnen die Stadt zur Linken blieb, durch die Aue über den Brückensteg eines Elsterarmes am Jakobsspitale (den abzubrechen die Franzosen unterlassen hatten, weil dem mit ihrer Zerstörung beauftragten Anführer von Anwohnenden, die den Steg zu erhalten wünschten, falscher Bescheid gegeben worden war), in die Nähe der großen Brücke am Ende des rannstädter Steinweges, in die Nähe des lindenauer Dammes.

Der Schrecken, der während des gelingenden Sturmes auf die Franzosen fiel, steigerte noch das gewaltige Gedränge zum lindenauer Damme. Marmont vermochte in die verwirrte Masse, die wie ein fester Körper sich fortschob, nur dadurch hineinzukommen, daß einer seiner Anführer so lange mit dem Säbel einhieb, bis eine kleine Lücke entstand, in die ein zweiter Anführer sein Pferd hineinriß. An der Brücke wurde er von Oberst Montfort, der neben ihr hielt, befragt, welche Truppenabtheilung denn als die letzte kommen werde. „Bei der Verwirrung des Rückzuges“, erwiderte ihm Marmont, „werde darüber der Zufall entscheiden.“ Marmont war erst wenige Hundert Schritte von ihm weg, als ein starker, dumpfer Schlag die Luft erzittern machte.

Diese hohe, steinerne Thorbrücke über die Elster sollte gemäß des von Napoleon in der vorigen Nacht gegebenen Befehles, sobald die letzte französische Abtheilung sie überschritten hatte, gesprengt werden, damit der Feind nicht nachfolgen könne. Demzufolge war noch in dieser Nacht ein Floß mit drei Pulverfässern unter sie gefahren, an einen Bogen mit einem Taue fest angebunden und zum Anzünden vorbereitet worden. Oberst Montfort hatte die Weisung, daselbst den richtigen Zeitpunkt zur Sprengung wahrzunehmen. Zufolge eines französischen Berichtes nun will Montfort bemerkt haben, daß der Feind mit Haubitzen nach dieser Brücke schieße, und dies soll ihn bestimmt

haben, mit seinen daselbst aufgestellten Leuten ebenfalls abzuziehen, indem er nur einen Korporal, Namens Lafontaine, mit drei Sappeurs zurückließ. Nach einer anderen Angabe wollte er in Lindenau von Napoleon einen bestimmteren Verhaltungsbefehl einholen und hinterließ die Weisung, nicht eher, als bis man den Feind vor Augen habe, Feuer an das Pulver zu bringen. Eine dritte Mittheilung versichert, Montfort's Absicht sei gewesen, die Vorkehrungen zu treffen, um später auch die Brücke bei Lindenau zu zerstören: gleichviel, er verließ seinen Posten, und die Zurückgelassenen mußten glauben, daß der Zeitpunkt der Gefahr bevorstehe. Unmittelbar nachher schrieen mehrere über die Brücke gekommene Befehlshaber den Rottmeister heftig an: warum er denn die Brücke nicht in die Luft sprenge, jeder Augenblick Aufschub bedrohe immer mehr die Sicherheit des Heeres. Gleich darauf — es ging stark auf 1 Uhr — kamen aus dem Rosenthale feindliche Jäger, die fliehende Franzosen verfolgten, und ihre Büchsen knallten ganz aus der Nähe auf die Brücke. An Vertheidigung war nicht zu denken; daß der Feind der inneren Stadt sich noch nicht bemeistert hatte, wußte Lafontaine nicht. Er sah die verworrene Flucht, sah die Feldherren im Gewirre mit forteilen, er hörte die ängstlichen Zurufe aus der Menge: „legt Feuer an! legt Feuer an!“ er hörte das Hurrah des Feindes — die Brücke flog in die Luft.

Der Schlag des sich entladenden Pulvers war überaus heftig. Menschen, die an hundert Schritt davon standen, sollen zu Boden geworfen sein. Ein fürchterlicher Krach und gleich darauf die Zerstörung, welche die emporgeschleuderten Quaderstücke der Brücke verursachten, Steine, Wagen, Holzsplitter, Waffenstücke, Gliedmaßen zerrissener Menschen und Pferde flogen auf, in die Luft geschleudert, und stürzten verderbenbringend aus der Höhe jäh herab. Im ersten Augenblicke verbargen die Wirbel einer ungeheuren Rauchwolke das Entsetzliche; sowie sie sich verzog, zeigte sich das Bild der Verwüstung. Entsetzt stockte der Zug, aber der Schreck derjenigen, welche die Brücke schon hinter sich hatten, war nichts gegen die

krampfhafte Verzweiflung derer, welche sie noch hatten überschreiten wollen und sich für unrettbar verloren hielten. Dem Abzuge des Heeres war ein Ende gemacht. Vielleicht 20,000 Franzosen waren noch jenseits, noch Macdonald, noch Poniatowski, noch Lauriston, noch Reynier, noch Arrighi. In der Stadt wußte man nicht, was der dumpfe Schall bedeute, aber unter den Franzosen verbreitete sich schnell die erschreckende Kunde. Die Brückensprengung, die den einzigen Rückweg abschnitt, zerbrach auch in Leipzig selbst die Gegenwehr. Was noch an alten Banden der Zucht gehalten hatte, riß nun, Alles löste sich auf; der Gedanke der Rettung, die Pein, im Stiche gelassen zu sein, war das Einzige, was noch beschäftigte. Jetzt warfen Tausende ihre Waffen fort und eilten der Elster zu. In ihrer Angst sprangen sie hinein; viele Hundert aber, die nicht schwimmen konnten, fanden in dem angeschwollenen Wasser ihr Grab.

Borstell's Einbruch durch's Hinterthor hatte Marmont zum Aufgeben der halleschen Vorstadt gezwungen; er nöthigte auch Macdonald, auf den Versuch zu verzichten, die königsberger Landwehr zum grimmaischen Thore wieder herauszuwerfen. Sobald die Preußen in der Querstraße vorkamen, waren die Franzosen umgangen und zogen sich zurück. Bernadotte ließ nun auf der von Friccius erstrittenen Straße ein paar Geschütze vorfahren gegen das innere grimmaer Thor. Gegen zwei Stunden hatte der Kampf in den Vorstädten gewährt, bevor die Verbündeten in ihnen völlig Herren waren. Mit rühmlicher Ausdauer hatten die französischen Truppen an vielen Stellen sich geschlagen, zu wiederholten Malen angesetzt, die Eingedrungenen wieder herauszuwerfen; die Gassen und Gärten waren voll Blut und Leichen. Nunmehr ermattete der Widerstand; in wilder Verwirrung lief Alles widereinander. Es gab aber auch Andere, die der männliche Muth verließ, denn auch die Schwächlichkeit übt ansteckende Kraft. Der Leipziger Hußell schreibt: „So groß der Schrecken in allen Häusern bei Alt und Jung unter den Bewohnern war, so überstieg doch die Furcht und Angst der noch darin befindlichen Franzo-

sen alle Beschreibung. Viele sah man wie die Kinder weinen und bei jedem Kanonenschuß convulsivisch erschrecken. Selbst alte französische Soldaten, die schon manche Schlacht mitgemacht haben mußten, waren ungemein ängstlich. Mehrere derselben suchten sich sächsische Monturen, so sehr sie diese jetzt haßten, zu verschaffen, und zogen sie ohne Bedenken an." Kleine Trupps der Verbündeten nahmen schon große Haufen gefangen. Sahen's doch die Franzosen, daß jeder Widerstand nutzlos war.

Gleichwohl ging noch auf der Ost- und Südseite der inneren Stadt, auf dem Zwischenraume zwischen ihr und der Vorstadt, eine geraume Weile ein blutiges, verworrenes Gefecht fort, und an vielen Stellen wurde der erschütternde Sturmmarsch geschlagen. Hinter den Bäumen hervor und vom Wall herab ward auf die Verbündeten geschossen. Noch gar Mancher büßte das Leben ein. Zum Petersthor, über die sogenannte Esplanade (den heutigen Königsplatz), waren Bennigsen's Russen eingedrungen und hatten sich theils rechts nach dem Roßplatz gehalten, theils gegen das innere Petersthor gewendet. Die Truppenmasse, die Friccius beim ersten Vordringen auf dem Anger gesehen, Polen und Italiener mit Geschützen, bei ihnen die beiden Marschälle Macdonald und Poniatowski, hatte sich, weiter in die Stadt gehend, rückwärts gezogen. Poniatowski ermunterte diese Truppen zum Ausharren. Sie wurden unruhig, denn ein wildes Geschrei hatte sich erhoben: die Russen hätten das äußere Petersthor erstürmt; und wirklich stürzten sehr bald russische Jäger mit Hurrahruf hervor und schossen im Laufe ihre Gewehre ab. Sowie die Russen zahlreicher hervorkamen, erhielten sie noch ein heftiges Feuer von den Soldaten und aus den Geschützen und die Italiener gingen ihnen entgegen. Indeß die Russen nahmen den Kampf auf und warfen sie zurück. Die Italiener wollten nun weichen; ihre Anführer hielten noch Stand und suchten sie mit dem Degen vorwärts zu treiben. Aber da hörte ihre Geduld auf; sie kehrten ihre Bajonette gegen die Anführer

und liefen unordentlich auseinander. Unterdessen kamen schon in großer Breite Russen und Preußen im Sturmschritt heran, und das Kleingewehrfeuer, das allenthalben knatterte, durchtönte Hörnerklang und der Ruf: „Vivat Friedrich Wilhelm!“ Auch hier floh nun Alles. Macdonald schlug die Richtung zum rannstädter Thore ein. Er kam einige Minuten, nachdem die Brücke gesprengt worden war, am Flusse an, setzte beherzt mit seinem Pferde in's Wasser und gelangte glücklich hinüber. Poniatowski hielt nach links, warf sich über die Pleiße und suchte durch die Gärten zu entrinnen. Die Russen verfolgten ihn und seine schweren Reiter; zwischen Pleiße und Elster (im Reichelschen Garten bis in den jetzigen Gerhardschen) setzte sich das Kämpfen fort. Viele fliehende Franzosen verloren ihr Leben. Eine von den Franzosen gebaute Bockbrücke brach zudem unter der Last der gleichzeitig Hinüberströmenden zusammen; diejenigen, welche auf ihr sich gerade befanden, und auch die Vordersten, die eben der Hinteren Ungeduld vorwärts stieß, stürzten in den Fluß. Die Reiter suchten mit ihren Pferden durch die Elster zu schwimmen. Poniatowski, der auch während des unmittelbar vorhergehenden Gefechts auf dem Anger einen Schuß in den Arm und während dieser letzten Flucht eine Kugel in die Seite erhalten hatte, sah preußische Schützen von mehreren Seiten nahen. Er sprengte mit dem Rosse in den Fluß, an einer schmaleren und eben deshalb tieferen Stelle, deren jenseitiges Ufer ziemlich hoch ist, und sank unter. Die Heerführer Dümoustier und einige andere Anführer ertranken auch bei dem gleichen Versuche; die übrigen mußten sich ergeben. Der russische Heerführer Emanuel bedrängte in die Aue hinein den Feind hart. Seine Russen waren an der Elster. Das Feuer seiner Schützen brachte zuerst (um 2 Uhr) ein paar am lindenauer Damm auf der zweiten Hauptbrücke gestellte Geschütze, aus denen die Franzosen, um die Elster zu vertheidigen, fortdauernd auf die Stadt hin schossen, zum Schweigen. Dann legten die Russen Balken über die Elster, schritten auf das jenseitige Ufer und

verscheuchten von da die feindlichen Schützen. Sie streiften in den sumpfigen Wiesen bei der Stadt. Der französische Heerführer Bissaut gerieth in ihre Gefangenschaft, und auch Lauriston mit mehreren Anführern, die eben bemüht waren, über die Elster auf übergelegten Brettern zu kommen, mußten sich ihnen ergeben. Emanuel selbst, der zu den vordersten Plänklern geritten war, nahm ihn gefangen. Kaum war dies geschehen, so nahte wieder ein Trupp von mehreren Hundert Franzosen mit vielen Anführern. Emanuel war abgeschnitten, jedoch die Geistesgegenwart nicht verlierend, nahm er Lauriston an seine Seite, ritt ihnen entgegen und rief gebieterisch: „Streckt die Waffen!" (à bas les armes!) Und so groß war die Betäubung und Niedergeschlagenheit, daß sie dem Rufe gehorchten. Emanuel hatte wenige Leute bei sich, an's Entwaffnen und Abführen konnte er nicht denken; er ließ den Anführern die Degen auf ihr Ehrenwort. Sie blieben gefangen. — Für die Masse der zurückgebliebenen Franzosen gab es kein Entweichen. Einzelne entrannen durch die Aue, in der während dieses Tages viele Flüchtlinge, die ihre Waffen von sich geworfen hatten, zu entkommen strebten. Viele, welche meinten, die Gewässer durchwaten zu können, versanken in der Tiefe

Während dieses Fechtens war die innere Stadt in die Gewalt der Verbündeten übergegangen. Die Badenser sollten die Thore vertheidigen, hatten aber dazu keine Lust. Indessen wußten dies die Angreifer nicht und mußten behutsam zu Werke gehen. Vor dem grimmaischen Thore, welches neben dem heutigen Café français war, standen mehrere Geschütze ohne Bedienung. Ein behender preußischer Anführer, dessen Name nicht aufbewahrt worden ist, watete mit einigen Freiwilligen durch den Stadtgraben und fand das enge Seitenpförtchen offen (oder schlug es ein), das Thor selbst durch quervorgestellte Wagen versperrt. Die als Wache dastehenden Badenser laufen augenblicklich die grimmaische Straße entlang nach dem Markte; einige nur halten Stand und werden übermannt. Des Eingangs Herr, ga-

ben diese Preußen eine Ladung auf die Weichenden und schritten langsam und vorsichtig die grimmaische Straße vorwärts. Auf dem Markt viele Truppen erblickend, zogen sie sich schnell zum Thore zurück und warteten, bis ihre Landsleute nachgefolgt waren. Pommern, geführt von Knobloch, Stöwel und Löwenfeld, kamen nun zum grimmaischen Thore herein. Auf dem Marktplatze standen die Sachsen und die Badenser aufmarschirt, Gewehr bei Fuß, ihre Feldmusik spielte lustige Weisen; dorthin nahmen auch französische Soldaten, die noch in der Stadt waren, ihre Zuflucht; die polnischen Anführer begaben sich in das Haus, in dem ihr König war. Jetzt — um ½1 Uhr — hörte man Geschrei und den hellen Klang der Schützenhörner, lautes „Hurrah!" „Victoria!" und „Vivat Friedrich Wilhelm!". Die Preußen marschirten im Sturmschritt herein. Da jubelten die Einwohner. Aus den geöffneten Fenstern begrüßten sie sie mit freudigem Zuruf und wehten mit Tüchern zur Begrüßung. Als Toll, der sich noch bei dem König von Sachsen befand, die Schützenhörner und einzelne Schüsse hörte, springt er an's Fenster, reißt es auf und ruft den Preußen zu, nicht auf die Sachsen zu schießen. Natzmer, der den König früher verlassen hatte, sorgt schnell für seinen Schutz und fordert die Sachsen auf, nun ihre deutsche Gesinnung zu zeigen und ihre Waffen gegen die Franzosen zu kehren. Aus den Fenstern wehten die Frauen mit Tüchern und mahnten gleichfalls die sächsischen Soldaten, „nun für die gute Sache zu kämpfen.". Die Mannschaft folgte willig, ihre Anführer verloren sich stillschweigend. Toll aber redet unterdessen die Badenser an, damit sie sich mit denen vereinigten, die „für Deutschlands Befreiung" fechten. Angekommen auf dem Marktplatze, schreiten die Preußen an den in Reih' und Glied stehenden Sachsen vorüber gegen die Mitte hin, wo noch ein Haufe Franzosen hält, aus dem Einige heraustretend auf die Preußen schießen. Sogleich streckte eine preußische Kugel einen dieser Unbesonnenen zu Boden und ein unblutiges Handgemenge folgt, das schnell zu Ende ist. Unter den hier Uebermannten befindet sich auch der Stadtbefehls-

haber Bertrand II. Ihm nichts zu Leide zu thun, da er sich als ein braver Mann bewiesen habe, bitten sogleich sich herandrängende Bürger die preußischen Jäger.

Um dieselbe Zeit kommen die Verbündeten auch zum Petersthor herein. Die Badenser, die es hüten sollten, waren abgezogen nach dem Markte, als es beschossen wurde. Bennigsen selbst (ungeachtet er verwundet ward) war mit seinen Massen davorgerückt und hieß den Fahnenführer Wedell, mit Preußen das Thor nehmen. Ohne Kampf wurde es ihm geöffnet. Eine russische Fahne folgte und stellte sich vor des Königs von Sachsen Wohnung auf. Von innen her wurden sogleich von den eingezogenen Truppen die verschiedenen Ausgänge geöffnet und aus ihnen auf die noch immer dicht vorbeiziehenden Franzosen gefeuert. Franzosen liefen noch einzeln in den Straßen herum; auf diese wurde geschossen. Vor dem innern rannstädter Thore währte noch das Kampfgewühl fort. Die an der Nordseite der inneren Stadt hereinfluthenden Soldaten wogten auch in einer wirren Masse von vielleicht 8000 Oesterreichern, Preußen, Russen, Schweden untereinander vorwärts; einer war dem andern hinderlich. Das Ansprengen von ein paar französischen Panzerreitern trieb sie einmal drei- bis vierhundert Schritt zurück, bis sie sich besannen und nun die Tausende auf die wenigen Reiter anlegten, die sogleich mit ihren Pferden durchbohrt stürzten. Die französischen Geschütze vor dem rannstädter Thor sendeten dieser heranströmenden Masse drei Kartätschenladungen entgegen, die in den Haufen entsetzlich einschlugen, doch unaufhaltsam wälzte er sich weiter und erreichte die Geschütze. Ehe noch die Wegnahme der Geschütze erfolgte, führte in der inneren Stadt Ratzmer die sächsischen Soldaten, die von ihren sämmtlichen Befehlshabern verlassen waren, zum rannstädter Thor hin, stellte sie hinter den Mauern auf und ließ sie auf den verwirrten Haufen der Franzosen schießen; bald brachen auch Preußen aus dem Thore heraus. Auf dem Fleischerplatze wurde noch viel geschossen. Bekennen muß man, daß, wie über alles Lob erhaben auch die Kampflust und Tapferkeit im ver-

bündeten Heere war, nicht durchweg höhere Einsicht in ihren Reihen wahrnehmbar ist. Das Korporalswesen, welches die deutschen Regierungen aufrechtzuhalten bemüht gewesen sind, hatte überwuchert, und wenngleich durch die freiwilligen Kräfte, die sich dem Heere angeschlossen und eingefügt hatten, jener niedrige Geist, der in den deutschen Heeren früher geherrscht hatte und nachmals wieder vorwaltete, einigermaßen gedämpft und eine gehobene Gesinnung erweckt worden, so blieb dennoch bei hohen und niederen Befehlshabern so sehr viel von dem alten üblen, dem deutschen Namen keineswegs zur Ehre gereichenden Soldatenwesen übrig, so viele Rohheit, Einsichtslosigkeit und handwerksmäßige Stumpfheit, daß wir die Augen dafür unmöglich schließen können. Auch dieses Niederschießen, das auf die Entscheidung, die schon gefallen war, gar keinen Einfluß mehr ausüben konnte, gehört nicht mehr unter die Bezeichnung „Kampf“, verfällt dem Bereiche des Mordens. Die zusammengedrängten Franzosen hatten weder Gegenwehr, noch Entweichen frei; willenlose Ergebung blieb ihnen nur übrig, und wo sie noch von ihren Waffen Gebrauch machten, geschah es, weil sie zur Verzweiflung getrieben wurden. Unnützes Blutvergießen schloß diese Schlacht. Daß der Krieg die Gemüther verwildert, selbst wenn er um gerechte Sache unternommen wird, zeigten die letzten Auftritte. Noch flohen Franzosen den rannstädter Steinweg entlang, der sie doch nicht der Hand des Feindes entzog. Etwa zwanzig preußische Landwehrmänner stürzten nach, schossen wiederholt in den dichten Haufen und, da ihnen das Morden nicht flink genug von der Hand ging, so stießen sie mit ihren Bajonetten die Fliehenden nieder und brauchten zur Abwechselung ihre Kolben; die Getroffenen stürzten sie, um sich Platz zu schaffen, in das vorbeifließende Wasser. Andere Soldaten kamen nach und halfen ihnen würgen.

Ohne Gegenwehr also war die Einnahme der inneren Stadt Leipzig erfolgt. Ein Preuße aus dem Zuge der in die Petersstraße Einrückenden, ein Franzose von den wenigen, die zu

kämpfen sich noch getrauten, waren auf dem Markte niedergestreckt worden, mehrere Flüchtige wurden auf den Straßen oder in den Häusern, in die sie sich zu retten suchten, getödtet. Die Ueberlieferungen der Leipziger erzählen davon, aber diese rühmen zugleich, daß in der inneren Stadt die Soldaten weder Plünderung noch anderweite Ausschreitungen sich herausnahmen. Ein bemittelter Kaufmann, welcher am Markte Wein feil hatte, öffnete, als die Preußen hereinkamen, seinen Laden; schnell füllte der Raum sich mit Durstigen, und wiewohl er sich gefaßt gemacht hatte, daß die Wenigsten Geld für sein Getränk geben würden, bezahlten doch (wie er selbst vor einem Vierteljahrhundert dem Verfasser dieser Erzählung versicherte) wohl Alle. Gefangen waren die verwundeten Heerführer Reynier und Prinz Emil von Darmstadt. Arrighi, Herzog von Padua, versteckte sich und entkam nachher in Weiberkleidern. Französische Schriftsteller selbst schätzen die Zahl Derer, die sich am 19ten ergeben mußten, gegen 15,000 Mann. Auf der Westseite der Stadt währte das Schießen und Morden noch eine ganze Stunde. Um halb 3 Uhr erst hörte der Kriegslärm auf. Ziemlich um dieselbe Zeit war Napoleon, nachdem Mürat und Augereau ihn aus seinem festen Schlafe aufgerüttelt hatten, mit den Trümmern seines vor kurzem noch so furchtbaren Heeres — denn Trümmer waren es nur noch — von Lindenau, indem er in dieser Gegend eine starke Nachhut von Reitern zurückließ, an welcher zugleich die einzeln ankommenden Flüchtlinge, einige Tausend noch, eine Stütze finden konnten, nach Markranstädt weiter gezogen, wo es erst möglich wurde, die flüchtige Menge zu ordnen und zu gliedern. Zweihundert sächsische Panzerreiter, die Napoleon hatten folgen müssen, der Ueberrest zweier Regimenter, wurden hier von ihm entlassen, mit der Verbindlichkeit, nicht unter Jahr und Tag gegen die Franzosen zu dienen.

Bernadotte, dessen Heer Leipzig am Hinterthor und am grimmaischen Schlage eingenommen hatte, war sogleich, als er die Aufgabe dieses Tages erfüllt wußte, in die Stadt gekommen, in der Bennigsen sich schon befand, und sein Erstes war,

dem Könige von Sachsen seine Aufwartung zu machen. Während er noch bei dem sächsischen Könige sich aufhielt, zog auch Kaiser Alexander ein. Dieser beeilte sich auf die erhaltene Kunde der Einnahme, in dem edlen Wunsche, die Stadt durch seine Anwesenheit vor dem traurigen Schicksale eines erstürmten Platzes zu beschützen, nach Leipzig hereinzukommen. Noch während die Trommeln den Sturmmarsch wirbelten, während des Geknatters der Gewehre auf dem Fleischerplatze und des Granatenwerfens der Franzosen vom lindenauer Damme, um 1 Uhr hielt er seinen Einzug. Wohl war dies der größte Einzug, der je geschah, denn ein großes Geschick hatte sich erfüllt. Europa's Schicksal war geändert. An Alexander's Seite waren der König von Preußen, der Oberfeldherr Schwarzenberg und viele Feldobersten, lange Truppenzüge mit ihren siegreichen Fahnen folgten hinter ihnen. Ohne Gepränge, schlicht, wie es Männern wohl ansteht, die soeben Schweres vollbrachten, zogen sie in dem eroberten Leipzig ein. Mühsam kamen sie fort durch die engen Straßen, in denen so viele Leichname von Menschen und Pferden lagen, in denen das jauchzende Volk sich herandrängte, um die Retter Deutschlands, die Ersehnten, die Helden zu schauen. „Der Volksjubel", schrieb damals ein Leipziger, „überstieg alle Grenzen. Ein tausendstimmiges, frohlockendes Hurrah und Vivat wurde ihnen von allen Seiten zugerufen, und aus allen Fenstern weheten die friedlichen weißen Tücher. Einige sehr wenige waren an diesem großen Tage unglücklich genug, sich nicht freuen zu können; es war die einzige, aber auch schwere Strafe, kein deutsches Herz im Busen zu tragen. Nie schallten Kaisern und Königen die lauten Grüße vieler Tausende so tief aus den Herzen zu, als Alexandern, Franzen, Friedrich Wilhelm und Karl Johann." Nach den trüben Tagen schien hell die Sonne auf den einziehenden Sieger. An des Feindes Verfolgung ward in dem Jubelrausche wenig gedacht. Doch Gneisenau sprach es hier zuerst laut aus, daß der Krieg nicht anders als mit Napoleon's Sturze enden dürfe. Mit Blücher, dem schlachtenlustigen Führer des schlesischen Heeres, traf er in der Stadt mit den

andern Feldherren zusammen. Als die Bundesfürsten auf den Marktplatz kamen, traten die daselbst befindlichen Franzosen, denen man ihre Waffen noch nicht hatte abnehmen können, ehrerbietig vor ihnen in's Gewehr. Alle Fenster der Häuser am Markt, selbst die Dächer, waren mit Menschen angefüllt, die sie jauchzend begrüßten, Hüte schwenkten, mit flatternden Tüchern zuwinkten, sogar Blumen zuwarfen, und es wollte der Jubel nicht enden. Aus den unteren Stockwerken reichte man Speise und Trank. Verschwunden war in diesem Augenblicke jeder Gedanke an das vorhandene Elend. Aus des sächsischen Königs Wohnung kommt ihnen Bernadotte entgegen und sie begrüßen sich, obschon (wie der Britte Wilson verräth) den Purpurgeborenen keineswegs behaglich war, das Angesicht eines vom Volk gewählten Fürsten zu schauen. In der Thüre seines Hauses stand der alte König von Sachsen; er ging den triumphirenden Herrschern nicht entgegen, trat nicht aus dem Flure auf die Straße; er wartete, daß sie zu ihm herankämen. Kalt seinen Gruß erwidernd, zogen sie ihres Weges weiter.*) Dem Kronprinzen von Schweden wiesen sie den Befehl über die in Leipzig befindlichen Truppen zu. Sie ritten erst zum rannstädter Thor, wo immer noch viel geschossen wurde. Mit Mühe machten ihnen die Leibkosaken in dem Gedränge Platz. Kaiser Franz war immittelst benachrichtigt worden, daß der Sieg so gut wie entschieden sei. „Es will Friede werden!" waren seine ersten Worte. Dann ritt er nach Leipzig, kam gleich nach 2 Uhr, doch nur auf kurze Zeit in die Stadt. Die anderen Herrscher blieben vorerst

*) Vehse erzählt (Geschichte der deutschen Höfe 1854, Band 34, Seite 311) „aus sicherer Quelle": Kaiser Franz habe durch Vermittlung des prager Kaufmanns Lämel ein Schreiben an den König von Sachsen gelangen lassen mit der Aufforderung: inmitten der Verwirrung einen für ihn bereitstehenden Wagen zu besteigen und sich nach Oesterreich abführen zu lassen. Der König habe jedoch, weil der Brief aus Vorsicht die Aufschrift „an den Grafen Nesselrode" hatte, durch kein Zureden Lämel's sich bewegen lassen, ihn zu erbrechen, und den Lämel nur ersucht, statt seiner Person seine Chatoulle zu retten. Lämel habe selbige denn auch in den kaiserlichen Wagen gebracht und fortgeführt.

in Leipzig. Nun erst bedachte sich der König von Sachsen und ließ den Kaiser Alexander bitten, ihm Zeit und Ort zu bestimmen, wo er ihn besuchen könne. Am Abende dieses Tages wurde ihm darauf in schonender Form eröffnet, daß er unter Begleitung eines russischen Geheimeraths nach Berlin abzureisen habe. Am folgenden Tage aber machte Alexander der Königin seine Aufwartung. „Rauschend (erzählt einer von denen, die das Hinterthor zuerst erstürmten, der Freiwillige Roderich) war nun die Freude der Leipziger. Sie leuchtete aus aller Augen hervor. — Was sie bei der Seele hatten, gaben sie heraus, uns Hungrige zu speisen, uns Durstige zu tränken und auf mancherlei Weise zu erquicken. Als längst Ersehnte waren wir überall willkommen, überall zu Hause, und wahrlich! oft rührend war der Ausbruch dankbarer Freude, mit der man zum Genuß eingeladen wurde."

Die Schlacht der Schlachten war zu Ende. Einige Stunden des Freudenrausches in den Gemüthern ließen ihren dunklen Hintergrund vergessen. Hinweggerollt war das große Ereigniß über einen weiten Raum, den es als Brandstätte, als ein unermeßliches Leichenfeld zurückließ. Wo vor einigen Tagen noch blühende, stattliche Dörfer gestanden, waren jetzt rauchende Ruinen und unförmliche Steinhaufen. Anlagen, die zum Schmucke gedient hatten, und Hecken waren verschwunden, gleich den Häusern. An vielen Stellen sah man die Reste von Feuerbränden und darum zertretenes Stroh und Knochen. Weggeworfene, schlechte Kleidungsstücke, Pferdegeschirre, zerrissene Tornister, zerbrochene Waffen, zerschlagene Laffetten, Kanonenläufe, Karren und Pulverkasten waren ringsumher gesäet auf dem hier zerstampften, dort aufgewühlten Boden. Blut klebte allerwegen, und überall, überall, wohin der Blick sich wendete, lagen die Leiber von Menschen und Pferden wild übereinander in scheußlicher Verstümmelung und ach, unter den Leichnamen noch viele Sterbende, deren Lebensflamme langsam, qualvoll erlosch. Giebt es etwas Gräßlicheres, Grauenvolleres, was je das Auge sehen kann, als der Anblick eines Schlacht-

feldes? Wer die leipziger Wahlstatt betrat, den schauderte und fror, und er wünschte sich sein Lebelang nimmer wieder desgleichen zu schauen. Grabesstille herrschte jetzt auf den Gefilden, in denen kürzlich so wildes Toben gewesen war. Nur Raubvögel unterbrachen sie. Nach 10 Tagen fand man zum Beispiel in einer Scheune von Meusdorf 114 verhungerte, verblutete Soldaten, denn kein lebendes Wesen war zu diesen Verwundeten gekommen. Nach einigen Tagen wurden die Getödteten an Pferde gebunden fortgeschleift, von gleichgültigen Händen in große Gruben geworfen, Freunde und Feinde zusammen, mit Kalk und Erde überschüttet. Wochen gehörten zu dieser Arbeit. Lange lagen noch Leichname uneingescharrt umher, bis in's nächste Jahr hinein. Es war das Schlachtfeld ein verpestender Pfuhl der Verwesung und die Todten rafften die noch Lebenden sich nach.

Mit soviel Zerstörung, Jammer und Elend mußte die Befreiung Deutschlands erkauft werden, theuer, sehr theuer. Wie viel Menschenleben die Schlacht bei Leipzig kostete, wie viele durch sie auf's Siechbett hingestreckt wurden, wie viele für ihr Leben als Krüppel verkümmerten, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben. Der Gesammtverlust aller Heere belief sich aber gegen Hunderttausend! Gneisenau schätzte unmittelbar nach der Schlacht den der Verbündeten vom 14ten bis zum 19ten zwischen vierzig- und funfzigtausend Mann. Plotho berechnet ihn auf 46,804 Mann, d. h. beinahe den sechsten Mann. Natürlich sind dabei die Vermißten mit inbegriffen, deren Zahl aber nicht groß war. Das schlesische Heer war am Anfange dieses Feldzuges 103,000 Mann stark und jetzt auf 40,000 geschmolzen. Am empfindlichsten hatten die Russen gelitten, sie nahmen einen Abgang von 22,000 Mann an für diese vier Tage; der der Oesterreicher betrug, wie angegeben wird, 14,961, der der Preußen 14,170, der der Schweden 310. Erbeutet waren etwa 370 Geschütze, 130,000 Flinten, 900 Pulverwagen, gefangen genommen ungefähr 20,000 Feinde, außerdem lagen in Leipzig 23,000 Verwundete und Kranke,

ungerechnet diejenigen, die nachher noch vom Schlachtfelde hereingeschafft wurden; an 30 Heerführer befanden sich in der Gewalt der Sieger. Den französischen Verlust der Wahrheit annähernd abzuschätzen, ist noch mißlicher. Im Treffen selber waren ihnen weit weniger Männer getödtet oder kampfunfähig gemacht worden, als den Verbündeten; wenn man die Ziffer derselben aber unter der Hälfte der jenseitigen bestimmt auf 20,000, so hat man sicher zu niedrig gegriffen. Die Verbündeten nahmen an, 38,000 Franzosen seien gefallen oder verwundet worden. Verwundet waren: Ney, Marmont, Macdonald, Reynier, Lauriston, Maison, Latour-Maubourg, Sebastiani, Souham, Charpentier und noch 5 Heerführer, todt: Daubry, Vial, Rochambeau, Delmas, Frederic, Poniatowski, Dümoustier. So schwer büßten Napoleon's Gefährten. Wie groß Napoleon's Verlust wirklich gewesen ist, ergiebt sich richtiger aus dem, was er übrig behielt. Es blieben ihm nach Marmont's Aussage ungefähr 60,000 Mann. Bei Hanau konnte er über nicht viel mehr Geschütze als 200 verfügen, und mit 1300 Stücken hatte er diesen Feldzug eröffnet. Danach würdige man die Größe seines Verlustes durch die leipziger Schlacht. Sein zweites Heer war binnen Jahresfrist vernichtet, denn noch war kein Jahr um, seit Frankreich die Blüthe seiner Landeskinder verloren, die Bundesgenossen im Abfall, in wilder Flucht begriffen die Ueberreste der Heere, die so lange Deutschlands Schrecken gewesen. Napoleon war im Mittelpunkte von Europa auf's Haupt geschlagen; um Frankreich fortan zu kämpfen, war sein Loos.

Nicht erzählen wir von dem Gewühle in Leipzig, welches in den nächsten Tagen nach der Schlacht stattfand. Kaum hatte das Schießen aufgehört, so kamen, schon am 20. Oktober, polnische Juden in die Stadt, um zu handeln, und jegliche Waare, die vorräthig war, fand Käufer. Die Geschäfte gingen wieder flott — hätten nur auch die Verwundeten und Kranken nothdürftige Fürsorge gefunden! Das hätte doch nicht vorkommen sollen, daß auf dem Schlachtfelde Haufen von Verwun-

deten den Hungertod starben, daß Franzosen die Knochen ihrer gefallenen Kameraden benagten! Leider fehlte eben im Heerwesen die rechte Fürsorge für die unbrauchbar Gewordenen, und im Königreich Sachsen herrschte in den obrigkeitlichen Kreisen unter täuschendem Anstrich arge Verlotterung. Das Volk wurde vom Anblick so vielen Jammers allmälig abgestumpft, und die Mittel der Barmherzigen (deren es viele gab) reichten nicht weit. Wenden wir das Auge von diesem unermeßlichen Elende ab.

Bald war im Lager der Verbündeten der Ruf allgemein: „kein Friede mit Napoleon; er wäre doch nur bloßer Waffenstillstand; denn sein Lebenszweck ist Erobern." Am 26. Oktober erfolgte der Herrscher Verständigung über die Einsetzung einer Verwaltungsbehörde für die eingeommenen Länder. Auch ohne rührige Hatz auf den Feind stellten sich rasch die ungeheuren Wirkungen des durchschlagenden Sieges heraus.

Der Franzosen Flucht ging, während Oudinot und Bertrand die Verfolger abhielten, über Weißenfels und Freiburg nach Erfurt, wo das Heer am 23. Oktober eintraf. Ein Drittel des Heeres zog nicht in geschlossener Ordnung, sondern in Banden neben der Heeresmasse einher; für diese kam dazumal der Name Fricoteurs auf. Viele warfen, um nicht beschwert zu sein, ihre Gewehre von sich, gar mancher Flüchtige sank vor Mattigkeit um, blieb auf dem Wege liegen und verkam, ohne daß sich Jemand um ihn bekümmerte. Von den umschwärmenden leichten Truppen der Verbündeten wurden ganze Haufen gefangen genommen, ohne daß sie ernstlichen Widerstand geleistet hätten; ja es gab Franzosen, die „um Gotteswillen" baten, als Gefangene abgeführt zu werden, weil sie sonst zu verhungern fürchteten. Die ganze Fluchtstraße bis zum Rhein bot schauderhafte Bilder des Jammers. In Erfurt fand Napoleon 9—10,000 frische Soldaten und massenhafte Vorräthe; sein Heer stieg hier auf 80,000 Mann, allein er durfte ihm keine längere Rast zur Wiederherstellung der Kräfte

gönnen, weil er allzuschwer auf's Haupt geschlagen war. Es gab für ihn keinen Halt mehr diesseits des Rheines. Er entließ hier die Baiern, die er noch bei sich hatte, und zog mit 80,000 Mann (soviel hatte er zusammengebracht) von Erfurt am 25. Oktober ab, während sich das böhmische Heer bei Weimar sammelte. In Fulda trennten sich von Napoleon am 27sten die Würtemberger. Rasch suchte Napoleon die Straße nach Frankreich, weil schon Wrede sie ihm mit Baiern und Oesterreichern am Main verlegte. Kämpfend vom 29. bis 31. Oktober bei Gelnhausen, Hanau, Frankfurt warf Napoleon diesen bei Seite.

In Frankreich betäubte die Kunde von der leipziger Schlacht. Was hatte man dort sich bisher um die Niederlagen der Marschälle gekümmert? War doch der Kaiser ungeschlagen! Jetzt fiel jäher Schreck auf seine Anhänger. Plötzlich wurden sie inne, daß sein Thron nicht fest stand. Ein jähes Auseinanderfahren geschah.

Erfolg auf Erfolg fiel den Verbündeten zu. Am 15. Oktober hatte Tettenborn Bremen eingenommen, wodurch die Verbindung mit England hergestellt wurde; wenn auch am 22sten die Franzosen in Bremen wieder einzogen, scheuchte sie doch sehr bald die Nachricht von Leipzig fort. In Kassel verkündete zwar die Polizei am 22. Oktober einen Sieg Napoleon's, aber in ganz Westfalen erhob sich das Volk, jagte Beamte und Gensd'armen hinweg, und in der Frühe des 26sten entwich König Jerome. Nun zerfiel der Rheinbund ganz. Obgleich Würtemberg's König immer noch glaubte, daß Napoleon zuletzt doch noch siegen werde, verließ er ihn am 2. November, als ihm Oesterreich seinen Staat und seine Herrlichkeit gewährleistete. Auch Baden's Herrscher vereinigte sich am 20sten mit den Verbündeten, nachdem er vergebens eine neutrale Stellung einzunehmen versucht hatte. Selbst König Mürat, der Wankelmüthige, verließ den Kaiser. Bernadotte aber führte 60,000 Mann gen Norden, nach Dänemark.

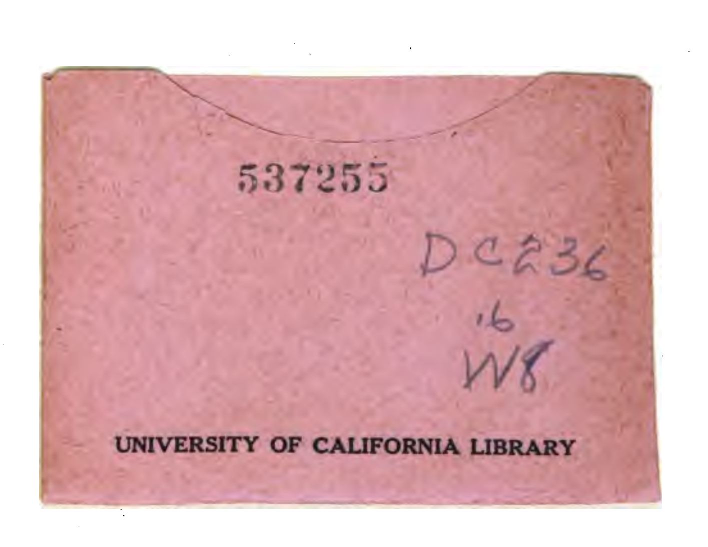
Da bat dessen König um Waffenstillstand und trat am 14. Januar 1814 an den König von Schweden Norwegen ab, wogegen er Lauenburg empfing und Schweden an Preußen Vorpommern mit Rügen überließ. Die Preußen unter Bülow betraten am 23. November den Boden Holland's und gewannen dort am 30sten die Festung Arnheim mit der Rheinbrücke; die Oesterreicher rückten am 21. December in der Schweiz ein; in den ersten Januartagen 1814 überschritten die Hauptheere den Rhein.

Verloren waren für Napoleon alle Plätze, die östlich von ihm sein Kriegsvolk noch innehatte, Zamosc, Modlin, Danzig, Glogau, Küstrin, Stettin, Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Hamburg, Erfurt, Würzburg, Mainz, Wesel, Kehl, in denen wohl auf anderthalbhunderttausend Soldaten lagen!

Durch alle deutschen Lande aber ging ein Ruf des Jubels, als man die Thaten von Leipzig vernahm. Gneisenau meldete am 22. Oktober einer preußischen Prinzessin die Siegesbotschaft mit den Worten: „Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr werth, als unermeßliche Reichthümer bei fremder Herrschaft.“ Groß waren damals die Hoffnungen der Deutschen und gerecht. Wie wenig sind sie in Erfüllung gegangen! Den Sieg beuteten die Herrscher für sich aus zur Wiederherstellung der Herrscherhäuser, und nicht einmal die seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts von Deutschland abgerissenen Länder wurden wieder zu Deutschland geschlagen, ja sehr bald wurde sogar den Deutschen zum Lohne für ihre Hingebung zugemuthet, zu vergessen, daß sie eine Nation sind. Wenn aber auch die entfernteren Folgen des leipziger Sieges wider das siegreiche Volk der Deutschen ausschlugen, so lebte doch in den Gemüthern einer edlen Jugend jene Begeisterung fort, welche den Aufschwung

gegen die Fremdherrschaft bewirkt hatte, und jene große Zeit ließ einen Samen für eine bessere Zukunft zurück, der aufgehen wird.

Druck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße 34.


537255
DC236
.6
W8
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

